# Hoch vom Dachstein

Peter Rosegger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Hoch vom Dachstein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mot in R.D
12/28 - 14
J.L.

# Hoch vom Dachstein

---

## Geschichten und Schildereien aus Steiermark

von

## Peter Rosegger

OC

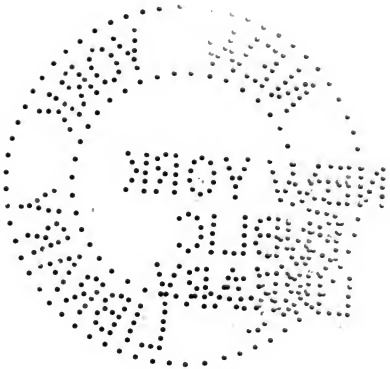
Neunte Auflage

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1907.

New York Public Library
AGUILAR BRANCH
174 EAST 110TH STREET,
Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1916

Alle Rechte vorbehalten.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Ges. R

# Ein Schreiben an Mutter Styria.

Meine liebste Frau Mutter!

Fürs erste mache ich Euch die gebührende Anzeige, daß Ihr wieder einen lieben Enkel bekommen habt. Seid nicht ungehalten. Meine süße Gattin, Frau Muse, hat mich eben wieder mit einem Sprößling erfreut. Glücklicherweise sind es diesmal keine Zwillinge, wie im vorigen Jahre, sondern es ist ein einziger, leidlich wohlgebildeter Junge, hoffentlich so gut und gesund geartet, daß er gleich seinen älteren Geschwistern den Weg in die Welt wird machen können.

Fürs zweite, liebe Frau Mutter, will ich Euch gebeten haben, an dem Jungen Patherstelle zu vertreten. Ich denke, er ist ein Steirer durch und durch, und so möchte ich ihm mit Eurer Erlaubniß den steierischen Namen „Hoch vom Dachstein" geben. Gleichsam, als solle er von dem höchsten Berge unseres Landes mit hellem Auge hinschauen über die Gauen seiner schönen Heimat, und wenn er will, auch darüber hinaus. Dann mag er niedersteigen zu uns und erzählen, was er gesehen hat.

42981

Digitized by Google

Herzensfreudig singe er Euer Lied, Mutter Styria. Und möge sein geringes Dichten auch ein gerechtes Richten sein, so daß er Eure Schönheit und Würde preise, Eurer Kinder Vorzüge erhebe und auch deren Sünden nicht verhehle, damit sie als wahrhafte Menschen dastehen vor der Welt und sich selber. Es wird Euch so recht sein.

Ein Schalk und Schelm wie seine Geschwister, aber auch voll sinnender Ernsthaftigkeit, so kommt der Junge gegangen. Den grünen gefiederten Steirerhut schwingend, mit vergißmeinnichtblauen Augen und alpenrosenrothen Lippen so jauchzt er Euch entgegen: Steiermark! Heimatland, sei gegrüßt!

Ich empfehle uns Alle in den Schutz Gottes und verbleibe, liebste Frau Mutter, bis in das kühle Grab Euer dankbarer Sohn

**P. K. Rosegger.**

Krieglach, im Sommer 1891.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Digitized by Google

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Vorwort | V |
| Der Adlerwirth von Kirchdorf | 1 |
| Als ich den Himmlischen Altäre gebaut | 110 |
| Dem Anderl sein Tabakgeld | 119 |
| Die Stadt im Walde | 128 |
| Aus der Eisenhämmerzeit | 139 |
| Der Bauern-Spöttler | 152 |
| Ein Liebling der Steiermark | 162 |
| Frühling | 173 |
| Sommertage im Waldland | 185 |
| Bergfrieden | 199 |
| Nacht | 211 |
| Die unworbene Schöne | 226 |
| Wie die Bauern Politik treiben | 232 |
| Die schlaue Mariandl | 239 |
| Eine gute Kameradschaft | 249 |
| Nussenspielen | 257 |
| Der Meisterschuß | 268 |
| Hauptmann Fortner und seine Frau | 279 |
| Matthias Scholler | 301 |
| Philippus der Hasser | 322 |
| Karl der Große | 339 |
| Ehre | 351 |


Digitized by Google

Seite

Lieb' läßt sich nicht lumpen . . . . . 364
Das Mädchen unter dem Fichtenbaum . . . . . 381
Wie Eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam . 394
Wie sich der Gebirgsbauer sein Haus baut . . . . . 401
Der Meichelbumhof . . . . . 411
Wie sich unser Landvolk bei drohenden Gefahren verhält . . 426
Der Pfingstlotter . . . . . 438
Der Schnee als Verkehrsstraße . . . . . 447
Die goldene Hochzeit . . . . . 452

Digitized by Google

PROPERTY OF THE
CITY OF NEW YORK

# Der Adlerwirth von Kirchbrunn.

## Eine Dorfgeſchichte.

### Erſter Abſchnitt.

„Alſo vorwärts!“ rief das Mäxlein und ſprang flink in den Wagen. „Wolfram, komm an meine grüne Seite, Du haſt ganz nett Platz neben dem alten Knaben! Wir wollen ja ſchwatzen unterwegs!“

Demnach ſetzte ſich der junge Kutſcher nicht auf den Bock, ſondern ſchickte ſich an, vom bequemen Sitze des Landauers aus die Pferde zu leiten. Es waren zwei muntere Braune, deren glatte Haut einen feinen Seidenglanz hatte, als ob ſie wie das Riemzeug gewichſt worden wäre.

Der Kutſcher war Wolfram Seltenſteiner, der junge Wirth vom „Schwarzen Adler“ zu Kirchbrunn. Ein froh und freundlich in die Welt blickender Blondkopf von etwa dreiundzwanzig Jahren. „Ein Geſicht, länglich-rund wie ein Tauben-Ei, Augen hell und blau wie der Himmel im Mai, Naſe ſchlank und ſtramm, rothe Oberlippe keck und zahm, der Mund ſo angethan, daß er gut lachen und küſſen kann. Vom Scheitel bis zur Zehe hinab ein ſchlanker, hübſcher, geſunder Knab'.“



Digitized by Google

„Junger Mann!“ rief ihm der kleine Alte zu, „ſtelle ja nichts an! Wenn Du durchgehſt und ich erlaſſe auf Dich den Steckbrief, ſo kommſt Du nicht weit, die Weiber fangen Dich ein!“

Einen Schnalzer mit der Zunge machte der junge Mann, da trabten die Rößlein fürbaß.

„Behüt' Gott, Herr Profeſſor! Kommen Sie fein wieder im nächſten Jahr!“ So riefen jetzt die vor dem Wirthshauſe ſtehenden Leute. Männer ſchwenkten die Hüte, Weiber die Sacktücher.

Das ältliche Herrlein im Wagen ſtreckte die offene Hand zurück nach den Leuten, als wolle er ihnen noch wie Körner die Worte hinſtreuen, die er ſprach: „Grüß Gott das letztemal und gebet acht, Kinder, daß Ihr nicht weniger werdet, bis ich wiederum komm', und betet manchmal ein Vaterunſer oder ein Schnaderhüpfel für den alten Profeſſor Nix!“

Der Wagen rollte die glatte Straße davon und verſchwand bald im thauenden Herbſtnebel.

„Iſt ein lieber Herr!“ ſagten jetzt die Zurückbleibenden untereinander, „iſt ein luſtiger Herr! Allweil heiter! So pudelnärriſch und ſo geſcheit dabei! Wer wird uns jetzt Geſchichten erzählen, Liedeln lehren am Feierabend, Räthſel aufgeben, Zaubereien vormachen und guten Rath austheilen? Das iſt ein lieber Schatz!“

„Er heißt nix!“ brummte einer der Umſtehenden.

„Was ſagſt Du! der Profeſſor heißt nix? Ich denk' wohl ein biſſel mehr wie Du! Gieb acht, daß wir Dir Dein Läſtermaul nicht mit einer Feigenſalbe verkleben!“

„Nein, er heißt Nix!“ lachte ein Junge.

„Nix heißt er!“ lachten jetzt auch die Uebrigen.

„Wenn ich nur wüßte, woher er den dummen Namen hat!“

Digitized by Google

„Muß ein Spitzname sein, weil er allemal nix antwortet, wenn man ihn fragt, wer er ist, was er treibt, was er weiß, was er hat, was er will! Er ist nix und treibt nix und weiß nix und hat nix und will nix! Darauf haben sie ihn den Professor Nix geheißen."

„Ist nicht wahr!" rief der Nagelschmied. „Seit Jahren kommt er auf die Sommerfrische nach Kirchbrunn, wir kennen ihn als braven Mann. Das ist etwas! Nachher geht er in der Gegend umher, Pflanzen sammeln, Bäume und Hunde zeichnen, traurige Leut' lustig machen. Das ist auch etwas. Er weiß zu erzählen von Himmel und Erden, von den Russen und Franzosen, auch wie die Eisenstiften gemacht werden, weiß er, und wie er zu mir einmal in die Werkstatt kommt, nimmt er mir das Zeug aus der Hand und macht den Eggnagel fertig, daß es nur so eine Form hat. Das ist schon was, meine lieben Leut'. Wer ein Handwerk kann! Handwerk ist besser wie Kopfwerk! Nur fürs Nixhaben und Nixwollen mag sein Name passen, ich hab' mir oft gedacht: Der lebt von der Luft und vom Wasser und vom Lustigsein."

„Er hat gegessen und getrunken und seine Sach' bezahlt!" berichtete der alte Adlerwirth, der in Hemdärmeln und unter dem grünen Sammtkäppchen am Pferdetrog stand und mit dem kurzen Worte die Ehre seines Hauses und seines Gastes rettete.

Der Wagen fuhr mittlerweile hinaus über Wiesen und Fluren, durch Dörfer und Wälder, dem Bahnhofe in Geßnitz zu.

„Wolfram!" sagte der kleine hagere Mann, den sie den Professor Nix geheißen hatten, „warum rauchst Du heut' keine Cigarre?"

„Weil ich keine habe," antwortete der Bursche und zog den Leitriemen an.



Digitized by Google

„Was ist denn das?“ fragte der Professor und tippte an Wolfram's Brusttasche, aus welcher ihrer drei oder vier Glimmstengelspitzen hervorguckten.

„Das da?“ fragte der Bursche schmunzelnd entgegen, „das sind Cigarren.“

„Knabe, Du glaubst, daß mir der Rauch unangenehm sei!“

„Wer selber nicht raucht —“

„Ich will Dich nicht zwingen. Weiß nur, daß man den Mund nicht gern leer stehen läßt. Wir Alten schwatzen, Ihr Jungen wollet busseln oder rauchen. Zum Busseln wirst Keine im Sack haben. Also steck' etwas Anderes in Brand!“

Lächelnd zündete Wolfram sich Eine an.

Als sie aus dem Gebirgsthal in die Fläche herausgekommen waren und am Dorfe Schwambach vorüberfuhren, kehrten im dortigen Wirthshause, denn es war Sonntag, gerade vier Musikanten ein: ein Trompeter, ein Clarinetter, ein Geiger und ein Baßgeiger.

„Was denkest Du darüber?“ fragte Professor Nix seinen Kutscher.

„Bis ich zurückfahre, wird's schon umgehen,“ antwortete dieser. „Der Schwambacher giebt einen Freiball.“

„Du, da gieb nur acht, daß Dir die Pferde nicht scheuen auf der Rückfahrt! Ein paar feurige Thiere, die Du hast!“ so neckte das magere Männlein.

Auf der Hochebene, über die sie nachher wieder dahintrabten, kamen sie in einen Eichenwald, an welchem bereits die Blätter gilbten. Manchmal wehte ein goldig leuchtendes Blatt nieder auf die weiße Straße und der Wald war so still und feierlich, daß es dem Professor wie ein Seufzer aus der Brust kam: „Ja, der Herbst!“

Digitized by Google

Jetzt sahen sie neben der Straße im Laubwerk und Schlinggewächse zwei Mädchen. Junge, erwachsene Mädchen, das eine in putziger Bauerntracht, das andere bürgerlich angethan; das eine mit einem rothen Tuch über dem Haupt, das andere mit einem schwarzen Hütchen. Die unter dem Tuche hatte ein lachendes Rundgesichtlein, die unter dem Hute war blaß und ernsthaft und hatte schwarze Augen.

„Was wollen denn Die?" fragte der Professor den jungen Kutscher.

„Sie haben Körblein bei sich. Wahrscheinlich Brombeeren pflücken."

„Wollt' ein Madel früh aufstehn,
Wollt Brombeer brocken gehn" —

trillerte der Alte. „Kennst Du das?"

„Ja, man singt so," antwortete Wolfram.

„Wenn Du der Jägerssohn wärest," neckte der Alte weiter, „mit welcher von den Zweien wolltest Du Brombeer brocken?"

„Weiß 's nit," sagte der Bursche.

„Na, dann ist es mit Dir noch nicht gefährlich!" lachte der Professor, dem Burschen auf die Achsel klopfend.

„Just übel wär' Keine — von den Zweien," sagte der Wolfram.

„Na, dann ist es gefährlich," setzte Jener bei. Sein frisches Gesichtlein unter dem grauenden Haar war plötzlich ernsthaft. Und die Mädchen waren ihren Augen entschwunden.

Als der Wagen wieder aus dem Walde kam, sah man in der Ferne die zwei weißen Thürme von Geßnitz. Sie leuchteten nur schwach durch die nebelgraue Luft. Hinter dem stattlichen Marktflecken die Bergelehne konnte man nicht mehr

Digitized by Google

erkennen. Und gerade dorthin hatte Wolfram sein Auge gerichtet.

„Siehst Du den Salmhof?“ fragte ihn der Professor.

„Man sieht nichts,“ antwortete der Bursche.

„Liegt sie Dir im Sinn?“ fragte der Professor.

„Aber ich kenne sie ja gar nicht,“ entgegnete Wolfram. „Das ist wieder nur so von meinem Vater etwas. Weil sie Geld hätte, meint er. Ich denke, es muß nicht alles Geschäft sein, was der Mensch thut.“

„Brav bist, mein Sohn!“ sagte der Professor, „für Geld heirateſt Keine. Aber ganz verachten mußt auch das Geld nicht, wenn sie zufällig eins hat. Geld ist Mist, aber Mist ist Dung, und Geld ist der Dung des ehelichen Glückes.“

„Die Salmhoferische wäre mir auch viel zu fürnehm,“ bemerkte der Bursche, „die will höher fliegen als auf ein Wirthshaus, sagen sie. Körbe kann ich auch in Kirchbrunn haben, da brauch' ich d'rum nicht gar bis Geßnitz zu gehen.“

„Junge!“ rief der Alte und hieb ihm die Hand auf den Rücken, „Du bist nur zu wenig keck! Ein Kerl, wie Du bist, verlegt sich nicht auf Korbhandel. Aber auch nicht dreinpatschen! Keck und klug!“

Der Wolfram schwieg. Ueber die Hochebene her strich ein kühler Wind, der brachte Regenschauer.

„Ist schon gut,“ rief der Professor ins Weite hinaus; „Herrgott, ich sehe Deinen guten Willen, mir den Abschied von der Sommerfrische so leicht als möglich zu machen. Hast Du nichts dagegen, Wolfram, so machen wir den Wagen zu!“

Das war bald geschehen, aber dann saß der Kutscher auf dem Bock und der alte Herr in dem finsteren Lederkotter. An das hatte er nicht gedacht. Nach einer Weile klärte sich

Digitized by Google

der Himmel wieder, und da waren sie auch schon in Geßnitz auf dem Bahnhof. Professor Nix sprang rüstig aus dem Wagen. „Wolfram, mein Sohn!“ sagte er noch, „geweint und gelacht wird nicht. Höre auf zum Wachsen, bleibe munter und mach' keine Dummheit. So Gott will, im nächsten Sommer komme ich wieder!“

Damit sprang er auf das Trittbrett, denn es läutete das drittemal und der Sommerfrischler dampfte ab in die große Stadt.

Wolfram schaute dem Zuge nach und dachte: Der gute Professor Nix! Seinen bluteigenen Oheim kann man nicht lieber haben. Die elf Jahre kommt er schon nach Kirchbrunn und ist immer der Gleiche. Wenn er lacht, ein Kind, wenn er schwärmt, ein Jüngling, und wenn er guten Rath giebt, ein Greis. Wenn man nur eigentlich wüßte, wie alt! Die Leute tragen ihn auf den Händen, das deutet auf ein Kind hin. — Und jetzt, Fuchsen, heimwärts nach Kirchbrunn.

Der Bursche war seit fünf Minuten anders geworden. Früher der fast befangene, wortkarge, dienstwillige Dorfwirth, der sein Verhältniß fühlt dem vornehmen Gaste gegenüber; jetzt der aufgeweckte, keck dareinschauende Hausbesitzerssohn von Kirchbrunn, sein eigener Diener und Herr, Kutscher und Cavalier zugleich auf dem Wagen. Nachdem er im Posthause etliche Briefe abgegeben, ein Kistchen mit Liqueuren in Empfang genommen und auf dem Kutschbocke noch ein paar Gläser Bier ausgetrunken hatte, ließ er seine Zunge schnalzen, das ersetzte bei den klugen Rößlein stets die Peitsche, und ließ heimwärts traben.

Bei einer Straßenbiegung sah er vor sich an der Berglehne einen stattlichen Bauernhof liegen; der nahm sich fast schloßartig aus, hatte sogar ein Thürmchen, auf dem eben

Digitized by Google

Mittag geläutet wurde. Es war, als ob die Glocke zur Straße herabriefe: Komm, komm! Komm, komm! — Allein der Wirthssohn aus Kirchbrunn fuhr stolz vorüber. — Oh, zu Der hätte ich weit! dachte der Wolfram. Wenn ich jetzt zur Haustochter im Salmhof hinauf wollte, um zu freien, da müßt' ich erst wissen, ob sie mich gern hat. Und ihr Gernhaben möchte mich nur freuen, wenn ich in sie verliebt wäre. Und verliebt in sie könnte ich nur sein, wenn ich mit ihr bekannt wäre, und das ist wieder nur möglich, wenn man sie einmal gesehen hat. — Ich weiß gar nichts von ihr, als daß mein Vater sagt, das wäre eine Frau für den „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Gott, bis sich so ein langer Faden abwickelt! Und am Ende wär' nachher ein Scheusal im Knäuel. Hübsche Dirndln haben kein Geld. Reiche sind oft nicht recht sauber. — Hia, Füchseln! Heim zu geht's! —

Der Himmel hatte sich fast aufgeheitert, es ward ein sommerlich warmer Mittag. Als der Wagen in den Eichenwald kam, leckerte es die Pferde nach grünem Kraute, das am Wege wuchs, und sie nahmen im Vorbeigehen manche Schnauze mit sich.

„Wenn es euch so sehr nach Preiselbeerkraut und Enzianen gelüstet," sagte der Wolfram, „ich fände zwar nichts Gutes dran, aber es sei euch wohl vergunnt. Spannen wir ein bißchen aus."

Er ließ den Wagen ein wenig von der Straße seitwärts auf ein grünes Angerlein ziehen, löste die Pferde los und hieß sie sich frei ergehen zwischen den Bäumen. Er selbst schlenderte auch so dahin, und da es gar warm und wohlig geworden war und die Pferde eine prächtige Grasbank gefunden hatten, so streckte er sich aufs Moos. Ein Stündel Rast kann

Digitized by Google

nicht schaden. Heute ist ja doch Alles beim Schwambachwirth, und in Kirchbrunn nichts los. Da kommt man noch früh genug heim. — Die Arme unter dem Haupte, so lag er auf dem Rücken schlank ausgestreckt und schaute in die hohen Baumkronen auf. — Warum im Herbst die Vögel nicht singen wollen! dachte er, kein einziger! Ist es denn gar so schlimm? Ich merke keinen Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst ....

Fast ein wenig geschlafen mußte er haben. Regentropfen weckten ihn auf. — Ja, Knabe, es ist doch ein Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst. — Eilig stand er auf, die Pferde waren nicht weit, er führte sie über das weiche Moos hin gegen den Wagen. Jetzt erlebte Wolfgang eine Neuigkeit. In seinem Wagen hatten sich fremde Wesen eingeheimt. Er hörte schon von weitem kichern und lachen. Die zwei Brombeermädchen waren vom Sprühregen unter dieses Dach gejagt worden und der Fürwitz der Einen hatte alsogleich Besitz ergriffen von dem herrenlosen Wagen, der so mutterseelenallein unter den Bäumen stand. Der Schlag zu beiden Seiten geschlossen und zugefenstert, so hockten sie nun darinnen auf dem Lederpolster und waren just daran, in diesem feinen Gelasse ihr mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Brot und Käse hatten sie, das schnitten sie auf dem Schoße säuberlich in Stückchen, naschten auch von den gesammelten Brombeeren dazu. Die Eine mit dem blassen Gesichtchen war ernsthaft, die Andere mit den blühenden Wangen und dem rothen Kopftuche darüber war voller Schalkheiten.

„Hui sauer!" kicherte Diese; „da wär' mir schon ein Busserl lieber."

„Das kannst auch haben, Frieda," sagte die Andere und that, als wollte sie einen Kuß hergeben.

Digitized by Google

„Geh, geh, Haustochter Kundel!" wehrte die Fri ı ab, „da müßteſt erſt einen Schnurrbart haben!"

„Ah ſo!" antwortete die Andere. „Wie kommſt T mir denn vor, Jungdirn?"

Da trillerte die Frieda:

„Buſſerlgebn, buſſerlgebn,
Das is nit Sünd,
Hat mir's ſchon d' Muater glernt
Als a kloans Kind!"

„Ich kann da nicht mitreden," geſtand die mit dem Hütchen.

„Mich ärgert 's nur," warf die Frieda ein, „da :eden und ſingen ſie immer davon, daß Einem ordentlich der Mund wäſſerig wird, und wann's Ernſt werden will, iſt's verboten. Und das iſt auch dumm: Heimlich möcht' man's probiren, und kommt Einer, ſchwupps hat er Eine auf der Wange!"

„Wer wird denn ſo leckerig ſein!" ſagte die Kundel, „das ſind lauter Dummheiten."

„Weißt, von wem ich ein Buſſel möcht'?" gab das friſche Rundgeſichtel zu rathen, denn es ſchien, als wollte ſie einlenken.

„Wahrſcheinlich von einem ſchönen Junggeſellen," antwortete die Kundel.

„Von einem Mannsbild nit!" verſicherte die Andere. „Von einem Mannsbild möcht' 's mir grauſen. Weißt Du: Ein Kindel, wenn ich hätt', von dem möcht' ich ein Buſſel."

In demſelben Augenblick machte der Wagen einen Ruck und rollte davon.

Einen grellen Schreckruf hatten die beiden Mädchen ausgeſtoßen und dann ein Jammergeſchrei erhoben. Das nützte

Digitized by Google

nichts und ſchadete nichts, die Rößlein trabten flink die Straße entlang, der Wolfram auf dem Bocke ſchnalzte tapfer mit der Zunge, und ſo rollte es dahin wie der Wind, die Richtung gegen Kirchbrunn. Der Wolfram hörte das Gekreiſche und Hilfegeſchrei in der Kutſche, er ſchmunzelte bei ſich: „Das iſt kein ſchlechter Spaß, ich entführe ſie zum Freiball nach Schwambach. Zwei fremde Brombeerbrockerinnen, denen die Brombeeren nicht ſüß genug ſind. Na, wartet!“

Als die gefangenen Dirndeln merkten, daß ihr Geſchrei nichts richtete und das Hinausſpringen zum Wagenſchlag gefährlich ſei, wurden ſie mäuschenſtill und beriethen unter ſich.

„Zwei Röſſer ſind angeſpannt und auf dem Bock ein Mannsbild!“ flüſterte die Kundel. „Frieda, was wird mit uns geſchehen?“

„Haustochter, wir kommen ins Afrika und werden als Sklaven verkauft,“ antwortete Die in dem rothen Tuche mit einer Ernſthaftigkeit, in der man den Schalk kaum heraus-merkte.

„Ich ſpring' aus!“ rief die Kundel.

„Dann biſt hin!“ antwortete die Frieda. „Ich glaube, wir bleiben hübſch ſitzen. Kommen wir durch eine Ortſchaft, ſo ſchlagen wir Lärm.“

„Um keinen Streich!“ verſetzte die Kundel. „Die Schande! Eher laß ich mich entführen bis zum großen Waſſer, dort ſpringe ich hinein.“

Die Frieda hatte mittlerweile zum Fenſter hinausgelauert und gefunden, daß der Mann auf dem Kutſchbocke, ſoweit man von ihm etwas erblicken konnte, nicht allzu ſchrecklich ausſehe. Ja, es wollte ſie bedünken, als hätte ſie dieſen Menſchen ſchon irgendwo geſehen, ohne Furcht vor ihm zu

Digitized by Google

empfinden. Darüber waren die Beiden nun ein bißche getröstet.

Draußen regnete es, die Tropfen schlugen scharf an Fenster und schwere Nebel hatten sich niedergelegt über di Ebene, daß es schier dunkel ward. Und der Wagen rollt unabläßig fort und in das Ungewisse hinein.

„Ach, mein junges Leben!" seufzte die Kundel. „O dieses unglückliche Brombeerbrocken."

„So kommt es, wenn man am Sonntag die heilige Messe versäumt und im Walde umgeht," sagte die Frieda lustig.

„Zwick' mich am Arm!" bat die Kundel.

„Du kommst mir wunderlich für, Haustochter. Warum soll ich Dich jetzt am Arm zwicken?" fragte die Frieda.

„Damit ich wach werde. Drei Heuschöber verwett' ich, das ist nur ein Traum. Ich habe vor kurzer Zeit eine Rittergeschichte gelesen, wie der Raubritter Kuno das schöne Burgfräulein Adelgunde auf einem Rappen entführt hat. Das kommt mir jetzt im Schlafe vor. Ich bitte Dich, so wecke mich doch auf!"

Frieda kicherte. „Wenn es bei mir auch ein Traum sollt' sein, dann sei so gut, wecke mich nicht auf," sagte sie. „In einer so fürnehmen Kalesch' bin ich mein Lebtag noch nie gefahren und werd' auch gewiß nicht mehr die Gnad' haben. Jetzt laß ich mir's schmecken und denk' an nichts. Wenn er uns hinführt, so muß er uns auch zurückführen, jetzt kommt mir die Kurasch."

„Frieda, Du bist schrecklich leichtsinnig!" sagte die Andere.

„Du bist nicht leichtsinnig und mußt auch mit."

„Wenn ich glücklich davonkomme, so stifte ich eine Kapelle im Eichenwald," betheuerte die Kundel.

Digitized by Google

„Und ich gehe hinein beten!“ nahm die Frieda sich vor. „Jetzt wollen wir die gnädige Frau spielen und Brombeeren naschen.“

Die Brombeeren wären großentheils auf dem Kutschboden zu suchen gewesen, auf welchem sie zerstreut umherlagen.

„Sind die Rösser schwarz?“ fragte die Kundel plötzlich.

„Fuchsbraun,“ antwortete die Frieda.

„Gott sei Lob und Dank!“ warf die Kundel hin.

„Warum?“

„'s kunnt auch der Teufel sein Spiel haben!“

„Ich weiß mich nicht schuldig. Bin eine arme Magd.“

„Schuldig weiß ich mich auch nicht,“ sagte die Kundel, „wenn nicht etwa die fürwitzigen Träume was machen, manchmal. Dem Ritter Kuno traue ich um keinen Preis.“

„Ritter machen mir wieder nichts,“ gestand die Frieda, „aber wenn gerade so ein sauberer Bauernknecht käm', da wollt' ich für nichts gutstehen.“

„Oder ein kernfester Holzknecht aus dem Siebenbachwald!“ neckte die Andere.

„Laß das gut sein, Haustochter, ich mag nichts hören von ihm,“ so antwortete die Frieda.

Aehnliches sprachen sie halb im Ernst, halb im Scherz, halb in süßer Verwirrung. Der Jungmagd Frieda kam es possierlich vor, daß sie heute einmal mit der gleichen Elle wie die Haustochter gemessen wurde. Plötzlich hielt der Wagen. Ringsum standen, von düsteren nässelnden Nebeln halb verschleiert, Scheunen und Häuser, und aus einem solchen klang helle und grelle Tanzmusik.

„Du,“ flüsterte die Frieda zur Genossin, „jetzt kenn' ich mich aus, wir sind in Schwambach.“

Digitized by Google

## Zweiter Abschnitt.

Der Wolfram öffnete den Wagenschlag. „Schöne Jungfrauen," sagte er schmunzelnd, „da sind wir. Ich bin der Adlerwirth aus Kirchbrunn, ein durch und durch bösartiger Geselle, und lade Euch zu einem Tanzel mit mir beim Schwambachwirth."

Die mit dem rothen Tuche wollte zeigen, daß sie sich durchaus nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse, sie machte daher, rasch aus dem Wagen steigend, einen Knix und sagte: „Wird uns eine große Ehr' sein! Aber nimm Dich inacht, Adlerwirth, wir sind auch bösartig."

„Nachher stimmt's," versetzte der Wolfram, Roß und Wagen dem Hausknechte überlassend. Er nahm die Eine gleich am rechten Arme, während die Andere sich an seinen linken hielt. Diese schwieg, dachte aber bei sich: Ist er nett, so wird's fein, und sonst wird er gefoppt.

Also trat zum Erstaunen der Leute der Schwarze Adler von Kirchbrunn mit den beiden hübschen Dirndln ins Haus und alsogleich die Stiege hinan auf den Tanzboden. Einen funkelnden Silbergulden warf er auf den Spielleuttisch, da schrien die Pfeifer und Geiger vor Freuden auf, und einen „gestrampften" Steirischen machte der Wolfram mit der, welche Frieda hieß. Wenigstens ein Dutzend junger Paare reigten zugleich, die Burschen mit den Händen klatschend, mit der Zunge schnalzend, lustig jauchzend oder kecke Liedlein singend, die Mädchen sich den Tänzern sanft anschmiegend, ihre Köpflein hingegeben an die Brust der Burschen legend; Manche schloß also im Arme des Trauten die Augen, als wolle sie die Seligkeit bis an die äußerste Grenze austräumen. — Macht es nicht auch die Frieda so? Liegt sie nicht hin-

Digitized by Google

gegossen an die breite wogende Brust Wolfram's, von seinen Armen fest umschlossen, von seinem Auge, das unverwandt auf ihrem blühenden Gesichtlein ruhte, bewacht, und angeweht die heiße Stirn, die glühenden Wangen von seinem warmen Athemhauch! Wohl war's nach ihrer scheinbar gelassenen Sicherheit zu vermuthen, daß sie heute vielleicht nicht ganz das erstemal einer solchen Kopflehne sich erfreute, doch aber der Unterschied! Ach Gott, was nicht für ein Unterschied ist zwischen Mannsbild und Mannsbild! — O du herziger Schatz! dachte sich der Wolfram, Dich habe ich gefangen, wie man das Vöglein fängt mit der Falle, und Dich laß ich nimmer frei, nimmer! mein Lebtag nimmer. Die Frieda, die dachte gar nichts mehr, sie fühlte, als würde sie hingetragen durch die Lüfte, hoch über den Erdboden, hoch über den Wolken — wohin? Das wußte sie nicht, war ihr auch ganz gleichgiltig.

Endlich war der Tanz aus. Der Wolfram ließ seine Genossin lockerer und erinnerte sich nun, daß er deren zwei gehabt hatte. Wo war denn die Andere! — Der Schwambachwirth hatte schon Lichter aufgesteckt im Saale, aber die Andere war nicht zu sehen. Sie wird schon auch gut aufgehoben sein, flüsterte Eins dem Anderen zu, und die Beiden machten sich nicht viel daraus. Mittlerweile tranken sie auch Wein, die Frieda mit, der Wolfram ohne Zucker. Die Leute ringsum wurden immer lauter, lustiger und toller, und Weindunst und Menschendunst betäubten die Herzen und regten sie auf. Dort und da im dämmernden Winkel lauerte ein Einschichtiger und schleuderte scheelsüchtige Blicke auf die glücklichen Pärchen, wovon viele ganz in sich selber versunken und weder Auge noch Ohr hatten für die Umgebung. So auch der Adlerwirthssohn von Kirchbrunn und seine Entführte. War

Digitized by Google

nur erst der Abend vorgerückt, dann wollte er mit ihr ein unbelauschtes Plauderstündchen halten und sie nach ihrem Herkommen fragen. Uebrigens war es recht reizend, daß er nicht wußte, wer sie war, und falls er hätte voraussetzen können, daß auch er ihr unbekannt gewesen, that es ihm fast leid, sich vorgestellt zu haben. Sich so weltfremd sein und sich so innig umschlungen halten, das ist ja doch ein Hauptspaß, wie es nicht leicht einen zweiten giebt.

Als es draußen rabenschwarze Nacht geworden war, trat durch das Gedränge ein Holzknecht aus der Kirchbrunner Gegend auf den Wolfram zu und sagte: „Der Adlerwirth soll hinaus kommen in den Hof, dort möcht' wer sprechen mit ihm."

Aha, fiel es dem Burschen bei, die Andere! Jetzt will die Andere dran. Hätte sie sich nicht einen Anderen aussuchen können? Nun aber, da er sie schon mithergeführt hat, muß er auch an ihr Ritterdienste üben.

Es war aber nicht die Andere, sondern ein Anderer, der im Hofe seiner wartete. Am Brunnentroge lehnte, er und vom Küchenfenster hinaus fiel das breite Licht auf seine Gestalt. Ein baumstarker Kerl stand da, in der Tracht der Gebirgsholzhauer, mit wildwucherndem Bart und tief ins Gesicht gedrücktem Hute.

„Grüß Dich Gott, Adlerwirth! Geh nur her! Komm nur herüber da!" Also lockte der ruppige Geselle mit einem zarten Fistelstimmlein den Wolfram hinter den Brunnentrog.

„Wer ist's denn?" fragte der Wolfram.

„Komm nur her zu mir!" sagte der Andere.

Der junge Adlerwirth erkannte in dem Manne jetzt einen Holzarbeiter aus dem Siebenbachwalde, welcher von den Leuten der Schopper-Schub genannt ward. Der Mann war

Digitized by Google

mehrmals schon im Adlerwirthshause zu Kirchbrunn eingekehrt, hatte sich dort aber stets in die hinterste Ecke gesetzt, ein paar Gläschen Branntwein getrunken und dabei stier vor sich auf den Tisch geblickt. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, aber stets im Aeußern so zerfahren und ungepflegt, daß es sogar den Weibern zweifelhaft schien, ob das ein hübscher oder ein häßlicher Mann sei. Er war nicht in der Gegend daheim und man wußte nicht viel von ihm, als daß er ein tüchtiger Arbeiter, sonst aber ein ungeselliger und sonderbarer Mensch wäre. Irgend Jemand wollte von seiner Vergangenheit etwas gehört haben und deutete an, daß in derselben so etwas wie Brandgeruch zu verspüren wäre.

„Du bist ja der Holzknecht Schopper," sagte nun der Wolfram.

„Ah, kennst mich schon?"

„Was willst denn von mir?"

„Auf ein ganz kleines Wörtel, Adlerwirth. Da stell Dich her, daß ich auch was seh' von Dir. So." Hernach hob er seine Stimme in eine noch weichere Tonlage und sagte: „Adlerwirth, was geht denn Dich die Frieda an?"

„Welche Frieda?"

„Thu' nicht so, mein Lieber, liegt Dir doch nur Eine im Kopf. Wo hast sie denn her, Deine Tänzerin?"

„So?! Meine Tänzerin? Wen kümmert denn die?"

„Die wird schier mich kümmern, Adlerwirth." Dann wurde er um einen halben Kopf höher und setzte in einer keuchenden, wie vor Wuth erstickten Stimme bei: „Wenn Du mir sie nochmal anrührst, nachher —"

„Nachher — ? — Nun!" also jetzt der Adlerwirth und stellte sich stramm vor den Waldgesellen hin.

„— nachher siehst Du keine Sonne mehr aufgehen!"



Digitized by Google

Der Wolfram trat einen Schritt zurück, so daß er über den Unterbalken des Troges stolperte. In demselben Augenblicke war der finstere Bursche schon über ihm, in der Hand das blinkende Messer.

„Stechen?!“ schrie der Andere, im Hause gelte die Musik, polterten die Tanzenden.

„Stechen —“ sagte es der Waldmensch langsam nach und ließ den Arm sinken. „Nein, jetzt noch nicht. Du hast es vielleicht nicht wissen können, daß sie mein ist. Das Unband sagt's ja Keinem! Aber aufgesetzt ist sie mir! Das Grausen, das sie haben, diese Gänsʼ, vor einem Manne, der kein Nest hat und bei dem 's Weib selber sein Brot muß verdienen. Na freilich, besser ist's schon, wenn das Mandel alles zusammenschleppt, was Weib und Kind noth haben — ich glaub's. Ein armer Holzarbeiter kann so was nicht leisten und desweg ist er der Niemand bei den Weibsbildern. Aber wenn Eine ins Wasserfloß stürzt und unters Mühlrad kommt, da ist er gut genug, der Waldbär, daß er sich gegen das Rad stemmt, ehe die Kröt' — Creatur, will ich sagen — todtgedrückt ist — ja freilich, da ist er gut —“

Der Wolfram war wieder frei geworden und so fragte er nun: „Red' deutlich, wie stehst denn mit ihr?“

„Hast es nicht gehört, im vorigen Winter? Am Faschingdienstag! Der Salmhofer läßt seine Leute zum Freiball gehen nach Geßnitz. Die Frieda auch mit. Ich vor sie hin, werb' um einen Tanz. Dank schön! sagt sie und geht einem Anderen nach. Sich halb zu Tod tanzen und beim Heimgehen in der Nacht auf dem Steg schwindelig werden — und plumps in den Mühlbach. Schwimmen kann sie wie ein todter Spatz, und schnurgerade der Mühle zu, wo das Rad geht. Jesus, wenn ich ihr in derselbigen Nacht nicht wäre nachgeschlichen!

Digitized by Google

Gleich spring' ich in die Nadlaufe, stemm' mich an. Das Zeug steht still, und wie mein stolzes Schätzel dahergeschwommen kommt, zieh' ich's heraus und sag': Guten Morgen! — Nach einer langen Weile, wie sie wahrnimmt, wo und bei wem sie ist, und wie sie fertig vom Wasserspucken, sagt sie: Dank schön! und läuft davon. Just wie auf dem Tanzboden. Dank schön! sagt sie und läuft davon."

„Das ist wohl brav von Dir gewesen," versetzte jetzt der Adlerwirth.

„Still sei!" knurrte der Holzhauer, „gelobt bin ich schon mehr als genug worden, das hilft mir nichts. Die Dirn will ich haben."

„Hätte ich das gewußt," also der Wolfram, „daß Du ein Recht auf sie hast, so wollt' ich mich nicht an sie gemacht haben. Aber das möchte ich wissen: hat sie Dich auch gern?"

Jetzt zuckte der Andere zusammen, tief ließ er sein Haupt sinken, preßte das Gesicht in den Ellbogen seines Armes und hub an zu gröhlen.

„Zur Liebe kann man Niemand zwingen," sagte der Wolfram.

„Verfault! Ihre Knochen von den Würmern abgenagt, wenn ich nicht bin!" gurgelte der Waldmensch schluchzend. „Und ihr Leben, mit dem sie jetzt da drinnen wie eine Mairose steht, das hat sie von mir, das gehört mir! Und wenn ich zum hohen Gericht gehe, so muß es mir zugesprochen werden."

„O du guter, armer Mensch," sagte nun der Wolfram. „Leben und Liebe, das wird wohl ein großer Unterschied sein. Dir ist gewiß noch die Zeit im Kopfe, wo die Leute leibeigen gewesen sind. Wen Du dazumal gekauft oder gewonnen hast oder auf der Straße gefunden oder im Mühlbach, der ist



Digitized by Google

Dein gewesen mit Seel' und Leib. Das ist anders geworden. Eine Dienstmagd hat freilich auch ihren Herrn; wenn ihr wer das Leben rettet, so soll sie dankbar sein, aber ihr Herz kann sie verschenken, an wen sie will."

„Nachher ist's aus," sagte der Schopper-Schub.

„Hast sie denn gar so gern, Holzknecht?"

„Sündhaft gern. Und schon lang her. Und gerade die! Und just die! Als ob ich besessen wär'! Zu Wallischdorf draußen habe ich einen Vetter, der hat mir vor einem Jahre sein Bauerngut wollen in Pacht geben, es wär' mir besser gangen, als wie da oben im Siebenbachwald. — Ich habe nicht fort können — ihretwegen nicht. Alle Sonntage gehe ich hinaus in die Geßnitzerkirche und stehe hinter dem Thurmpfeiler und schau' hin auf den Platz unter der Kanzel, wo sie sitzt. Und geh' dann wieder in den Wald zurück. — Wenn ich wüßt', wer mir diese Lieb' hat angethan!" Er knirschte mit den Zähnen, als wollte er den Missethäter zermalmen.

Eine Magd, die mit dem Wasserzuber zum Brunnen kam, unterbrach dieses Gespräch. Der Schopper-Schub packte den jungen Adlerwirth am Arm und raunte ihm zu: „Hüte Dich!" dann schritt er rasch über den dunklen Hof dahin.

Als der Wolfram in einer recht wunderlichen Stimmung zurück ins Haus kam, hörte er von mehreren Seiten zugleich, daß die Salmhofertochter von Geßnitz da sei! — Die Salmhofertochter! da horchte der junge Adlerwirth einmal auf. Und die Erregung im Wirthshaus war keine geringe. Das ist schon eine besondere Auszeichnung des Freiballes beim Schwambachwirth, daß ihn die Salmhofertochter besucht. Die Fürnehmste in der ganzen Gegend, die von den Burschen heimlich Begehrte und doch nur wenig Umworbene, weil sie

Digitized by Google

ſtolz und unnahbar. Iſt ſie mit ihrem Vater da? oder mit einer Geſellſchaft von Geßnitzer Bürgern und Bürgerinnen? oder gar mit einem Bräutigam, der ſie heute das erſtemal als Braut aufzeigt! Das alles nicht! Ganz allein ſoll ſie ſitzen d'rin im Extrazimmer, nur die Schwambachwirthin bei ihr, welche ihr Geſellſchaft leiſten zu müſſen glaubt, trotzdem ſie draußen in der Küche alle Hände voll Arbeit hätte. Will denn Niemand ins Stübel, die Salmhofertochter zu unterhalten? — Dachte der Wolfram: Kennen lernen möchte ich ſie doch, dieſelbige, von der es immer heißt, ſie wäre die richtige Adlerwirthin. Was kann mir geſchehen, wenn ich ſie zu einem Tanz auffordere? Weiſt ſie mich ab, ſo drehe ich mich vor ihrer Naſe mit einer Anderen um und um.

Wie nun aber der Wolfram ins Extrazimmer trat, ſah er am weißgedeckten, mit feinem Backwerk beſetzten Tiſche neben der dicken Wirthin das ſchwarzbraune Mädel ſitzen, welches er mit der Anderen, der Frieda, in ſeinem Wagen kecklich dem Walde entführt und nach Schwambach gebracht hatte. Und das — das wäre die Salmhofertochter, die ſtolze Kundel?

Er brauchte ſich nicht erſt nach einer Anſprache zu beſinnen.

„Da iſt er ja, der tapfere Ritter," ſo redete ſie ihn ſchier ernſthaft und gelaſſen an. „Schön iſt es nicht vom Adlerwirth, daß er ſich um die zweite Entführte gar nicht mehr umſehen will, bevor er die erſte zu Tode getanzt."

Der Wolfram ſtammelte eine Entſchuldigung. Die Kundel ſah recht gut ein, daß es das beſte ſei, das Abenteuer, welches ihr nun gar nicht geheuer ſchien, ins Scherzhafte zu ziehen. Sie rückte daher ein wenig auf der Bank und ſagte: „Setzen Sie ſich nur willig her zu mir, es wird Ihnen nichts mehr

Digitized by Google

Anderes übrig bleiben. Sie zahlen mir jetzt ein feines Nachtmahl, tanzen Einen mit mir und führen mich dann wieder nach Hause."

Das war alles so ernsthaft und kühl gesprochen, als ob sie zu einem Diener redete. Er setzte sich hin neben sie und that, wie sie befohlen hatte. Alsogleich ward es im ganzen Hause kund: der schwarze Adler von Kirchbrunn und die Salmhofertochter von Geßnitz sitzen bei einander, essen und trinken miteinander wie ein Brautpaar. Und als die Beiden gar Arm in Arm auf den Tanzboden traten, da wichen die Leute nur so in Staunen und Ehrfurcht zurück, daß das schöne junge Paar fast allein den Reigen tanzte im Saale. In der Ecke hinter dem Stiegenverschlag stand die Frieda, ein großer Schreck hatte ihr Antlitz blaß gemacht. — Er ist verspielt! so konnte sie noch denken, meine Haustochter hat ihn, da ist er verspielt für die arme Magd. Ist das ein Tag, dieser heutige Sonntag! — Wie das Paar in der Nähe vorüberreigte, trafen sich die Blicke des Wolfram und der Frieda. In diesem Augenblick war ihm, er tanze mit einem Stück Holz. Fast plötzlich, bevor der Tanz aus war, ließ er die Kundel los und machte vor ihr eine höfliche Verbeugung.

Es half ihm aber nichts, er hatte für den Abend ihr Ritter zu sein und war recht froh, als die Kundel den Wunsch aussprach, nach Hause zu fahren. Endlich saßen die beiden Mädchen wieder im geschlossenen Wagen und der Wolfram auf dem Kutschbock. Als sie aus dem Hofthor des Schwambacher Wirthshauses fuhren, noch zum Abschiede mit hellem Musikklang begrüßt, sah der Wolfram, wie hinter dem Pfosten sich der Waldmensch duckte — dann ging es fort, hinaus in Nacht und Nebel.

Digitized by Google

Die beiden Mädchen im Wagen führten nicht die angelegentliche Unterhaltung miteinander, wie auf der Herfahrt. Die Kundel war mürrisch und breitete sich so sehr aus, daß die Andere völlig in die Ecke gedrückt wurde. Wohl auch die Frieda war nicht aufgelegt zum Sprechen, sie hatte zu denken genug, und zu thun genug, ihre Gedanken nicht zu verrathen. Wie erschrocken war sie daher, als die Haustochter mit einemmale den Mund aufthat: „Eine wahre Schand' ist's, wie Du Dich heute aufgeführt hast!"

Es hatte schon den Anschein, als wollte die Magd nichts entgegnen, endlich sagte sie aber doch: „Kann ich etwas dafür, daß er zuerst mit mir gegangen ist?"

„Du hast Dich ihm ja angeklettet! Männersüchtige Rassel, Du!"

Nun sagte die Frieda nichts mehr.

„Ich werd' mir's merken," setzte die Kundel noch bei, und damit war das Gespräch zu Ende.

Der Kutscher Wolfram sah träumerisch auf die Bäume, Büsche und Wegplanken hin, die im Scheine der Wagenlaternen gespenstisch auftauchten und verschwanden. Die Laternlichter warfen im dichten Nebel eine Art Heiligenschein um die Kutsche. — Ein sauberer Heiligenschein, das! dachte der Wolfram; wenn ich heute nicht sündige, so geschieht's einzig nur, weil die Gelegenheit dazu fehlt. Jetzt kann ich in der ödweiligen Nacht den langen Weg dahinradeln und nachher wieder zurück. Ein hübsches Vergnügen. Bis ich nach Kirchbrunn komme, stehen schon die Leute auf. Das hat man von seinem Uebermuth. Sonst nichts. — Hia! den Braunen wird's auch schon zu dumm.

Endlich waren sie auf dem Marktplatz zu Geßnitz. Der Wolfram wollte halten, aber die Kundel rief

Digitized by Google

zum Wagenschlag heraus: „Vorwärts! Zum Salmhof hinauf!“

Und nach einer weiteren Weile hielten sie vor dem großen Hofe, der mit seinen weitläufigen Gebäuden wie leblos dalag. Nur ein gewaltiger Hund reckte sich mitten im Hofe und der knurrte ein wenig, schien ihm aber nicht der Mühe werth, sich weiter um das herangerollte Gefährte zu bekümmern.

Die Kundel wartete im Wagen, bis der junge Adlerwirth abgestiegen war und ihr den Arm zum Aussteigen bot.

„Und was wird jetzt mein Vater sagen?“ fragte das Mädchen. „Wenn ich ihm nicht gleich nach der Ankunft in Schwambach einen Boten geschickt hätte, daß er weiß, wo ich bin — Sie hätten seiner Angst nicht geachtet.“

Jauchzen wollte der junge Mann über dieses Wort, es war ein Herzenswort gewesen, das erste, welches er von ihr gehört. Ein gutes Kind kann wohl auch ein gutes Weib sein . . . Ei ja, mein Vater kann doch recht haben! Wer Die einmal heimführt!

„Anläuten, geh'!“ hastete die Kundel der Jungmagd zu, die schier kopflos dagestanden; und während diese nun an die Hausthür eilte und den Glockenstrang zog, flüsterte die Salmhofertochter zum Wolfram: „Seien Sie schön bedankt, kühner Ritter! Aber wie böse ich auf Sie bin, das sollen Sie noch erfahren. Warten Sie nur! Schnell hinweg! Gute Nacht!“

Diesen raschen Abschied erklärte der Adlerwirth sich so, als sollten die Hausbewohner das nächtliche Gefährte nicht wahrnehmen; das war aber ein wenig anders, die Haustochter wollte es verhindern, daß er der Jungmagd gute Nacht sagen konnte. Und den Wolfram wurmte es richtig den ganzen Weg heimwärts, daß er ohne einen Händedruck, ohne ein einziges gutes Wort von Frieda hatte scheiden müssen.

Digitized by Google

## Dritter Abſchnitt.

Jetzt würde männiglich rathen, daß am anderen Tage der alte Adlerwirth zu Kirchbrunn ſeinem Sohne ein arges Wetter gemacht hätte. Anſtatt am Sonntagnachmittage, war der Wolfram mit den Röſſern am Montag früh nach Hauſe gekommen!

Männiglich hätte aber ſchlecht gerathen. Als am Montag nach zwölf Uhr Mittags der Wolfram erwacht war und die Küchenmagd ihm den Kaffee ans Bett brachte, kam auch der alte Adlerwirth herein, er brachte das Semmelkörbchen, ſchaute ſchmunzelnd auf den Burſchen hin, der kerzengerade ausgeſtreckt da lag und gähnend ſich noch ein Weiteres ſtreckte.

„Geſchlafen haſt nicht ſchlecht," ſagte der Wirth.

Jetzt kommt's, dachte der Wolfram, und er hat ganz recht, ich verdiene ſchon eine Portion.

Aber es kam nicht.

„Trink' ihn, ſo lange er noch heiß iſt," rieth der Alte, auf die Kaffeetaſſe deutend, „was Warmes thut immer gut nach einer ſolchen Nacht."

Der Wolfram richtete ſich, auf den Ellbogen geſtützt, halb empor; der Hemdkragen war abzubinden vergeſſen worden, er lag noch um den Hals; durch die Spalte des weißen Hemdes ſah man einen Theil der nackten Bruſt; das Geſicht des jungen Mannes war ein wenig bläſſer als ſonſt, alſo daß der junge Bart um ſo dunkler ſchattete. Die wirren feuchten Haare hingen in braunen Tatzen und Ringen über die Stirn herab. Der Wirth ſchaute nicht ohne Wohlgefallen auf ſeinen Sohn. So ein hübſcher Junge iſt auch ein Capital. Nur muß man ihn verſilbern oder vergolden laſſen. Sind ja auch in der Kirche die größten Heiligen vergoldet.

Digitized by Google

„Trau' Einer noch einmal so einem Duckmäuser!" sprach nun der alte Wirth mit schwerem Wiegen des Hauptes und im Tone des Vorwurfes. „Wo unsereiner erst hindenkt, ist der schon gewesen. — Aber," fuhr er fort, „lachen habe ich auch müssen gestern Abends. Wie der Weidknecht heimkommt, sag' ich: Wo denn heute der Wolfram stecken mag mit den Pferden! Daß ihm am Ende kein Malheur passirt ist! — Oh, giebt der Weidknecht Antwort, dem jungen Herrn fehlt nichts, der sitzt draußen beim Schwambachwirth im Extrastübel und thut mit der jungen Salmhofertochter aus Geßnitz Nachtmahl essen. Wär nicht schlecht! sage ich. Ja freilich nicht, meint der Knecht und erzählt mir die ganze Geschichte, wie Du sie mit dem Wagen zum Tanz geholt hättest. Teufel! denk' ich, der geht's scharf an! Der kennt sich aus. Je schwerer man an Eine herankann, desto kecker muß man sie anpacken. — Jetzt hast gewonnen, Wolf, und ich kann Dir's nicht sagen, wie mich das freut. Wirst sehen, jetzt stehst auf einmal ganz anders da. Neider wirst genug haben, ich glaub's! Und nun, Wolf, kann ich Dir's wohl sagen: wir brauchen eine reiche Heirat so nothwendig, wie der Fisch den Schluck Wasser. Seit die neue Eisenbahn drüben geht, steht's nicht gut mit uns Wirthsleuten auf der Kirchbrunnerstraße. Zu harter Noth, daß es mir bisher gelungen ist, unser Ansehen aufrecht zu halten, lange wär' das nicht mehr möglich gewesen. Wir stecken tief in der Schlamaß, mein Bub', wir stecken tief!"

Der Wolfram war von dieser Mittheilung nicht gerade erbaut, er sagte aber nichts darauf, sondern war von diesem bitteren Augenblicke an entschlossen, das Abenteuer mit der Salmhoferischen ernsthafter aufzufassen, als er es bisher gethan.

„Schau nur dazu, Wolf, daß Ihr bald Hochzeit macht!" mahnte der Alte noch. „Ist gut, daß dem Professor sein

Digitized by Google

Zimmer leer geworden, das lassen wir jetzt gleich herrichten. Wird Euch eh am liebsten sein, ist hübsch groß und ruhig."

„Ja ja!" sagte der Wolfram ziemlich barsch, um dieses Gespräch abzubrechen, welches ihm durchaus nicht heimlich war. Er sah sein Verhältniß zur Salmhofertochter lange nicht so rosig, als sein Vater, und wenn etwas Rosiges für ihn dabei war, so konnte es nur das blühende Gesichtlein der — Anderen sein.

Auf gar keinen Fall war es zu leugnen, daß Wolfram's Sinn nach dem Salmhofe in Geßnitz stand. Und es ereignete sich auch, daß er nun häufig nach Geßnitz fuhr, immer in Geschäften, wie es hieß. Einige Wochen vergingen so, da hatte der alte Adlerwirth die feinste Brautwerberfahrt veranstaltet.

Rollte eines Tages das sorgfältig aufgewichste Gefährte die Straße entlang gegen Geßnitz. Auf dem Bock saß heute der Pferdeknecht, aber hübsch mit flatterndem Hutbande. Im Wagen saßen der alte Adlerwirth und sein Schwager, der Herr Amtscontrolor aus der Kreisstadt. Beide im schwarzen Anzuge, mit Seidenhut und bunten Halsmaschen. Dem Adlerwirth war besonders in den weißen, stramm um die fleischigen Finger gespannten Handschuhen höchst unbehaglich, er war nicht im Stande, den einfachsten Handgriff zu thun, selbst den Ueberrock mußte — als es gegen Geßnitz hin schwüler wurde — der Herr Schwager ihm aufknöpfen, und als sie zur Wegmauth kamen, fanden die eingepferchten Finger in den Taschen kein Geldschnäppchen, so daß wieder der Schwager aushelfen mußte. Trotzdem war der Adlerwirth guten Muthes und hieb dem Genossen ein- ums anderemal die breite Hand auf den Oberschenkel: „Na, was meinst, Schwager, wirst stecken bleiben bei der Anrede?"

Digitized by Google

„Du wirst Dir noch die Hundeledernen zersprengen!“ mahnte der Schwager fürsorglich.

Der Amtscontrolor war ein dürres Herrchen, dem auch die Kampflust, das heißt die Brautwerbelust aus den Augen blitzte. Der Adlerwirth hatte ihn eigens für diesen Zweck aus der Kreisstadt verschrieben. Es fährt sich doch ganz anders auf mit einer Autorität aus der Stadt, die Schick kennt und Vornehmheit hat. Das Amt, in welchem der Herr Schwager saß, oder vielmehr auf und ab sprang, bestand in einer Fahrkartencontrolorstelle auf der Pferdeeisenbahn.

Nun also, im Bewußtsein voller Ehrenhaftigkeit fuhren sie den Hügel hinan gegen den Salmhof. Da fielen ihnen die zahlreichen armen Kinder auf, die — obzwar schon zur Allerheiligenzeit — barfuß und in schlechten Gewändlein den Weg hin und her liefen. Durch das weit offenstehende Thor rollte der Wagen so rasch in den Hof, daß es mit einem der Kleinen schier ein Unglück gegeben hätte. Alsogleich stand auch der dienstbare Bursche da, der die beiden Pferde in Obhut nahm, während die beiden Herren sich an einen Mann wandten, um so gleichsam wie im Vorübergehen ein wenig die Wirthschaft begucken zu können. Der Angesprochene führte sie bereitwilligst durch verschiedene Gebäude, und überall war es erstaunlich. Dieser Wohlstand, dieser Ueberfluß in Allem. Die Hausthiere in schönsten Rassen, die Vorräthe an Feldfrüchten, an Heu, an Werkzeug, an Wagen und Schlitten, an Häuten, Pelzwerk und Wolle, an Edelholz, kurz an allerlei, woran die meisten Leute gar nicht denken, geschweige es besitzen.

Nach einem solchen Rundgang im Hofe kamen sie zum Eingange in das stattliche Wohnhaus; das Untergeschoß desselben war gemauert und weiß übertüncht, der obere Stock

Digitized by Google

aus Holz gezimmert. Es hatte viele Fenster, die größer waren als solche bei anderen Bauernhöfen, und mit zierlichen Holztäfelungen ausgeschlagen. Auch an den Dachvorsprüngen waren Holzschnitzereien, das Dach selbst war aus Schindeln und über demselben ragten mehrere weiß übertünchte Schornsteine empor. Neben der Hausthür an der Wand hing eine schwarze Tafel, auf welcher Kundmachungen klebten, denn der Salmhofer war Vorstand der Landgemeinde Geßnitz, die sich einen eigenen „Bürgermeister" wählte, seitdem der Ort Geßnitz selbst eine Marktgemeinde geworden war. Als die beiden Gemeinden sich trennten, wollte jede den Salmhof für sich haben, der lag so gut bürgerlich als bäuerlich, allein der Salmhofer mochte gedacht haben: Lieber der erste Bauer, denn der letzte Bürger, und hatte sich zur Landgemeinde geschlagen, was ihm seine Nachbarn gar nicht hoch genug anrechnen konnten.

An der offenen Hausthüre war in der unteren Weite ein zierliches Holzthörchen, wie solche an vielen Bauernhöfen üblich sind und dazu dienen, daß vom Hofe das Kleinvieh nicht ins Haus laufen kann. An diesem Thörchen grunzten heute aber weder Schweine, noch meckerten Lämmer oder Ziegen, es war umdrängt von armen Kindern, dreijährigen bis etwa zwölfjährigen, die ihre Händchen aufhoben und mit hellen Stimmen schrien: „Bitt' gar schön um ein Allerheiligenbrot!"

Und hinter dem Thörchen stand ein feines, etwas blasses, ernsthaftes Mädchen in dunkelblauem, fast städtisch geschnittenem Anzug, am Halse ein weißes Kräglein, wie es Männer tragen. Dieses Mädchen nahm aus einem großen Korbe, der neben ihm stand, geschnittene Brotstücke und vertheilte sie an die Kinder. Die vorne standen, denen gab sie es in die Hand, den Hinteren, vergeblich nach vorne

Digitized by Google

Drängenden warf sie die Stücke über den Köpfen zu und kümmerte sich nicht weiter um das Gebalge, welches darüber entstand.

„Da ist sie!" flüsterte der alte Adlerwirth dem Herrn Amtscontrolor zu, und sie zogen ehrerbietig vor ihr die hohen Hüte. Das Mädchen dankte dem Gruße mit einem fast unmerklichen Neigen des Hauptes, scheuchte mit einer lebhaften Handbewegung die Kinder auseinander, und unsere beiden Männer traten in das Haus.

Nach den „Herren Eltern" erkundigten sie sich bei der Kundel. „Bitte nur die Treppe hinauf, Mutter wird in der Küche sein!" Also in höflichem, aber entschiedenem Tone der Bescheid. Der Adlerwirth nickte dem Genossen vielsagend zu. Der Kundel war ihr erheuchelter Gleichmuth ganz ausgezeichnet gelungen, nun aber huschte sie rasch unter die Stiege hin und spähte nach. Es schwante ihr etwas, als gehe dieser Besuch sie an. Für das Austheilen des Allerheiligenbrotes war nun alle Neigung dahin, sie stellte den Kindern den Korb mit dem Reste der Brote vor die Thür und schlich die Treppe hinan.

In der Küche waren zwei Weiber, welche mit langen Messern die Kohlkopfstengel zerschnitten und die Scheibchen in einen Kessel warfen. Beide waren wie Mägde angezogen, nur daß die Aeltere, eine magere und fast kümmerlich aussehende Person, ein weißes breites Schürzenband hatte, an welchem ein Schlüsselbund hing.

„Können wir mit der Frau Salmhoferin reden?" sprach diese der alte Adlerwirth auf gut Glück an.

„Was wird's denn sein?" fragte das Weib in fast schüchterner Weise entgegen und wischte ihre Hände an der Schürze ab.

Digitized by Google

„Wir sind von Kirchbrunn," sagte nun der Herr Controlor, „und kommen in einer wichtigen Angelegenheit, wie sich's schon manchmal so fügt auf dieser Welt."

„Dann müssen Sie schon zu meinem Manne gehen. Ich weiß nichts," so antwortete die Salmhoferin, wies sie über den Gang bis zur letzten Thüre links und ging wieder an die Bereitung des Schweinefutters.

Bei der letzten Thüre links klopften die Männer höflich an. Drinnen hustete Jemand. Nach einem Weilchen klopften sie zum zweitenmale, und drinnen hustete es zum zweitenmale. Nach dem dritten Klopfen schnarrte es im Zimmer: „Zum Satan, ja hab' ich gesagt!"

Es war barsch, doch der Adlerwirth hielt das Ja im Vorhinein für ein gutes Zeichen. Sie traten ein.

Es war eine schmale längliche Stube mit zwei Fenstern und einem großen Kachelofen. Zwischen den Fenstern stand eine lange Lehnbank, und daneben ein braunangestrichener Tisch. Auf der Lehnbank lag ein alter Mann, der nur mit Socken, einem schwarzen Beinkleide und einem grauen, locker um Brust und Arme flatternden Wollenhemde bekleidet war. Der Mann hatte auf dem Haupte fast kein Haar, hingegen einen üppigen schneeweißen Bart. Das Gesicht war geröthet und hatte eine lange wulstige Nase. Auf dem Schoß hatte der Mann ein weißes Kätzchen, das er fortwährend streichelte und mit Brotkrümchen fütterte. Auf dem Tische lag ein blaues zusammengeknülltes Sacktuch, ein paar Brillen und ein Pack mit Schriften. Daneben stand ein grünglasirter Krug, aus welchem er häufig einen Schluck nahm.

Dieser Mann war der Salmhofer. Der alte Adlerwirth verleugnete seine Befangenheit und grüßte ihn wie einen

Digitized by Google

Bekannten, denn der Salmhofer war ja oftmals eingekehrt bei ihm in Kirchbrunn.

„Au!" sagte der Alte und richtete sich ein klein wenig auf. „Das ist seltsam. Was seid Ihr denn so närrisch aufgestiefelt?"

Da stellte sich der Herr Controlor vor und begann so zu reden: „Hochachtbarer Herr! Die Schicksale der Menschen sind mannigfach und unerforschlich. Sie hätten wohl auch nie gedacht, daß wir einmal an Ihres Hauses Schwelle stehen würden, und zwar in einer Angelegenheit, die — in einer Angelegenheit, welche —" Da stak er.

„Was wollt's denn?" fuhr der Salmhofer mit seiner breiten, röchelnden Stimme drein.

„Daß wir an Ihres Hauses Schwelle stehen werden, und zwar in einer Angelegenheit, die —" Trotz des neuen Anrandes konnte er noch nicht weiter. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Still sei, Mistvieh!" sagte der Salmhofer zum Kätzchen, welches miaute, und gab ihm mit dem Finger einen zärtlichen Klapps.

„Bitt' Euch, macht's keine Faxen!" hierauf zu den Ankömmlingen, „kann mir's ja eh denken. Meiner Tochter die Fahrgelegenheit zum Schwambachwirth soll ich zahlen. Was kostet sie denn?"

Jetzt lachten die Beiden und meinten, nun wären sie schon bei der Stange. „Billig fahre der junge Adlerwirth nicht bei Nacht und Nebel, leicht koste es den Passagier selber."

Der Salmhofer hob von der Katze die Hand und machte damit einen Schlag in die leere Luft. War das die Antwort? War das nicht gerade, als ob er sagen wollte: Fort mit Schaden?

Digitized by Google

„Dafür stehe ich gut," sprach nun der alte Adlerwirth, „einen braven Mann bekommt sie. Und lieb haben sich die jungen Leut', wie Tauben."

Der Salmhofer that aus dem Kruge einen langen Schluck, und auf seinem Barte noch die Tropfen, schnarrte er: „Mein Geld willst, Adlerwirth!"

„Aber! Aber!" rief der Adlerwirth. „Wer denkt denn an so was? Geld macht nicht glücklich, sage ich alleweil. Daß sie zusammenpassen, ist die Hauptsache. Das Andere wird sich alles geben."

„Losgehen kann's, wann's will," sagte der Salmhofer und trank wieder. Während er trank, sprang das Kätzchen auf den Fußboden hinab; da fuhr der Alte empor, fing es ein und setzte es wieder sachte auf seinen Schoß.

„Nachher könnten wir vielleicht jetzt mit der Kundel reden?" meinte der Adlerwirth.

„Weiß schon, weiß schon," wehrte der Salmhofer ab. „Das Mädel ist ja schon ganz dumm vor lauter Verliebtheit. — Da bleibst, Vieherl."

Den beiden Männern kam es schier vor, der Alte sei nicht recht bei Trost. Der grüne Krug! Auf jeden Fall reichte der Adlerwirth ihm nun die Hand und sagte in feierlicher Stimmung: „Also abgemacht, Schwieger! Bruder! Gott segne unsere Kinder!"

„Ist schon recht, ist schon gut!" murmelte der Alte, und seine Handbewegung deutete an, sie könnten wieder gehen.

„Er hat zwar einen martialischen Rausch," sagte der Herr Controlor vor der Thür, „aber richtig ist's. Er hat mehr gestanden, als er im nüchternen Zustande beigegeben hätte, und das kann uns recht sein."



Digitized by Google

Auf der Hausflur begegneten sie der Kundel. Der alte Adlerwirth hielt ihr die Hand hin und sagte weichmüthig: „Jetzt mache ich nicht viel Umstände mehr, Töchterl, ich darf wohl einen Gruß ausrichten beim jungen Adlerwirth zu Kirchbrunn?"

„Bitt' schön," antwortete das Mädchen und senkte das Aug'.

„Und wann darf die Hochzeit sein?" fragte kühnlich der Herr Controlor.

„Je eher, desto besser," antwortete das Mädchen. Da wußten die Brautwerber einstweilen genug.

## Vierter Abschnitt.

Der Winter war mit viel Schnee gekommen. Das wirthschaftliche Leben des Dorfes nahm eine neue Gestalt an, vom Walde wurden auf Schlarpfen*) große Reisigfuhren gezogen, aus den Berggräben mächtige Holzblöcke geschleift, von den Teichen her schwere Eisladungen geführt. Wer einen Bau vorhatte im nächsten Jahre, der zog jetzt Zimmerholz und Steine zusammen; der Schnee — von welchem nicht Unterrichtete glauben, daß er die Wege versperre — hatte die Bahnen geschaffen, auf welchen die schwersten Lasten leicht weiter befördert werden konnten. Die Straße entlang schellte manch leichtes Schlittenzeug lustig fürbaß und hielt wohl mit seinen Insassen an in Kirchbrunn beim Adlerwirth auf ein Glas Wein. Seit es laut geworden, daß die einzige Tochter des Großbauern zu Geßnitz bald einfahren werde in das Adlerwirthshaus, war dieses den Leuten neuerdings anziehend

*) Aus zwei Baumstämmen gebaute Waldschlitten.

Digitized by Google

geworden. Einzig nur das Weibervolk betrachtete nun dieſes Haus nicht mehr ganz mit den wohlwollenden Augen als ehedem, aber das verdirbt nicht viel; Weibsbilder, meinte der alte Wirth, ſind ohnehin nicht die beſten Gäſte.

Um dieſe Zeit kehrte eines Tages der Schopper-Schub ein im Adlerwirthshauſe. Er hatte immer denſelben verwilderten Bart, der nie geſchnitten wurde und der auch nicht eigentlich in die Länge wuchs, ſondern mehr Neigung hatte, ſich zu kräuſeln und zu filzen, was dem Waldmenſchen auch recht war. Mit dem Haupthaar ſtand es wahrſcheinlich auch ähnlich, man ſah es aber nie, weil der Mann den Hut immer aufhatte und die ſchweren ſchwammigen Krempen zu allen Seiten tief herabhingen. Das mattbraune Lodengewand hatte einige Flicken, doch ſah man es an ihrer Ungefügigkeit, daß ſie nicht von ſchlichtender Weibeshand herrührten. Eben faſt ſo unbehilflich war der Verband, den er am linken Arme trug. Daß der Schopper mitten in der Woche Feiertag hatte, kam daher, weil er ſich mit der Holzaxt unverſehens die Hand geſpalten hatte. Weiter war es nichts. Ein Kamerad hatte ihm ein Harzpflaſter gemacht und den Verband angelegt; ſomit iſt die Sache in Ordnung, nur daß der Mann einſtweilen nicht arbeiten kann.

Alſo ſaß der Holzknecht da am dämmerigen Winkeltiſch und trank etliche Gläschen Branntwein.

„Wo iſt denn der Jungherr?“ fragte er auf einmal kurz und ſcharf.

„Wo wird er denn ſein!“ antwortete der alte Adlerwirth, „in Geßnitz wird er ſein. — Haſt was mit ihm?“

„Will ſelber mit ihm reden,“ ſagte der Schopper. „Ich kann ihm ja nachgehen. Hab' eh Zeit dazu. Was macht's!“



Digitized by Google

„Dreimal drei macht neun," rechnete der Wirth die drei Gläschen zusammen. „Bekommst von zehn einen Kreuzer heraus."

„Schenkt ihn einem Bettler," sagte der Schopper. Da lugte der Wirth einmal. — Seit wann geben denn die Herren vom Siebenbachwald Trinkgeld? Wahrscheinlich, seit sie sich selber die Knochen entzweihauen.

„— Soll einmal ein Vaterunser dafür beten," setzte der Holzknecht bei, während er sich rasch von der Bank erhob und, den Stock fest auf den Boden stoßend, davoneilte.

„Für einen Kreuzer ein Vaterunser," murmelte der Wirth, die kleine Münze in der hohlen Hand schüttelnd, „viel Andacht wird man da nicht verlangen können."

Der Schopper-Schub wanderte die Straße entlang gegen Geßnitz. Der Weg war wohl für den Schlitten eingerichtet, aber nicht für ungelenkige Füße. Das glitt immer nach rechts oder nach links und brachte den Mann in Gefahr, auf seine wunde Hand zu fallen. Trotzdem setzte er seinen Stock fest ein und kam vorwärts. Er sann unterwegs, wie er es machen werde auf dem Salmhof. Das waren ja zwei triftige Gründe, weswegen er jetzt hinausging. Ein fast leidenschaftliches Dankgefühl hatte ihn vom Siebenbachwald herausgetrieben. Der in sein enges Wesen zutiefst eingesponnene, und doch vielleicht gelegentlich einer Selbstentäußerung fähige Waldmensch glaubte, daß der junge Adlerwirth rein ihm zuliebe von der Frieda abgestanden sei und, damit aller Zwiespalt aufhöre, rasch die Andere heiraten wolle; denn es war ihm nicht möglich zu denken, daß unter allen jungen Weibern der Welt nicht die Jungmagd Frieda die Begehrenswertheste sein sollte! — Adlerwirth! wollte er sagen und ihn um den Hals packen, für mein Lebtag bin ich Dein Knecht! Wenn Du einmal in

Digitized by Google

Noth ſollteſt ſein, ſo rufe mich! Du biſt mein treueſter Freund auf der Welt! Du hätteſt das Mädel haben können und haſt es mir überlaſſen, haſt Dich einer Fremden angeſchmiedet, die Dir gleichgiltig iſt, hölliſch gleichgiltig. Gott geb's, daß ſie Dich recht lieb hat! Und wenn Du einmal wen brauchen ſollteſt, Wolfram, der für Dich lebt und ſtirbt, ſo laß mich holen! — Alſo wollte der Schopper zu ihm ſprechen, daß ſeinem heißen, in Zorn wie in Freude überſchwänglichen Herzen Genüge gethan werde. Dann wollte er aber auch ernſtlich an die Andere herantreten und am heutigen Tage die Sache endgiltig machen. — Hopp! jetzt lag er im Schnee.

Wenn es ſo fortgeht auf der Rutſche, ſo wird das mühesam bis Geßnitz. Ein feines Schellen hörte er hinter ſich. Mit flinkem Rößlein jagte und auf leichtem Schlitten ſaß der Groß-Grübinger von Kirchbrunn, er fuhr auch gegen Geßnitz. Ei, dachte der Holzknecht, dem iſt's ein Leichtes, daß er mich mitnimmt. Als der Schlitten vorüberſchliff, rückte der Schopper manierlich den Hut, aber der Grübinger that nichts desgleichen.

„He!" rief nun der Holzknecht dem Gefährte nach, zog ſein blaues Sacktuch aus der Taſche und hielt es hoch in die Luft, „he, Vetter! Vetter Grübinger!"

Der Bauer hielt an: „Was iſt denn?"

„Ihr habt Euer Sacktuch verloren!" rief der Holzknecht. Die Liſt gelang; während der Bauer ſeine Taſchen durchſuchte, kam der Schopper zum Schlitten heran und legte ſeine Hand ſchon an das Joch.

„Mir gehört er nicht, der Fetzen!" brummte der Bauer und wollte es wieder vorwärts gehen laſſen.

„Nachher muß er wem Anderen gehören," meinte der Holzknecht und ſteckte das Tüchel in ſeinen Sack. „Aber gelt,

Digitized by Google

Vetter Grübinger, Ihr seid so gut und habt nichts dagegen, wenn ich mich da hinten auf die Curve stelle. Ich will nach Geßnitz und es geht so kläglich auf den Füßen. Euer braver Rappen —"

„Kunnt mir einfallen!" lachte der Bauer grell auf, „Hia!" Und der Schlitten glitt rasch dahin, kaum hatte der Schopper Zeit, das Joch auszulassen; sich an. dasselbe haltend, stolperte er eine Weile hinten drein, bis der Bauer ihm mit dem Peitschenstock eins auf die Finger gab. Da ließ er los und stand wieder allein mitten in Schnee und Nebel.

„Die Leute sind hart," murmelte er vor sich hin; um so weicher ist der Schnee, in welchen er seine Fersen wieder kräftig einsetzte. Es ging langsam fürbaß.

Als er nach Stunden durch den Markt Geßnitz schritt, war es finster, was sich gar nicht übel traf. Schon einmal hatte ihn hier der Gendarm festgenommen, obschon auch bald wieder losgelassen, nachdem es sich herausgestellt, daß hinter der verwilderten Hülle ein gewöhnlicher Holzknecht steckte. — Auf dem Thurme läutete die Abendglocke. Er zog seinen Hut vom Kopf und betete: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft . . . ." Der junge Adlerwirth war ihm nicht begegnet, also mußte er wohl noch im Salmhofe sein. Der Schopper ging den Hügel hinan, aber nicht nach dem breiten Fahrweg, sondern hinterwärts auf dem Rainsteige. Den Wirthschaftsgebäuden trachtete er zu, er wußte wohl die Futterkammer, in welcher die Jungmagd um diese Zeit ihre Arbeit zu verrichten pflegte. — „Heut' nimm Dich zusammen, Schopper-Schub," so ermahnte er sich selbst. „Denk' nicht immer daran, daß Du verachtet bist. Denk', daß Du auch ein Mensch bist wie alle Anderen, und sei herzhaft. Gesund und stark zum Arbeiten, Niemand kann Dir was ausstellen

Digitized by Google

im Holzſchlag, Du verſtehſt Dein Geſchäft. Niemand kann Dir was nachſagen; was Du Dein Lebtag haſt angeſtellt, das iſt nur Dein eigener Schaden geweſt. Die neue Rieſen wird ſich machen im Waldſchlag. In ein paar Jahren biſt Holzmeiſter, da kannſt Weib und Kind erhalten ſo gut wie ein Graf. Warum ſoll ſie Dich nicht gern haben? Wenn ihr Dein Gewand nicht gefällt, ſo wirf's weg, der inwendige Kerl wird nicht zu ſchlecht ſein für eine brave Dirn. In Gottesnamen, Schopper!"

Der junge Adlerwirth hatte ſich im Laufe desſelben Nachmittags in der großen Wirthſchaft des Salmhofes herumgetrieben. Anfangs that er ſolches in Begleitung ſeines künftigen Schwiegervaters, dieſer wurde aber bald zurückgerufen, er hatte in Gemeindevorſtands-Geſchäften zu thun. Der Wolfram ſpähte überall umher und ſpielte mit dem Gedanken, was mit all dem geſchehen werde, wenn einmal Vater und Mutter mit Tod abgehen ſollten. Gegen Abend ins Haus zurückgekommen, gab's eine Jauſe, aber eine etwas zerriſſene. Die Salmhoferin trank ihren Kaffee in der Küche, der Salmhofer trank ſeinen Weinkrug auf der Stube aus, die Haustochter Kundel ſchlürfte ihren Thee im Küchenzimmerchen und knuſperte ſüßes Backwerk dazu. Der Wolfram, welcher neben ihr ſaß, dankte für den ihm gebotenen Imbiß, er ſei nicht gewohnt, eine Jauſe zu nehmen, aber eine Cigarre, wenn er ſich anzünden dürfte! Hierauf beſprachen ſie die Hochzeit. Die Kundel geſtand vielleicht mehr unwillkürlich als abſichtlich, daß es ihr manchmal ſchrecklich ſei auf dem Salmhofe, daß ſie froh ſei, dieſem Orte zu entkommen. Elternliebe, wovon andere Leute ſprechen, habe ſie ja doch nie kennen gelernt. Der Vater habe ſie ein paar Jahre lang in ein Inſtitut geſteckt, ſie nachher zu einer Zierpuppe herrichten

Digitized by Google

wollen, um sich mit ihr zu prahlen; bei der Mutter wäre überhaupt nichts zu suchen, diese verrichte in der Küche ihre tägliche Arbeit, die geradesogut auch eine Magd besorgen könne, und sei dann zufrieden. — Dem jungen Adlerwirth schmeichelte dieses Vertrauen der Braut und es kam ihm fast gemüthlich vor im Stübchen, bis die Kundel plötzlich und ziemlich rasch das Fenster aufmachte. Der Tabakrauch ging freilich hinaus, aber die kalte neblige Winterluft ging herein. Endlich verabschiedete der Bräutigam sich, und während die Pferde eingespannt wurden, stand er draußen in der Thür der Heukammer und plauderte ein wenig mit der Jungmagd. Er lehnte an dem einen Pfosten der Thür, sie an dem anderen, weiter ließ sie ihn mit der brennenden Cigarre nicht in die Kammer. Sie that's aber nicht des Rauches, sondern der Feuersgefahr wegen.

Ihr Gespräch wurde ganz leise geführt. „Frieda," sagte der Wolfram, „Du wirst doch auch bei der Hochzeit sein?"

„Weiß es nicht," antwortete sie, „ich werde wohl müssen haushüten. Die Haustochter hat schon so etwas gesagt."

„Hat sie?" fragte flüsternd der Bräutigam. „Nein, Frieda, ich will's haben, daß Du bei meiner Hochzeit die erste Kranzljungfrau sein sollst. Es geht doch!"

„Ja, gehen thät's schon," meinte die junge Magd, „aber sein darf's nicht."

„Wer sagt das?"

„— sie."

„Das möchte ich wissen. Ihr seid ja immer gut gewesen miteinander? Und kameradschaftlich."

„Früher, ja," sagte die Frieda, „aber seit dem Tanz beim Schwambachwirth ist sie arg auf mich."

Digitized by Google

„Laß es gut sein, Dirndel," entgegnete der junge Adlerwirth. „In das Capitel werde ich auch etwas dreinzureden haben. Sie mag zur Hochzeit laden wen sie will, ich werde es auch thun. Und verhoff's, daß wir uns bei der Hochzeit nicht das letztemal sehen werden, Dirndel. Gieb mir die Hand drauf!" Und er schnalzte mit der Zunge, was so seine Gewohnheit war, wenn er Muth und Uebermuth in sich fühlte. „Dirndel, die Hand drauf!"

„Auf das gebe ich keine Hand," war ihre Antwort, „der Mensch weiß nicht Zeit und Stund." Zögernd und zagend hatte sie das gesprochen.

„Und auch zum Abschied willst mir die Hand nicht geben?" fragte er nicht ohne Beklommenheit.

„Zum Abschied — schon gar nicht," antwortete das Mädchen.

„Frieda!" erscholl es in diesem Augenblicke von der Stallwand her. Die Beiden stoben auseinander. Eine männliche hohle Stimme war es gewesen. Der junge Adlerwirth sprang in den Schlitten, und vorwärts ging's durch Nacht und Winter gegen Kirchbrunn.

An demselben Abende war's, als die Jungmagd Frieda die Thür ihrer Kammer verschlossen hatte und nun vor einem Muttergottesbildchen, welches an der Wand klebte, ihr Nachtgebet sprach, als auf einmal wie ein Gespenst der Holzknecht vor ihr stand. Der Schreck war so groß, daß ihr zum Schrei die Stimme versagte. Beide Hände ans Herz gedrückt, so sank sie mit einem Hauch auf den Schemel hin.

„Geschehen thut Dir nichts," also sprach nun der Schopper. „Aber das Leutrufen laß sein. Sie brauchen es nicht zu wissen, was wir Zwei miteinander zu reden haben."

Digitized by Google

„Wir haben nichts miteinander zu reden," konnte jetzt die Frieda ſagen. „Geh fort! Du haſt Dich wie ein Dieb hereingeſchlichen! Geh fort!"

„Haſt wohl recht, Dirndel, wie ein Dieb!" entgegnete der Schopper. „Weil ich Deinetwegen ſchlecht werden muß. Aber daran ſchuldig biſt Du. Zu einem Engel hätteſt mich machen können. Und jetzt — jetzt kann ein Teufel draus werden."

„Fort geh!" rief das Dirndel und ſprang zur Thür, um ſie zu öffnen. Er fing ſie auf, hielt ihr die Hand feſt und ſagte: „Frieda. Sei barmherzig. Schau, ich bin ein armer Burſch'. Glaubt hätt' ich's nimmer, daß Einen die Lieb' ſo kunnt zurichten. Zwingen kann ich Dich nicht, Frieda. Ich ſag' Dir nur das: Wenn Du mich nicht nimmſt, ſo erleben wir was. Mit mir und mit Dir! Ich ſpring' ins Verderben und Du in Dein Unglück. Der junge Adlerwirth! Unterwegs her bin ich noch voller Vertrau geweſen zu ihm. Und was ich jetzt hab' gehört!"

„Was haſt denn gehört?"

„Mehr, als er geredet hat, meine liebe Dirn! Daß der ſo ſchlau iſt, das hätte ich mir nicht gedacht. Die Eine heiraten, die Andere gern haben! Biſt denn Du blind, Frieda! Oder biſt wirklich ſo ſchlecht?"

„Holzknecht," verſetzte jetzt das Mädchen ruhiger, „laß mich aus, dann will ich reden."

Im Augenblick ließ er ihre Hand los.

„Für mich," ſo redete ſie nun, „wär' es auch beſſer, Du hätteſt mich zerdrucken laſſen vom Mühlrad. Ich dank' Dir's nicht, daß Du mich haſt herausgezogen. In der Unſchuld wäre ich geſtorben, und wie es jetzt ſteht, ſeh' ich vor mir nichts, als lauter Sünd' und Elend."

Digitized by Google

„Den Adlerwirth mußt vergeſſen!“ ſagte der Schopper.

„Vergeſſen! Weißt Du, was Du redeſt? Kannſt Du vergeſſen? So vergiß mich, ich geh' Dich ja nichts an. Bin nicht Deine Schweſter und nicht Dein Geſchwiſterkind. Such' Dir Eine, die beſſer für Dich paßt, und mich laß in Gottesnamen zugrunde gehen, wenn es mir ſchon aufgeſetzt iſt, daß ich ſeinetwegen zugrunde gehen ſoll.“ Sie weinte.

Der Waldmenſch ſtand wie erſtarrt vor ihr. Endlich antwortete er: „Um das von Dir zu hören, bin ich heute weit aus dem Siebenbachwald herausgekommen. — Du Frieda! Flennen darfſt mir nicht! Flennen kann ich Dich nicht ſehen!“ Faſt wie drohend ſtieß er die letzten Worte heraus, und dann fuhr er mit den Fingerſpitzen über ihr Haar hin, als ob er ſie ſtreicheln wollte. „Frieda!“ fuhr er milder fort. „Vor neun Jahren am Magdalenatag, wie ſie Deine Mutter haben in die Erden gelegt, habe ich Dich zum erſtenmal geſehen. Wie Du dazumal geweint haſt, Du liebes Kind, Du arme Waiſe, ſo verlaſſen auf der Welt, — wie Du dazumal ſo geweint haſt, das geht mir nimmer aus dem Kopf, gar nimmer.“

„Mein Gott,“ flüſterte jetzt die Frieda, „Du biſt ja ein guter Menſch, ein herzensguter Menſch. Aber jetzt mußt Du fortgehen, Du armer Burſch, ſchau, es kann nicht anders ſein. Ich habe ja nichts gegen Dich, wenn ich nur könnt', wie wollt' ich Dich lieb haben mit Freuden, Dich ganz allein. Und es hätt' eine gute Wendung. Wie es jetzt ſteht, ich weiß mir ja nicht zu rathen und nicht zu helfen.“

„Sollſt ſchuldigerweis ſo reden?“ fragte er.

„Gott Lob und Dank, nein!“ antwortete die Jungmagd, „aber fürchten thu' ich mich, ſo oft ich ihn ſehe. Bei der Hochzeit will ich nicht ſein, nach Kirchbrunn auch mein Lebtag

Digitized by Google

nicht gehen. Ich will mich ja hüten, ſoviel es menſchenmöglich iſt. An meine Mutter haſt mich gemahnt, Schopper. Ihr letztes Wort zu mir iſt geweſen: Frieda, wenn Du Dir nicht ausweißt, ſo knie' hin und thu' beten. Ich will's thun, Holzknecht, und will ſo lange beten, bis ich Dich recht lieb hab, und nur Dich allein."

Das ſagte ſie mit ſolcher Innigkeit, als wäre die Liebe zu ihm bereits da.

„O glückſelige Stund'!" wimmerte der Waldmenſch und drückte ſein bärtiges Geſicht an ihre Schulter, in ihr Haar, „Du herzliebe Dirn, ich geh' ſchon, ich geh' gern. Beten! Beten! Gute Nacht, Du herzliebe Dirn!"

Alſo ſtürzte er wie raſend vor Glück davon, hinaus in die tiefe Winternacht, den jauchzenden Himmel im Herzen, ſeinen fernen Wäldern zu.

## Fünfter Abſchnitt.

Ganz Geßnitz war in Aufruhr. Bald nach Mitternacht ſchon hatten ſie angefangen mit den Böllern zu knallen, und zwar nicht bloß auf dem Salmhof, wo hinter dem Hauſe ein großes Feuer brannte, ſondern auch bei anderen Bauernhöfen der Umgegend, die da zeigen wollten, welch freudigen Antheil ſie nähmen an dem Feſt- und Ehrentage der Familie ihres großſtändigen Gemeindevorſtandes. Und als über den Dunſtſchichten der große rothe Sonnenball heraufſtieg und die Hochzeitsgäſte gegangen, gefahren kamen von allen Seiten her, da knatterten auch die Piſtolen drein, das Kleingewehrfeuer zu den Kanonenſchüſſen, daß es ſchier zu hören war, als würde eine große Schlacht geſchlagen im Thale von Geßnitz. Wo der Weg vom Salmhofe in den Markt hinein-

Digitized by Google

mündet, war sogar ein Schwibbogen gebaut aus Fichtenreisern. Von der Gärtnerei der Herrschaft Klobenstein war ein großer Brautstrauß gekommen als Hochzeitsgabe, denn der Klobensteiner Baron und der Salmhofer standen miteinander in reger Geschäftsverbindung.

Uebrigens hatte die Hochzeit des jungen Adlerwirthes mit der Salmhofer Tochter etwas Städtisches. Es gab dabei Herrschaften in Frack und mit hohen Seidenhüten, worunter der Herr Schwager Amtscontrolor eine der würdigsten Erscheinungen war. Auch der Salmhofer trug einen sehr langen Frack, einen schwarzen Röhrenhut, einen hohen, aufgesteiften Halskragen mit zwei an beiden Seiten des Kinnes hervorstehenden Spitzen, eine schneeweiße Weste, die über den halben Bauch hinabging, ein schwarzes Beinkleid und tadellose weiße Handschuhe. Die Salmhoferin an seiner Seite sah dagegen ganz bäuerlich und fast ärmlich aus. Der Bräutigam war in schwarzem, dorf-bürgerlichem Anzug, der sich nur auszeichnete durch das Myrtensträußchen am linken Brustflügel. Dieses schwarze Gewand gab dem jungen Manne ein überaus interessantes Aussehen, sein Gesicht schien blasser als sonst, und in seinem großen Auge war ein seltsamer Schmelz, wer es nur hätte sagen können, ob mehr auf frischen Muth oder auf weichmüthige Rührseligkeit hinweisend. Seine natürliche Heiterkeit schien er heute daheimgelassen zu haben beim Alltagsgewand, ernsthaft, gesetzt, wie es einem Bräutigam ansteht, war sein Wesen, und man sah gleich, daß die Würde des Großbauernhofes sich auf ihn zu vererben begann. Die Braut Kunigunde trug ein schweres weißes Seidenkleid mit Schleppe, und auf dem kunstvoll geflochtenen, fast schwarzglänzenden Haar ein Myrtenkränzlein. Ihr schönes Gesicht war jetzt, wie sie vor dem Altare standen, als ob es von

Digitized by Google

reinſtem weißen Marmor gemeißelt wäre. Man hatte zu Geßnitz nie eine Braut geſehen, die ſo würdig und ernſt war, und nie eine, die am Hochzeitstage nicht einmal ein wenig gelächelt und nicht einmal ein wenig geweint hätte. Aber die Kunigunde war eine ſolche. Manche behaupteten, das wäre ein tiefes Waſſer, auswendig eine Mutter Gottes, inwendig —. Ein Glücksmenſch ſei dieſer Adlerwirth! Die Braut ſo ſchön, ſo achtunggebietend, ſo reich! — Ob ſie für eine Wirthin am Ende nicht doch ein wenig zu vornehm iſt! Wirthinnen können nicht artig genug ſein. — Oho, Wirthinnen können nicht zurückhaltend und ernſthaftig genug ſein! — Ein Glücksmenſch, dieſer Adlerwirth!

Als das Brautpaar vor dem Altare ſtand, als der Wolfram ihre zarte kleine Hand in der ſeinen hielt, als der Prieſter die Stola darüber wand, da machte der junge Adlerwirth im Herzen ein Gelöbniß. — Ich will ein treuer Menſch ſein. Junge, lebluſtige Weiber giebt es genug, auch ſolche, die Ehrenhaftigkeit verkaufen! Nein. Ich habe jetzt mein Weib. Und iſt ſie gleichwohl noch froſtig wie ein Märztag, ich will ſo viel Sonnenſchein auf ſie legen, bis die Blume aufblüht. Durch die Liebe kann man alles überwinden, ſagt mein Profeſſor Nix, auch die ſchlimmen Weiber. Schlimm aber iſt ſie gar nicht, nur ein wenig herb. Und herbe Trauben geben den haltbarſten Wein. Mein liebes Weib, Du! — Er drückte ihre Hand, ſie wußte freilich nicht, was er dachte.

Die Mahlzeit im Salmhofe war üppig bis zum Tiſchbrechen. Auch dabei ging es ſo vornehm zu, daß alle Kellner von Geßnitz anweſend waren, um an der Tafel die Speiſeſchüſſeln herumzutragen von Gaſt zu Gaſt. Die Braut winkte faſt jedes Gericht mit einer Handbewegung ab, ſie aß nichts, ſie trank nichts, ſie ſprach nur wenig, ließ aber ihr wachſames

Digitized by Google

Auge stets in die Runde gehen, um die Ordnung des Dienervolkes zu überwachen und etwaige Verstöße desselben mit einem strafenden Blick, mit einem tadelnden Worte zu rügen. Der Wolfram suchte mit der nebensitzenden Schwiegermutter ein Gespräch zu unterhalten; es war jedoch mit der einfachen, bescheidenen Frau nicht viel anzufangen. Umsomehr fröhlichen Lärm machte der Salmhofer, besonders wenn das weiße Kätzchen, welches er bei sich auf dem Schoß hatte und mit Leckerbissen fütterte, auf den Tisch sprang und ungebührlich ward. Also dachte der Wolfram, werden wir uns nur ans Essen und Trinken halten, dieser Tag wird mit Gottes Hilfe ja auch nicht ewig dauern.

Am Abende, als die Lichter gekommen waren und die Musikanten, hub die Hochzeitsgesellschaft einen anderen Takt an. Es ward laut und lustig, die Leute wogten durcheinander, aber die Braut zog sich zurück auf ihr Stübchen, weil ihr die Aufregung und der Lärm des Tages ein wenig Kopfschmerz verursacht hatten.

Der Wolfram ging hinaus in die frische Luft. Ein klarer Sternenhimmel flimmerte, der Adlerwirth sah ihn kaum, er war in verschiedenerlei Empfindungen versunken, und auf einmal that er einen tiefen Athemzug und sagte halblaut: „Also wäre ich verheiratet!"

Dann kam ihm zu Sinn, was er am Altare gedacht und daß er nun von Jemandem Abschied nehmen müsse mit allem Ernst.

Im Wirthschaftsgebäude war die Gesindestube hell beleuchtet, da drinn ging's fröhlich zu, der Wolfram trat ein. Mit hellem Geschrei hoben sie ihm die Gläser entgegen und tranken auf seine Gesundheit. Er setzte sich ein bißchen zu dem Gesinde an den Tisch, da erschien die Aufträgerin

Digitized by Google

mit frischem Teller und Glase, legte ihm Krapfen vor, und einschenken, meinte sie, würde er sich wohl selber können.

„Ja, Frieda!" lachte der Bräutigam der jungen Austrägerin zu, „einschenken, das kann ich, aber austrinken mußt Du. Auch von Dir will ich eine Gesundheit haben."

Die Jungdirn nahm das Glas, schwenkte es ein wenig gegen ihn: „Zur guten Gesundheit!" und nippte.

„Jetzt ist's recht!" rief der Wolfram lustig mit der Zunge schnalzend und faßte sie an der Hand und blickte ihr frisch ins Auge, „trink' noch einmal, Frieda!"

„Dank' schön!" antwortete sie schmunzelnd, „es möcht' zu viel sein."

„So gieb her!" Er nahm ihr das Glas aus der Hand, und während er ihr fest ins Auge blickte, leerte er es auf einen Zug.

Als er nachher wieder über den Hof schritt, ward ihm bedenklich. — Ein Abschied das? —

— — — — — — — — — — — —

Also das war die Hochzeit gewesen.

Und nun kam das Siedeln. Der Möbelfuhren von Geßnitz nach Kirchbrunn waren so viele, daß die Leute schon sagten: „Mein Gott, wie wird denn das alles Platz haben beim Adlerwirth, es zersprengt ja das Haus!"

Frau Kunigunde war eingerichtet wie eine Gräfin. Alles nagelneue Sachen. Rococo war Mode. Rococo! Man wußte zwar nicht, was das war, bestellte es aber. „Kosten thut auch ein Trödel was," hieß es, „also am besten, sich gleich ordentlich einrichten." Es gab Ueberraschungen, als die Sachen ankamen. Frau Kunigunde war nicht so leicht zufriedengestellt von den Arbeiten der Tischler und Tapezierer aus der Kreisstadt, sie meinte, das plumpe Zeug sei gar nicht anzusehen

Digitized by Google

und es wäre am klügsten, solche Dinge geradeswegs aus Paris zu bestellen. Mit diesem Sinn für die feinste Vornehmheit setzte die junge Frau ganz Kirchbrunn in Erstaunen.

Ungefähr eine Woche nach der Hochzeit war der Salmhofer angefahren gekommen, um sich das neueingerichtete Nest der jungen Leute zu besehen.

„Nur so zu, Wolf!" schnarrte er den Schwiegersohn an. „Meine Tochter hat Erziehung genossen. Halt' sie fein! Laß ihr nichts abgehen! Für die Küche nimm Dir eine Köchin, mein Kind hat Nerven, die nicht für den Küchendunst sind."

Der Wolfram nahm diese Verhaltungsmaßregeln ganz ruhig hin. Nach einem Imbiß, der dem Schwiegervater vorgesetzt worden und wobei der Salmhofer einmal seinen würdigen Bart streichelte, und das anderemal seinen Oberschenkel, obzwar heute das weiße Kätzchen nicht darauf saß — bat der alte Adlerwirth ihn auf ein Wort in seine Stube. Der alte Wirth war vor langem Zuwarten auf eine gewisse Unterredung schon ganz aufgeregt geworden. Und weil der Schwieger auch heute wieder nichts desgleichen that, als wäre eine solche an der Zeit, so machte der Wirth nun keine Umstände mehr.

„Schwieger," sagte er, ihm einen Sessel hinschiebend, „mußt schon entschuldigen, es ist, daß man sich einmal ausredet von wegen Lebens und Sterbens. Wir sind nimmer jung und mein Sohn weiß, was er von mir zu erwarten hat. Es ist, daß er weiß, wie er daran ist und die Wirthschaft einrichten kann."

„Hast ganz recht, Adlerwirth, nur alles in Ordnung machen," antwortete der Salmhofer. „Weiß auch, daß mein Kind bei Euch gut gestellt ist. Ist ein gutes Kind, wer es zu behandeln versteht, ein herzensgutes Kind."



Digitized by Google

„Und eine rechtschaffen stolze Natur," lenkte der schlaue Adlerwirth über, „so daß ich mir schon gedacht habe, ob sie nicht etwa gedrückt ist, wenn . . . Das möchte ich ihr nicht wünschen! Sie wird auch auf was pochen wollen, und hat ganz recht. Ich meine, Schwieger, Du — sollst was schreiben lassen."

Der Salmhofer hatte sich kaum gesetzt, so stand er jetzt wieder auf, nahm Hut und Stock; aber noch an der Thür wendete er sich um und stieß sprudelnd die Worte hervor:

„Ich glaube, die Ausstattung ist nicht zu gering ausgefallen. Hat mich baare zweitausend Gulden gekostet. Nach meinem Ableben — wenn ich um ein Eichtel Geduld bitten darf! — wird sie kriegen, was da ist. Wer denn sonst?"

Ohne ein weiteres Abschiedswort ging der Großbauer zur Thür hinaus und fuhr davon.

Etwas kleinlaut theilte der alte Adlerwirth dem jungen dieses Gespräch mit und fügte bei: „Heißt's halt so weiter fretten derweil. Wie lang wird er's denn machen! Er trinkt zu viel."

Der Frau Kunigunde war es nach ihrem Einzuge ins Adlerwirthshaus vor Allem darum zu thun gewesen, Jedermann zu zeigen, daß sie hier die Frau sei. Alles wurde geändert, schon in den ersten Tagen. Kein Möbelstück blieb an seinem Platze stehen, und wenn der Wolfram einwendete, das sei schon bei seiner Mutter Lebzeiten so gewesen, gab sie zur Antwort: „Liebes Kind, also hat's Deine Mutter gestellt nach ihrem Belieben, und ich werde es auch thun." Im Salmhofe war um zwölf Uhr Mittagszeit, also mußte auch im Adlerwirthshause die Suppe um zwölf Uhr auf dem Tische stehen. „Kundel," gab ihr der Wolfram zu bedenken, „in den Wirthshäusern macht sich eine spätere Mittagsstunde

Digitized by Google

beſſer, wenn die Gäſte geſpeiſt haben." — „Was kümmern mich die Gäſte!" war ihre Entgegnung.

Der Wolfram wußte wohl, was darauf zu ſagen war, doch er wollte nicht ſtreiten. „Junge Hausfrauen ſind ſchon ſo," tröſtete ihn der Vater, „und ſie wird ſich die Hörner ſchon abſtoßen."

Auch mehrere Dienſtboten, die ſich nicht gleich in die neue Hausordnung ſchicken konnten, wurden entlaſſen und neue aufgenommen. Und gerade wenn eins recht brauchbar war und ſchon lange im Hauſe, gerade das mußte fort. Die Frau Kunigunde wollte nicht, daß ein Dienſtbote im Hauſe ſei, welcher beſſer Beſcheid wußte, als ſie ſelber.

„Daß Dir die fremden Geſichter nicht zuwider ſind!" ſagte einmal der Wolfgang zu ſeiner Frau.

„Mir ſind die einen wie die anderen fremd," war ihre Antwort.

„So möchte ich an Deiner Stelle wenigſtens ſolche nehmen, die ich ſchon kenne. Dein Vater wollte Dir gewiß gerne ein paar Leute von ſeinem Hofe abtreten, die Deiner Art und Weiſ' leichter nachkommen könnten. Beſonders Weibsleute ſollteſt verläßliche um Dich haben."

„Meinſt?" gab ſie lauernd zurück.

„Wir haben jetzt keine ordentliche Küchenmagd und keine Weidmagd."

„Wie ſoll ſie denn heißen?"

„Heißen kann ſie wie ſie will, aber brav und fleißig muß ſie ſein."

„Soll ſie nicht Frieda heißen?" fragte ſpitzig die Frau Kunigunde.

Der Wolfram that überlaut einen Lacher. „Wie Du jetzt auf die Frieda kommſt!" Er brach ab und ging hinaus.



Digitized by Google

Von diesem Tage an war er eine Weile wortkarg. Und damit Frau Kunigunde die Ursache nicht merken sollte, warf er ihr unverhohlen vor, daß das nicht schön wäre von ihr, dem alten Vater die liebgewordenen Gewohnheiten zu vergällen, ihm sogar die Mittagszeit nach ihrem Gutdünken zu verlegen. Ueber die Speisen selbst rede man ohnehin nichts, diese würden zubereitet nicht nach seinem, sondern nach ihrem Geschmack, und der sei nicht allemal der beste.

„Einen besseren hast Du," gab sie rasch wie immer zur Antwort, „weil Du Deiner eigenen Frau schon jetzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, das Essen mißgönnst und Dich nach einer Stalldirne umsehen möchtest." Da weinte sie auch schon heftig in ihr Spitzentuch.

„Aber Kunigunde!" rief nun der Wolfram und wollte kosend begütigen, sie stieß mit dem Ellbogen heftig nach ihm, da ging er zum Herde, zündete sich eine Cigarre an, stieg in die Gaststube und unterhielt sich mit den Gästen.

Ein Fleischhauergeselle aus Geßnitz war da, den fragte der junge Adlerwirth nach Neuigkeiten. Natürlich marschirte der drohende Krieg auf, der in den Zeitungen stand, denn er steht immer drin. Aber dem Wolfram war das zu wenig. Als braver Schwiegersohn fragte er dem Salmhofe nach, ob dort alles gesund sei, oder sonst beim Alten? Ja, der Salmhofer liege auf seiner Holzbank, schäkere mit den Katzen und habe so manchmal sein Näuschchen. Man merkte es dem Fleischergesellen an, welche Gewalt er sich anthun mußte, um die ganz unverhältnißmäßige Verkleinerung zuwege zu bringen, aber anders mochte er mit dem Schwiegersohne doch nicht sprechen. — Und was die Mutter mache? wollte der Wolfram wissen. — „O Gott!" sagte der Fleischer.

Digitized by Google

„Daß sie nicht am Ende mehr Sorgen zu tragen hat, jetzt, weil die Tochter fort ist!" fürchtete der junge Adlerwirth. „Sie wird sich doch von den Dienstmägden eine abrichten fürs Haus oder so?"

„Im Gegentheil," erzählte der Geßnitzer, „verjagen thut sie eins ums andere. Gestern ist bei der Jungmagd die Dienstzeit aus worden."

„Bei der Frieda!" fragte der Wolfram.

„Wird so geheißen haben. Bin just mit einem Kalb vorübergekommen, wie sie mit ihrem Bündel den Hof verlassen hat. Und Augenwasser, daß ich sie noch frag': Was hat's denn, Dirndel? Wandern mußt? Ja, wohin denn jetzt im Winter? Wisse es selber nicht, hat sie gesagt, und fort nach der Straßen."

Nun wußte er's, der Adlerwirth, was er wissen wollte. Daß er jetzt aber noch mehr wissen wollte, und was alles, das konnte er Niemandem sagen.

## Sechster Abschnitt.

Endlich war der Winter vorbei.

Und eines Tages in den Maien kam der junge Adlerwirth zu seiner Frau mit einem erbrochenen Briefe und sagte froh erregt: „Dies Jahr kommt er früh. Er kann es schon kaum erwarten, die junge Adlerwirthin kennen zu lernen, schreibt er. Der Professor Nix."

„Wer ist denn der?" fragte Frau Kunigunde gleichmüthig.

„Ich habe Dir ja erzählt von dem Herrn, der allsommerlich zu uns kommt und bei uns bleibt, und der mich so mancherlei gelehrt hat. In diesem Deinem Zimmer hat er immer gewohnt."

Digitized by Google

„So soll ich wohl jetzt ausziehen und den Herrn Professor Nix hereinlassen?"

„Kundel," sprach der junge Adlerwirth und machte einen vorwurfsvollen Blick. „Kundel, Du bist immer so boshaft. Wie kann denn vom Ausziehen die Rede sein! Der Professor bekommt das Stübchen gegen den Baumgarten hinaus, er wird damit zufrieden sein. Es ist ein netter Herr, Du wirst ihn gewiß liebgewinnen."

„Das Baumgartenzimmer kann ich ihm nicht abtreten, ich habe meine Garderobe drin."

„Vielleicht wolltest Du Deine Kleider hier in der Nebenkammer unterbringen, es wäre bequemer für Dich."

„Geh, geh, Wolf," entgegnete sie, „meine Bequemlichkeit, daß ich nicht lachen muß! Nur um Deinen Herrn Professor geht's Dir. Nein, das Baumgartenzimmer bekommt er nicht!"

„So werde ich ihm das große Zimmer über der Gaststube einräumen," sagte er, aber in einem Tone, der anzeigte, daß er nicht gewillt sei, weiter mit sich handeln zu lassen.

„Das kannst Du thun," antwortete Frau Kunigunde. „Ich kümmere mich nicht um Deine guten Freunderln. Nur bitte ich Dich, auch mir nichts dreinzureden, ich will Ruhe haben."

Und eine Woche nach Ankunft seines Briefes kam er selber. Es war noch ganz der Alte wie im vorigen Jahre. Dem Wolfram fiel er mit den Worten: „Junge! Hat die Liebe noch ein Stückchen Wolfram übrig gelassen für den alten Nix?" in die Arme.

Die Artigkeiten, welche der Adlerwirth stotterte, unterbrach er sofort: „Ist schon recht. Laß die Thorheiten, Dein Weibchen will ich sehen."

Digitized by Google

Er stürmte in die Gaststube, in die Küche, da war sie aber nicht. Als er später hinaufstieg zu seiner neuen Stube, begegnete ihm auf der Treppe eine Dame, die er flüchtig grüßte, weil er sie für eine Fremde hielt. Es war aber Frau Kunigunde. Als er das gewahr wurde, eilte er ihr nach: „Frau Adlerwirthin! So wollen wir Zwei nicht beginnen, selbander. Einen herzhaften Händedruck, oder so etwas! Mit meinem Segen für den heiligen Ehestand komme ich wohl spät! Aber nie zu spät! Nie zu spät! Gottes Gruß zu tausendmal, Frau Adlerwirthin!"

„Guten Morgen!" entgegnete die Frau ruhig.

Professor Nix war hübsch abgekühlt und sie wechselten einige höfliche Worte.

Mit der Stube war der Professor recht zufrieden, da hatte er Platz genug für alle seine Bücher und Schriften und Ledertaschen und Botanisirbüchsen und Staffeleien, und er breitete sich behaglich aus. „Ein Herzenskerl bist Du!" rief er dem Wolfram zu, „gut meinst Du mir's. Wenn ich einmal sterbe, so bedenke ich Dich in meinem Testament. Du sollst das ganze Firmament haben mit allen Sonnen und Sternen. Nur der Halbmond ist ein Legat für die Türken. Ein charmantes Zimmer das!"

Der Wolfram sagte nichts auf diese Ergießung. Und bald machten sich zwei kleine Nachtheile fühlbar in der schönen großen Stube. Tagsüber war's der Rauch des scharfen Bauerntabaks, dessen Düfte von dem Gastzimmer durch die Fugen in des Professors Stube drangen. Aber das war nicht das Schlimmste, am Bauerntabak war auch noch eine Pfeife, und an der Pfeife sog so ein unsauberer Geselle, der bis in die Nacht hinein sitzen blieb und mit anderen ähnlichen Gesellen lärmte, so daß der gute Professor Nix oben kein Auge schließen

Digitized by Google

konnte. Aber er that nichts desgleichen, sondern tröstete sich damit, daß solches zur Sommerfrische gehöre.

Bei einer nächsten Gelegenheit sagte er zu seinem jungen Wirthe Folgendes: „Wolf! Ich muß Dir nur gestehen, Du hast ein schneidiges Weib. Das hat mir alle Kurasch abgekauft. Eine solche Hausfrau wird ganz gut sein, sie erspart den Kettenhund. Die Diebe und die Betrüger und die Heuchler und Schmeichler wirst Du nicht zu fürchten brauchen, Frau Kunigunde hält sie Alle fern. Einer Untreue wirst Du bei ihr auch sicher sein, sie läßt Keinen an sich herankommen. Wenn sie Dir so recht ist, nachher bist Du geborgen, nachher kann Dir nichts mehr geschehen."

Der Wolfram wußte nicht recht, waren diese Bemerkungen ein Lob auf seine Frau, oder etwas Anderes. Er nahm's in Gottesnamen fürs erstere und war's zufrieden.

Der Professor ging, wie es in den früheren Sommern geschehen, seinen Vergnügungen nach in Wald und Flur. Die Gegend um Kirchbrunn ist so recht das, was man freundlich nennt. Mittelhohe Berge mit sanften Kuppen und Muldungen und alles, was nicht im Thale Feld und Wiese war, hübsch bedeckt mit hellgrünenden Buchenwäldern, in welchen dunklere Fichtenbestände eingesprenkelt waren. Aus den schattigen Engthälern kamen Bäche hervor, zwischen den Wiesen gab es Teiche und Heuschoppen und Getreidemühlen. Professor Nix kannte alle Wege und Stege und die meisten Bewohner des Thales. Mit dem Einen sprach er ernsthaft, mit dem Anderen scherzte er. Wenn er aber in Regentagen an das Adlerwirthshaus gebannt war, da kam's ihm — so sehr der Regen draußen auch rieseln mochte — in der Stube nicht mehr ganz so gemüthlich vor wie sonst. Häufig saß er in der Gaststube, doch es fehlte auch hier manchmal an Gesellschaft. Der alte

Digitized by Google

Wirth war mißlaunig, der junge wortkarg und die Wirthin gar nicht zu sehen.

Eines Tages war der Wolfram davon. Am ersten Tage kümmerte sich um seine Abwesenheit Niemand; am zweiten Tage meinte der alte Wirth, sein Sohn müsse auf einen Vieheinkauf gegangen sein, aber man wunderte sich doch, daß er weder seiner Frau, noch seinem Vater davon etwas gesagt hatte. Als er am dritten Tage immer noch nicht zurück war, wurde dem alten Wirthe bang und wurde dem Professor bang. — Wenn der Wolf nichts gesagt hat, wohin, so dachte Letzterer sich, und in der Nachbarschaft weiß auch Niemand etwas von ihm, und es ist sonst nicht seine Art, daß er so davonläuft, so sieht das ja aus wie ein Unglück! Frau Kunigunde hub an zu zanken. Der Professor stellte ihr vor, daß dem Wolfram etwas zugestoßen sein könne.

„Ja natürlich, der Leichtsinn ist ihm zugestoßen!“ rief sie. „Gott weiß, wo er umherzigeunert! Ich laufe ihm nicht nach. Meinetwegen mag er fortbleiben über Jahr und Tag. Wenn ich nicht will, da kriegt mich Keiner mit Lieb' und Keiner mit Trutz.“ —

Der Wolfram war unter dem Vorwande, vorjährigen Apfelwein zu kaufen, die Geßnitzergegend abgegangen bis hinaus nach Niederleuth und Sanct Magdalena; in allen Bauernhäusern hatte er zugesprochen, sich nebenbei auch um Zuchtkälber umgesehen; erstanden jedoch hatte er nirgends etwas. Dann war er in großem Umkreis gegen das Gebirge gewandert, hatte dort anstatt nach Apfelwein nach Bauholz gefragt, aber auch hier nichts gekauft. Endlich rückte er seiner Absicht näher und erkundigte sich nach Dienstboten für die Sommerarbeiten, vor Allem nach Heuheberinnen und Schnitterinnen — es war vergebens, die er suchte, fand er nicht.

Digitized by Google

Und als er rathlos schon auf dem Heimwege war, fiel es ihm ein: sie ist im Siebenbachwald bei den Holzleuten. Er mußte es aber wissen. Er wanderte in die Wälder und kam zu den Siebenbachhütten, welche in einem engen Waldthale standen, von zerrissenen Bergen umgeben. Hoch von einem Bergschlag nieder ging eine neue Holzriesen, in deren Rinne glatte wuchtige Blöcke herabglitten. Sausend und dröhnend kam das niederwärts auf steiler Riesen, die in großen Bogen sich wand, über Hänge und Schluchten gebrückt war und so sorgfältig und wohlberechnet gemuldet, daß kein Block ausspringen konnte. So kam das herab bis zu Thale, wo die Riesen sachte sich ebnete und die schwersten Blöcke fast sanft aufs Erdreich warf, daß die Blöcke dann von etlichen Männern zur Kohlstatt geschafft werden konnten. Bei diesen Männern war sie nicht. Der Wolfram fragte dem Schopper-Schub nach. Der sei auf dem Berge an dem obersten Ende der Riesen. Der Adlerwirth stieg hinauf, der Berghang war steil und vielfach von Schluchten und Gräben durchfurcht. Da sah man erst die ganze Kühnheit des Baues der Holzleitung. Streckenweise strich sie in schönen Curven an dem steilen Hang dahin, dann setzte sie, auf schlanken Stämmen wie auf Strohhalmen gestützt, über Waldwipfel und Abgründe, in deren Tiefen Wässer rauschten.

„Seit Menschengedenken," so erzählte der Holzknecht, welcher den Adlerwirth hinaufbegleitete, „hätte man es nicht für möglich gehalten, daß wir den Zagelwald herabkriegen könnten. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie vermodert und verfallen, oben, die schönsten Tannen und Lärchen, und kein Mensch hat sie nutzen können, weil sie nicht herabzubringen gewesen sind. Jetzt geht's spielend. Und haben ihn zuerst Alle ausgelacht, den Schopper, wie er gesagt, er baut

Digitized by Google

die Rieſen. Hat aber den Holzmeiſter ſauber überzeugt, daß es geht, hat ſie mit dreißig Holzknechten in vier Monaten gebaut, und jetzt lacht Niemand mehr. Der Schopper iſt Vorknecht geworden."

„Alſo der Schopper-Schub hat dieſes Werk gebaut!" Der Adlerwirth hätte es ihm nicht angeſehen. Der Mann, der ſolches kann, darf ſich am Ende doch keck um die Herzliebſte bewerben.

Auf der Höhe gab es eine ſchöne Ausſicht hin in die Waldberge, aber dem Wolfram ging es nicht um das. Rings um ihn lag der geſchlagene Urwald in vielen tauſend Stämmen, welche von den Holzhauern entſchält, zu Blöcken geſchnitten und an die Einmündung der Rieſen gebracht wurden; dem Wolfram ging's auch nicht um Holz. Inmitten der Leute ſtand der Schopper in braunen Hemdärmeln und barhaupt. Er hielt einen langen Maßſtab in den Boden geſtämmt und traf Anordnungen. Der Wolfram hatte ihn erkannt an dem üppigen Barte und ging nun, über Stämme und Rindenwälle kletternd, auf ihn zu.

Die beiden Männer ſtanden ſich ein Weilchen gegenüber und ſchauten ſich an, bevor das erſte Wort geſprochen wurde.

„Dich ſuche ich," ſagte endlich der Adlerwirth. „Wenn ich den weiten Weg her mache zu Dir, ſo kannſt Dir denken, daß es etwas Wichtiges wird ſein. Willſt ſo gut ſein, Schopper, und mit mir ein wenig auf die Seite gehen?"

„Das kann ich ſchon thun," antwortete der Holzknecht, und ſie gingen gegen einige Schirmtannen hin, die man ſtehen gelaſſen hatte.

„Schopper," bemerkte der Wolfram, „Deine Rieſen iſt ein Meiſterwerk."

Digitized by Google

„Daß Du mir das ſagſt, deswegen biſt Du nicht gekommen," entgegnete der Holzknecht. „Adlerwirth, thu' nicht lang' um und ſag', was Du willſt."

„Schopper," ſprach nun der Andere im vertraulichen Tone. „Du kannſt Dir's denken, es iſt der Frieda wegen. Du biſt offenherzig mit mir geweſen und ich will es auch ſein. Haſt Du das Dirndel noch im Kopf?"

Der Schopper ſtarrte den Fragenden an und entgegnete: „Was geht das Dich an? Du haſt Dein Weib."

„Das wohl, Schopper, das habe ich, und juſt deswegen kann ich offen mit Dir ſprechen. Die Frieda iſt eine Jugendfreundin meiner Frau und wir wollen nicht, daß ſie ſollte verderben müſſen. Vielleicht, daß ihr meine Frau einen Platz verſchaffen könnte."

„Hat ſie denn keinen?" fragte der Schopper.

„Du wirſt doch wiſſen, daß ſie nicht mehr im Salmhof iſt."

„Ei freilich weiß ich das."

„Wo ſie nur mag umherirren auf der weiten Welt? Und hat keinen Menſchen, der ihr's gut thät meinen!"

„Adlerwirth!" ſagte der Schopper ganz leiſe, aber nachdrucksvoll, „ſie hat einen!"

„Heirateſt ſie, Schopper? Haſt ſie bei Dir?" Ohne daß er es recht wollte, waren ihm dieſe Worte über die Lippen geſprungen, denn es war ein großer Sturm in ihm und das Herz pochte ſo heftig in ſeiner Bruſt, daß es nachklang in den Schläfen.

Der Schopper ſagte: „Mein lieber Adlerwirth. So dumm bin ich nicht, daß ich Dir ſie verrathe. Geh' nur ruhig heim nach Kirchbrunn und kümmere Dich um Deine Leut', die Frieda geht Dich nichts an."

Digitized by Google

Damit wendete er sich seiner Arbeit zu, und dem Adlerwirth blieb nichts übrig, als den mühevollen Weg wieder zu Thale zu steigen.

„Wenn Sie bis zum Feierabend warten wollen," rief ihm einer der Arbeiter zu, „so können Sie auch hinabfahren. Wir rutschen Alle hinab. Mit dem Brettel ist man in fünf Minuten zu Thal. Aber jetzt geht's nicht, jetzt haben die Holzblöcher das Vorrecht."

Dem Adlerwirth kam aber die ganze Gegend ein wenig unheimlich vor und er ging angestrengt drei Stunden lang, bis er den Thurm von Kirchbrunn sah.

Als er hinaus über die Wiesen schritt, saß dort an einem Wassertümpel der Professor Nix und schaute den Krebsen zu. Der Alte erhob ein Freudengeschrei, als er seinen Hausherrn sah, und wollte alsogleich wissen, was die Adlerwirthshausbewohner verbrochen hätten, daß er sie über drei Tage lang im Fegfeuer zappeln lasse.

Der Wolfram setzte sich hin auf den Rasen und seufzte: „Ach ja, lieber Professor!"

„Junge, Du gefällst mir nicht!" sagte der Professor.

Der Wolfram schaute bekümmert in den Tümpel, dann sprach er: „Daß es seine Ursache haben muß, wenn Einer wie halbverrückt davonläuft, ohne dem alten Vater, ohne dem Weibe zu sagen, wohin, das können Sie sich denken. Und eine Ursache hat es. — Sie wohnen gemüthlich in Ihrer großen Stube, Herr, ärgern sich vielleicht ein wenig über den Lärm der Gäste am späten Abend, haben aber freilich keine Ahnung, was zwischen uns vorgeht. Sie ist hart. Sie ist herzlos, daß ich's nicht sagen kann. Sie macht mich ganz verzagt . . ."

Digitized by Google

„Na, na!“ beſchwichtigte der Profeſſor und neigte ſich über den jungen Mann, denn dieſer preßte ſeine Hände ins Geſicht und ſchluchzte.

„Ich habe mir's gedacht,“ ſagte der Alte gedämpft, „ich habe mir's wohl gedacht.“

Dann ſchwiegen Beide eine lange Zeit und ſtarrten in das klare Waſſer, wo langſam die Krebſe krochen und ſtets nach rückwärts — nach rückwärts.

„In den erſten Wochen,“ ſo fuhr Profeſſor Nix endlich fort, „da habe ich vorgehabt, Dir Troſt zuzuſprechen, habe ſie wohl für eine herbe Natur gehalten, aber wer den Schlüſſel findet zu ſolchen Naturen, der hat's gut. Sie zeigen und feilen ihr Herz und Gemüth nicht auf der Gaſſe umher, ſie geizen gegen alle Welt mit ihrer Güte, um ja recht viel davon aufzuhäufen für den Einen und Einzigen, den ſie ſelig machen wollen. So eine Goldene, habe ich gemeint, hätteſt Du Dir auserwählt. Freilich iſt mir nach und nach anders zumuthe geworden. Ganz krampfig iſt mir zumuthe geworden, mein lieber Wolf! Aber reden! Wenn er nicht redet, ich bin auch ſtill. Wenn Einer zum jungen Ehemann hingeht und ſagt: Du, Dein Weib paßt nicht für Dich! ſo iſt das ein ſchlechter Kerl, den man mit einem Rattenſchwanz erdroſſeln ſoll. Aber Dir ſage ich es doch, Wolf, und Du erdroſſelſt mich nicht, wenn ich Dir ſage: Sie paßt nicht für Dich!“

Der Wolfram murmelte: „Ich erdroſſele Sie nicht.“

„Von der mußt Du los, Junge!“ rief der Profeſſor.

„Aber wie?“ ſeufzte der junge Mann.

„Scheidung! friſch! raſch! Heute beſſer als morgen.“

„Eheſcheidung!“ ſagte der Adlerwirth. „Das geht nicht. Dieſes Aufſehen!“

Digitized by Google

„Wenn sie Dich in die Strafanstalt führen, das wird auch ein Aufsehen sein!"

Der Wolfram sprang empor.

„Verzeihe!" begütigte der Professor. „Das Wort war schlimm. So endet's bei Dir nicht, so nicht. Du bist ein weicher Mensch, Du wirst verderben und vergehen, und wer Dich umbringt, der kommt auch nicht ins Zuchthaus, weil Du Dich vor Gram und Jammer selber verzehrst. Und Der, welcher Dich mit kleinen Dosen täglich vergiftet, hat noch den Triumph, als Leidtragender an Deiner Grube zu stehen. — Wolf, wenn Du bisher alle sieben Todsünden begangen, die eine mußt Du sühnen, auf der Stelle, ohne Säumniß sühnen: daß Du dieses Weib genommen hast!"

„Ich hätte mir ja leicht eine Andere gewußt."

„Eine Andere!" sprach nun der Professor. „Wolf, eine Andere laß einstweilen aus dem Spiele! Das ganze Firmament, habe ich gesagt, vermach' ich Dir, nur den Halbmond nicht, der gehört den Türken. Und Türke wirst Du keiner sein wollen. Jetzt eine Andere! Das wäre hübsch! Erst scheiden, dann wieder binden!"

„Nicht mir zulieb' habe ich sie genommen."

„Man merkt es wohl, Junge. Wäre auch nur ein bißchen Neigung da, es müßte sich anders zeigen."

„Mein Vater wollte es so haben," gestand nun der junge Adlerwirth, „ihm zuliebe bin ich hineingesprungen. Wir stehen schlecht, wir müssen uns mit ihrem Gelde aufhelfen."

„Wolf," sagte hierauf der Professor. „So lang Dein Weib mißt, so lang mißt Dein Unglück. Wo das Weib aufhört und das Geld anfängt, fängt in Dir der Wicht an. — Schelm, armseliger! Das Geld! — Adlerwirthssohn. Ich habe Dich als Kind auf den Armen getragen und dabei

Digitized by Google

gesungen: Lieber Engel, werde ein braver Mensch! Hernach der wißbegierige Knabe! Der warmherzige Jüngling! Es war eine Freude. Er wird's! habe ich oft gejauchzt. — Na, und wie der Mann fertig ist, von dem man glaubt, daß er edle Früchte wird tragen — steht der heißhungerige Geldwolf da. Irr und toll könnt' Einer werden!"

Da der Adlerwirth bei diesen herben Worten sich abgewendet hatte, fiel der alte kleine Professor vor ihm auf die Knie, umfaßte seine Beine und rief: „Mußt mir's zugute halten, Wolf, mir thut Deinetwegen das Herz so weh, daß ich schreien muß. Dem Vater zulieb'! Es war ja gut gezielt, aber es ist schlecht getroffen. Mein Wolf, glaube mir! Folge mir! Gehe heute noch ins Amt und laß Dich scheiden!"

„Dann bin ich ein Bettler!" rief der Adlerwirth.

Der Professor stutzte. Als er seiner Verblüffung einigermaßen Herr geworden, sagte er in singendem Tone: „So, so. Also nur eine Ausrede ist der Herr Vater. Du selber willst Geld haben. Du willst lieber ein elender, verächtlicher Gauch sein, von Deines Weibes Groschen zehrend, unter eines Weibes Fuß wimmernd, Dich windend wie ein zertretener Wurm, anstatt mit gesunden Armen mannbar Dir Dein Brot zu verdienen! — Adlerwirth, ich mag Dich nicht mehr."

Er erhob sich rasch und ging quer über die Wiese hin durch das lange Gras, daß kaum sein Kopf manchmal hervorragte über den Germen und Rispen. —

Als der Wolfram nach Hause kam, gab's von Vaters Seite ein arges Wetter. Er ertrug's gleichgiltig. Frau Kunigunde blieb drei Schritte vor ihm stehen und fragte: „Bist denn schon da, Wolfram? Hast Dir die Socken lochig getreten, oder hat Dich der Hunger nach Hause getrieben? Die Köchin soll Dich nur sattfüttern, daß Du wieder gehen kannst."

Digitized by Google

In der heißen Wuth über solchen Hohn that der Wolfram schon den Mund auf, um sie zu fragen: Wenn Eins gehen müsse, welches von Beiden? — Aber der alte Adlerwirth hielt ihn fest am Arm und raunte ihm zu: „Um Christiwillen, schweig still! Wir müßten vom Haus ziehen wie ein paar Zigeuner. Kein Nagel auf dem Dach ist mehr unser Eigenthum. Nur noch kurze Zeit Geduld! Hast Du's schon gehört? Der Salmhofer liegt auf den Tod!"

Der Wolfram hat sich die Lippen blutig gebissen und geschwiegen.

## Siebenter Abschnitt.

Jetzt währte es noch zwei Tage, und von Geßnitz langte ein Bote ein. Der Jungknecht aus dem Salmhofe war's. Er stand vor dem Adlerwirthshause so eine Weile herum, stolperte dann ins Gastzimmer und ließ sich einen Krug Apfelwein geben. Er zerrüttete sich fast den Kopf im Nachsinnen, wie er es angehen werde, daß seine Neuigkeit nicht tödtlichen Schreck hervorbringe. Fürs erste that er ein paar herzhafte Züge, das machte ihn muthiger. Und als der alte Adlerwirth — grau und mager war er geworden die letzte Zeit her — in die Stube trat und den allein dasitzenden Gast fragte, was es Neues gäbe? antwortete der Jungknecht mit unbehilflichen Worten, es sei halt so auf der Welt. Er bringe gerade nichts Gutes. — Dann trank er wieder.

Der alte Wirth horchte gespannt hin. „Wenn ich mich nicht verkenne," sagte er, „Du bist ja ein Salmhoferischer?"

„Wohl eh, wohl eh," antwortete der Knecht und fuhr sich mit der flachen Hand über das breite Gesicht.

„Also wie geht's daheim, wie geht's?" fragte der Wirth unter den lebhaftesten Zeichen der Theilnahme.



Digitized by Google

„Geſtern auf den Abend iſt's halt gar worden mit ihm," berichtete der Knecht.

„Was ſagſt?" fuhr der Wirth auf. „Der Salmhofer! Mein Schwieger! Wird doch nicht —"

„Er liegt ſchon auf der langen Bank," ſagte der Bote.

Der alte Adlerwirth ſchlug ſprachlos die Hände zuſammen.

„So viel ſchnell iſt es gegangen," berichtete der Knecht. „Das Blut ins Hirn geſprungen, ſagt der Doctor. Morgen Nachmittags iſt die Leich."

Der Wirth ſchritt mit gerungenen Händen die Stube auf und ab und konnte ſich nicht faſſen. Immer ſchüttelte er den Kopf und murmelte: „Wer hätte ſich das gedacht!" Aber auf einmal rief er mit gehobener Stimme: „Er hat's überſtanden. Man muß noch froh ſein, daß er kein großes Ableiden gehabt hat. — Trink aus, Bub, ich füll' Dir noch einmal nach."

Als bald darauf der Wolfram eintrat, ſagte der alte Wirth zu ihm: „Du Wolf, eine große Neuigkeit. Mußt aber nicht zu arg erſchrecken. Morgen heißt's nach Geßnitz fahren. Das Schlimmſte iſt eingetroffen."

Der Wolfram ſchaute ſeinen Vater an, ſagte aber kein Wort, blieb gelaſſen, zeigte weder Trauer noch Freude. Dann ſtieg er die Treppe hinan zu ſeiner Frau. Vor ihrer Thür ſtand er ſtill und ſchöpfte Athem. Es kam ihm ſauer an, daß er ihr jetzt einen großen Schmerz bereiten ſollte. Doch wer wird's ſonſt thun, als er? Mit der möglichſten Schonung will er ihr die Nachricht mittheilen und ihr liebevoll beiſtehen im kindlichen Leide. An die Vortheile, die durch des Schwiegervaters Tod dem Adlerwirthshauſe zukommen ſollen, konnte er nicht denken, es empörte ſich in ihm etwas dagegen. Ihm war der

Digitized by Google

Salmhofer nie nahe geſtanden, aber mit ſeinem Weibe fühlte er Mitleid, und jetzt das erſtemal war es ihm, als ob er ſie doch lieb hätte. Endlich trat er ein. Sie ſaß am Tiſchchen, war mit einer Stickerei beſchäftigt und zählte juſt die Maſchen. Er ſetzte ſich ihr gegenüber und that, als ſchaue er aufmerkſam ihrer Arbeit zu. Sie wollte aufſtehen, er faßte ſanft ihre Hand und ſagte: „Bleib' ein wenig bei mir, Kunigunde."

Sie blickte ihn forſchend an. „Was bedeutet denn das?" fragte ſie kalt.

„Ich muß Dir's doch ſagen," fuhr er fort, „ein Bote iſt da vom Salmhof. Mit Deinem Vater ſteht's recht ſchlecht."

„Lüg' nicht!" herrſchte ſie ihm zu. „Todt iſt er!"

Der Wolfram ſchwieg.

„Todt iſt er!" rief ſie und brach in ein heftiges Weinen aus.

Er ſtand zu ihr, ſagte ihr gütige Worte, ſtreichelte ihr Haupt. Mit dem Arm ſtieß ſie ihn von ſich. „Heuchler! Ihr habt ſeinen Tod doch kaum erwarten können!"

„Kunigunde!" ſprach er nun ſcharf und herb. „Das Wort ſagſt Du mir nicht noch einmal! Meinetwegen hätte er noch hundert Jahre leben können. Ich ſuche nichts mehr bei ihm. So klug bin ich wohl geworden, meine liebe Kunigunde, daß ich endlich einſehe: Vom Salmhof kommt mein Glück nicht."

Sie hatte ihr Haupt ins Bettkiſſen gedrückt und weinte. Ihm wollte das Herz zerſpringen darob, daß er ihr jetzt, gerade jetzt das rohe Wort geſagt. Aber ſo ſtand's mit ihm, je wärmer ſein Gemüth war, deſto leichter und plötzlicher ſprang es, wenn ihm wehe gethan wurde, in das Gegentheil um. Wenn er gegen ſein Weib Gleichgiltigkeit, ja Abneigung empfand, da gab es nie etwas, da blieb er ruhig und überlegſam; ſo oft er aber mit einem warmen hoffenden Gefühl



Digitized by Google

an sie herantrat und enttäuscht ward, setzte es fast immer einen Wettersturz und wilden Sturm.

Frau Kunigunde rüstete sich, um nach Geßnitz zu fahren. Sie fuhr allein davon. Der Wolfram wollte zum Professor gehen, um ihm das Herz auszuschütten, aber der war nicht zu Hause und seine Stube verschlossen. Die Stubenmagd berichtete ihm, der alte Herr wäre seit einigen Tagen recht mißmuthig und verlange an jedem Abende die Rechnung.

Das Leichenbegängniß des Salmhofers ward mit großem Pompe vollzogen. Wie zu einem Jahrmarkte kamen die Leute zusammen. Der alte Adlerwirth war überaus gerührt, und manche weichherzige Person mußte nur darum weinen auf dem Kirchhofe, weil sie den alten Mann so bitterlich schluchzen sah. Der junge Adlerwirth schien merkwürdig gefaßt zu sein; nur als er die Großbäuerin sah, die gebeugt, aber ergeben am Grabe ihres Mannes kniete, ward ihm das Auge feucht. Frau Kunigunde weinte nur wenig, aber in ihrem ganzen Wesen war eine kalte, fast ehrfurchtgebietende Trauer ausgedrückt. Sie war stets an Seite ihrer Mutter und suchte diese damit zu trösten, daß sie ihr zum künftigen Aufenthalte das Adlerwirthshaus antrug. Der Salmhof soll verkauft werden und die Mutter nach Kirchbrunn ziehen.

„Das wäre ja gut," meinte die alte Bäuerin, „wenn's nur auch Deinem Manne recht ist."

„Meinem Manne!" rief Frau Kunigunde fast lachend aus. „Was geht denn das meinen Mann an! Glaubst Du, Mutter, ich werde mich vom Manne auch so tyrannisiren lassen, wie Du? Das wirst Du anders erfahren, bis Du im Adlerwirthshaus bist. Was Du hast leiden müssen, Mutter! Du bist still gewesen, aber ich weiß es, und ich werde es den Männern heiß entgelten, das hab' ich mir vorgenommen."

Digitized by Google

„Gott tröst' seine Seel'!" sagte die alte Salmhoferin mit gefalteten Händen, „ich trag' ihm nichts nach, meinetwegen soll er nichts zu leiden haben."

„Ja ja, es soll's statt seiner nur ein Anderer büßen!" versetzte Frau Kunigunde.

Auf den Hof zurückgekehrt, sahen die beiden Frauen mehrere fremde Leute in den Wirthschaftsgebäuden umhersteigen.

„Was wollen denn diese?" fragte die Adlerwirthin.

„Laß sie umhergehen," antwortete die Mutter, „die Neugier plagt sie. Mir scheint, es ist auch der Klobensteiner Verwalter dabei. Der wird Vieh kaufen wollen. Der Großknecht wird's schon ordnen. — Komm', Kundel, wir wollen einen warmen Kaffee trinken."

Die erste Zeit nach dem Tode des Großbauers blieb Frau Kunigunde nun im Salmhofe bei ihrer Mutter.

Die beiden Adlerwirthe kehrten alsbald nach Kirchbrunn zurück. Den Wolfram erwartete zu Hause die Nachricht, daß der Professor Nix abgereist sei und einen Brief hinterlassen habe. Dieser Brief lautete:

„Lieber Wolfram!

Mich geht die Sache nichts an, aber zusehen mag ich nicht. Und still sein mag ich auch nicht. Ich werde unwirsch. Was soll ich Dir weh thun? Du hast schon auch so Dein Theil. Zu helfen ist Dir nicht. Also breche ich meinen Sommeraufenthalt im schönen Kirchbrunn ab und gedenke eine Reise zu machen. Sei bedankt für alles. Umkehren wirst Du kaum. Du stehst jetzt auf dem Punkte, wo viele Wege sich zweigen. Schlimm ist jeder, aber wähle nicht den allerschlimmsten. Gott walt's. Josue Nix."

Digitized by Google

Als der Wolfram dieſen Brief geleſen hatte, befiel ihn ein ſolches Leid, daß er zuſammenbrach auf eine Bank und ſtöhnte. Jetzt war dieſer Mann von ihm gewichen, der ſeit Jahren als fröhlicher Genoſſe und Rathgeber ſein Vertrauen gewonnen. Er hatte einen Vater, aber der war oft herriſch, eigennützig, launenhaft und nicht immer verläßlich. Er hatte Jugendfreunde gehabt, hatte viele gute Kameraden, aber ſie waren Schmarotzer, Schelme oder Dummiane. So recht aus Herzensgrund ſich geben und vertrauen glaubte er nur mehr dieſem Manne zu können, der allſommerlich ſich eingefunden mit ſeinem hellen Kopfe, mit ſeinem heiteren, treuen Herzen. Er war ſelber ſchier ein Anderer geworden in dieſer Geſellſchaft, er hatte, bei aller Verehrung für ihn, manche Schalkerei, manchen kecken Burſchenſtreich mit dem kleinen Alten durchgemacht, er hatte manchen ernſten Rath desſelben befolgt, und er hatte es nicht ein einzigesmal zu bereuen gehabt. Und dieſen ſeinen letzten Rath — Eheſcheidung! kann er nicht befolgen, unmöglich! Wie wird das enden?

Der alte Adlerwirth lebte ordentlich auf. Neue Geſchäfte hub er an, Bauholz kaufte er, einen Steinbruch unweit des Dorfes wollte er erſtehen, denn für das nächſte Jahr hatte er einen Neubau des Adlerwirthshauſes vor. Kirchbrunn ſoll ein Hotel bekommen! Eine Sommerfriſch-Anſtalt mit Luſtgarten und Bädern. — Seine Zeit muß man verſtehen! Die Paſſionen der Mitwelt muß man ergründen, auf die Löſung dieſes Räthſels iſt eine große Prämie geſetzt — die Million.

Endlich kam ein Schreiben aus Geßnitz vom Notar. Der alte Adlerwirth athmete auf, er hatte es ſchon ſeit Wochen erwartet. Der Adlerwirth zu Kirchbrunn wird erſucht, in Angelegenheit des Salmhoferiſchen Nachlaſſes bei dem Notariat zu Geßnitz ſich einzufinden.

Digitized by Google

„Einſpannen!“ commandirte der alte Adlerwirth. Er ſelber wollte fahren, der Wolfram war auf einem Holzeinkauf aus.

Der Notar, ein alter hagerer Mann mit brauner Perücke und ſchwarzgefärbtem Schnurrbarte, empfing den Adlerwirth ſehr höflich, kramte hernach eine Weile in Papieren um und ſtellte die Frage, ob der Adlerwirth, als Schwiegerſohn des ſeligen Salmhofers, geneigt ſei, deſſen Erbe anzutreten.

Der alte Wirth war über die förmliche Frage in ſo ſelbſtverſtändlicher Sache etwas erſtaunt. Er antwortete: „Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ich als Bevollmächtigter meines Sohnes Wolfram hier bin, und daß ich in ſeinem Namen erkläre —“

„Gemach!“ unterbrach ihn der Notar. „Ich glaube, die Sache müßte wohl überlegt werden. Ich würde nicht rathen.“

„Wieſo? Wie meinen Sie das, Herr Doctor?“

„Außer Ihr Sohn denkt ſo vornehm, daß er die Ehre ſeines Schwiegervaters retten will.“

„Ich verſtehe nicht, Herr Doctor.“

„Es iſt höchſt wahrſcheinlich,“ fuhr der Notar fort, „daß in dem Nachlaſſe des verſtorbenen Salmhofers die Paſſiven größer ſind, als die Activen.“

Es war heiß in der Kanzlei. Der Adlerwirth trocknete ſich mit dem Taſchentuche die Stirn, dann lallte er mit grinſendem Geſichte: „Iſt ein Spaß, hi hi.“

„Iſt kein Spaß, lieber Adlerwirth,“ ſagte der Notar. „Mit dem Vermögen des Salmhofers ſteht es ganz anders, als man angenommen hat. Es ſteht unerhört ſchlecht.“

„Aber, Jeſſes, man ſieht ja, was da iſt!“ brauſte der alte Wirth auf.

Digitized by Google

„Nichts iſt da," verſetzte der Notar mit fürchterlicher Ruhe. „Alles gehört dem Baron Klobenſtein. Seit vielen Jahren hat der Baron Geld geborgt, den Viehſtand beigeſtellt, die Steuern bezahlt für den Salmhof. Der Großknecht auf dem Hof war ſo viel als Klobenſteiniſcher Verweſer, der alte Salmhofer genoß ſeit einiger Zeit vom Baron eine Art Gnadenbrot. Alles, was Sie heute ſehen, und mehr als alles, gehört der Herrſchaft Klobenſtein. Leider, ſo ſteht es."

Und jetzt wußte es der Adlerwirth. „Der Teufel hol' eine ſolche Erbſchaft!" ſchrie er in wilder Empörung. „Schulden! die habe ich ſelber."

Betäubt war er, wie er ſpät Abends nach Hauſe kam. Als ein reicher Mann war er ausgefahren, als Bettler kam er heim. In die Wuth brachte ihn erſt der Wolfram. Als er dieſem die ſaubere Neuigkeit mittheilte, was geſchah? Der Wolfram fuhr nicht auf, wurde nicht raſend, ſagte gar nichts, zuckte nur die Achſeln.

„Iſt das ein Hoſenlupf?" fragte der Alte den Sohn voll giftigen Grimmes. „Nein, Freund, das iſt kein Hoſenlupf. Wie wir jetzt hingeworfen ſind, da ſtehen wir nicht wieder auf. Was ſagſt denn dazu? Pfeif' eins, wir ſind ruinirt! Pfeif' eins, großer Geiſt, Narr, angeſteckt vom alten Narren, der gottlob zum Teufel gegangen iſt."

„Ich weiß nicht, was Du willſt, Vater," ſagte nun der Wolfram. „Dir muß es immer ſehr gut ergangen ſein. Was mich anbelangt, habe ich ſchon Schlimmeres erfahren, als was Du mir da ſagſt. Du haſt freilich nur auf das Salmhoferiſche Geld gewartet und nicht geſpürt, daß ich Deine Habſucht im Fegefeuer büße. Und nicht darnach gefragt, was ich ausſtehen muß neben dieſer Perſon. Den Eltern zu gefallen Eine heiraten, das iſt die achte Todſünde; heute

Digitized by Google

noch gehe ich zum Pfarrer und laſſe ſie in den Katechismus ſchreiben."

„Du biſt ein dummer Knabe!" ſchrie der Alte.

„Der Vatername ſchützt Dich, daß ich Dir jetzt nicht ein anderes Wort ſage!" ſo der Wolfram, blaß, glühenden Auges, am ganzen Körper bebend. So viel Beſinnung hatte er noch, daß er merkte, es wäre die höchſte Zeit, aus der Stube zu eilen.

In ſeinem einſamen Zimmer, nächtig dunkel, feindſelig faſt die Stimmung des Raumes, in welchem Frau Kunigunde zu walten pflegte, ſaß der Wolfram und ſtützte ſeinen ſchweren Kopf auf die Hand. Und weil in dem Menſchen etwas iſt, das ihn nicht ganz verſinken laſſen will in Verzweiflung, ſo fiel es ihm ein: Vielleicht iſt dieſe Wendung zum Glücke. Vielleicht iſt ihr Stolz, ihre Härte jetzt gebrochen, wenn ſie weiß, daß ſie arm iſt wie ein Karnerweib, vielleicht kommt jetzt ihre beſſere Natur zum Vorſchein. Ich will ihr's leicht machen. Keinen Vorwurf, keine Anſpielung ſoll über meine Lippen kommen; beweiſen will ich ihr, daß ich nicht das Geld in ihr achte und ſuche, wohl aber das warme Herz.

Zu ſeinem Vater ging er noch einmal, der im Hofe wie wahnſinnig hin und her rannte, und zu dieſem ſprach er: „Vater! Eines merke Dir! Sage meiner Frau, wenn ſie heimkommt, kein ungeſchaffenes Wort! Ich will ſie reſpectirt wiſſen, verſtehſt!"

„Ja verſteht ſich," höhnte der Alte, „eine ſolche Frau muß man reſpectiren!" Dann ſchlug er um: „Bettelbub! Was iſt das für eine Manier?! Glaubſt Du, Laff', weil ich Dich nicht mehr enterben kann, Du darfſt mit mir umgehen, wie mit einem Landſtromer?"

Der Sohn ſchritt ins Haus zurück.

Digitized by Google

In der Gaststube saßen ein paar angeheiterte Bauern und machten faule Späße über ihre Weiber. Jeder prahlte sich damit, daß die Seine daheim die Häßlichste und Unsauberste und Zuwiderste wäre; und der Eine stieß sein leeres Glas von sich, hieb mit der Faust auf den Tisch und gurgelte: „Das weiß ich!" Er wollte etwas sagen, wußte aber nichts.

„Wenn mich meine Alte recht fuchtig macht, so geh' ich ins Wirthshaus und sauf' mir einen Rausch!" rief der Andere.

„Ha ha, ha ha!" lachte der Eine, „und wenn Du nachher heimkommst, siehst Du den Drachen doppelt und dreifach. Das muß eine Freud' sein!"

Der Wolfram hörte ihnen mit Wehmuth zu, diesen unglücklichen Ehemännern, die so lustig sein und so tapfer trinken konnten. Auch er hatte das Trinken schon versucht, es ging aber nicht. Nur in der Frohstimmung schmeckte ihm der Wein, aber es kam nie zu einer.

Und es wird doch wieder zu einer kommen! also ermuthigte er sich selbst. Vielleicht nimmt's eine Wendung. Denn daß es so bleiben sollte fürs ganze Leben — er vermochte es nicht zu denken, geschweige zu ertragen.

Ein so hartes Weib als er — also empfand er's — hat Keiner mehr auf der Welt. Ihre Herbheit, ja Roheit gegen ihn that ihm um so weher, als Frau Kunigunde sonst manchmal und gegen Andere Herz und Gemüth zeigte. So war sie nicht karg gegen Arme; manchem Bettelmann, der ihr zu schmeicheln wußte, gab sie mit vollen Händen. Ward ein Dienstbote krank, so war sie zwar ungehalten, besorgte aber schleunigst Pflege und Arzt; noch mehr Neigung wendete sie den Thieren zu, von denen sie sagte, sie verdienten mehr Liebe als die Menschen. Am rücksichtsvollsten und aufmerk-

Digitized by Google

samsten war sie gegen ihre Verwandten. So unzufrieden sie zu Hause auf dem Salmhofe gewesen war, so lebhaft strebte sie jetzt manchmal nach dem Salmhofe zurück, all ihre Herzenswärme verschwendete sie dahin. Und nur ihrem Manne nichts und gar nichts, als Trotz und Bitterkeit.

Nach diesen ruppigen Tagen stand es an zwei Wochen lang, da kamen sie plötzlich angefahren, die Frau Kunigunde und ihre Mutter. Und mit Sack und Pack.

Für die Salmhoferin wurde alsbald das Baumgartenzimmer eingerichtet, und als der Wolfram endlich Gelegenheit hatte, mit seiner Frau ein paar Worte zu sprechen, sagte er: „Ganz recht, Kundel, daß Du Deine Mutter mitgebracht hast. So lange wir selber in diesem Hause sind, wird sie auch noch Platz haben. Es ist recht, es ist schon recht."

„Habe ich Dich darum gefragt?" entgegnete sie.

„Kundel," sagte er und wollte ihre Hand fassen, was sie aber zu verhindern wußte, „Kundel! wie Du hart bist auf mich! das kann nicht Dein Ernst sein. Du bist jetzt nur unglücklich, und das macht halt bitter. Mich erbarmst Du."

„Schenke Du Dein Mitleid einer Anderen, ich brauch' es nicht!" so ihre Antwort, ging in ihr Zimmer und schlug hinter sich die Thür zu.

Der Wolfram stand noch eine Weile so allein da, dann that er einen Seufzer: „Ach! das ist ein Leben!"

Der alte Adlerwirth ließ sich von nun an selten mehr sehen. Er saß in seiner kleinen Stube neben der Küche und brütete vor sich hin. Manchmal ging er, anstatt zu seinen wenigen, verdrossenen Gästen sich zu setzen, zum zweiten Dorfwirthe hinüber und trank erstaunlich viel Wein. Aber die Gläubiger und die Executionsbögen fanden ihn auch dort, und endlich war es nicht mehr zu vertuschen, wie es stand.

Digitized by Google

Und eines Tages war im Bezirks-Wochenblatte die Anzeige zu lesen von einer großen Vergantung zu Kirchbrunn.

Der Wolfram hätte sein schweres Herz gerne abgelastet vor dem einzigen Menschen, der ihm beigesellt worden zum gemeinsamen Tragen von Freud und Leid, aber die Thür ihres Zimmers war verschlossen und blieb verschlossen, wenn er auch klopfte. Also litt es ihn nicht mehr in den unwirthlichen Mauern seines Hauses, nicht mehr im Dorfe, wo er aus jedem Gesichte Mitleid oder Schadenfreude und Hohn zu lesen glaubte. Immer noch unter dem Vorwande, Vieh oder Holz einzukaufen, strich er im Gebirge um, verbrachte manche Nacht auf harter Bank der Schenkstuben oder in Heuscheunen. Mehrmals stieg er auf hohe Berge und blickte hinaus ins weite, schöne sonnige Land, und da ward er noch trauriger. — Wie ist die Welt so schön! Und wie sind die Menschen so arg!

In Waldgeschlägen fragte er an, ob man einen kräftigen Holzarbeiter brauchen könne, er wisse einen solchen. Denn klar und gewiß war es ihm endlich geworden, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiterleben könne. So wollte er auch von ganz Kirchbrunn nichts mehr wissen, sondern auf einem anderen Fleck ein neues Leben anfangen — sei es noch so armselig, besser als dieses auf jeden Fall. Es giebt ja so viele Millionen Menschen, die Bankerott gemacht mit ihrem Glücke, und sie fügen sich und leben geduldig dahin so lange, bis sie sterben. Warum will es Unsereiner besser haben, als die meisten Anderen? Je länger Einer an seinem Glücke baut, desto tiefer baut er in die finstere Erde hinein, desto kümmerlicher wird's. Und es ist ganz gut so. Wie hart wäre das Sterben, wenn diese Welt desto schöner würde, je länger der Mensch daran verbessert und verschönert. Wenn

Digitized by Google

es dem Unschuldigen schon oft gottlos schlecht geht, was will erst ich sagen! Ich habe das unrechte Weib genommen, habe es doch rechtzeitig bemerkt und bin nicht zurückgestanden. Ich kann mich zum Theil auf meinen Vater ausreden, der mich in diese Heirat hineingelockt hat, aber zum anderen Theil habe ich auch selber an ihren Reichthum gedacht und darnach geplangt. Mir geschieht schon recht.

Also richtete der Wolfram sich selbst, und dann saß er wieder in Straßenschenken und goß Wein auf sein wehes Herz.

Kauerte er einmal an einem heißen Sonntagsnachmittag auf dem Schabelberg. Niemand war da, als ein altes Weib, das im Bankwinkel nickend den Wünschen des Gastes harrte. Zahllose Fliegen umsummten den einsamen Zecher und sein Glas. Er starrte durch die trübe Fensterscheibe hinaus auf die blendend weiße Straße und auf die halbverdorrten, graubestaubten Halme und Sträucher, die am Rande hin und her standen. Da ging ein Weibsbild vorüber. Dieses Weibsbild hatte, um den schwarzen Spenzer, sowie das rothe Halstuch vor Staub und ihr Haupt vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, den blauen Außenkittel so über ihre Gestalt geschlagen, daß er wie ein Schirmdach muschelförmig den Oberkörper einhüllte. Der graue Unterrock ging bis halb über die weißbestrümpften Waden und schlug bei jedem Schritte in pendelartiger Gleichmäßigkeit sachte hin und her. Aus der Muschel guckte ein frisch-rothes Gesicht, und dieses Gesicht war — dem Wolfram schoß alles Blut zum Herzen.

Rasch warf er ein paar Münzen auf den Tisch, stand auf und ging hinaus. Die Straße zog bergwärts, das Dirndel stieg tapfer an, der Adlerwirth duckte sich ein wenig hinter der Hausecke, und als sie einen gewissen Vorsprung hatte, schnalzte er mit der Zunge und ging ihr nach.

Digitized by Google

## Achter Abschnitt.

Die Jungmagd Frieda einst auf dem Salmhofe. Ein paarmal hatte sie sich ihren Dienstgenossen gegenüber geäußert: die Ehre wäre ihr doch zu Theil geworden, daß der junge Adlerwirth an seinem Hochzeitstage mit ihr gute Gesundheit getrunken! Und dieses Prahlen hatte ihr den Dienst gekostet. Es war schon so etwas in der Luft gelegen, und der alten Salmhoferin sogar kam es nicht ganz richtig vor. Ein Brieflein von der Kundel schlug dem Fasse den Boden aus, und die Frieda wurde verjagt.

Einen halben Tag lang war sie fortgegangen auf Wegen, Stegen und Steigen, ohne irgendwo um Arbeit zuzusprechen. Und als sie ins Gebirge gekommen war, wo die Bauerngüter seltener und die armen Waldhütten häufiger wurden, besann sie sich. Je entlegener und versteckter der Bergwinkel ist, in dem sie bleiben wird, desto besser. Es braucht's im Salmhofe Niemand zu erfahren, wo sie ist, es braucht's im Adlerwirthshause Niemand zu erfahren, und es braucht's der Holzknecht Schopper nicht zu wissen. Es wird sich mit Gotteswillen wohl auch anders wer finden, mit dem sich gut Freund sein läßt. Oder ist der junge Adlerwirth der Einzige auf der Welt? Gott sei Dank, nein.

In der Abachleuten beim Möstl nahm sie Dienst. Die Abachleuten war ein zwischen Berghalden schräge ansteigendes Wiesenthal mit einigen kleinen Kornäckern und Erdäpfelgärten. Ein kaltes Wässerlein rauschte durchs Thal, und an den Wildstrüppen, die am Bachesrand standen, hingen auch an den Sommermorgen manchmal kleine Eiszapfen. An der sonnseitigen Lehne der Abachleuten stand das kleine Haus des Möstl, das letzte hier, welches sich noch kümmerlich von Feld- und

Digitized by Google

Wieſenwirthſchaft friſtete. In dieſem Waldhauſe lebten zwei ältliche Eheleute, die ſehr arbeitſam, ſehr häuslich und immer frohen Gemüthes waren. Man merkte gar nicht, wie viel Sorge und Mühſal und Beſchwerde es gab dahier. Der Möſtl, ein raſches, gebücktes, ununterbrochen thätiges, ſtets glattraſirtes Männlein, war allezeit munter und aufgeräumt, und machte über jeden Graben, den das Schickſal ihm zog, einen kecken Sprung und lachte dazu. Seinem Weibe war's auch recht. Beide waren etwas ſchwerhörig und hatten daher ſich eine laute Stimme angewöhnt, ſo daß man ſie ſchon von weitem ſprechen hörte mit klingendem Schall. Sie hatten ſich immer etwas zu erzählen, zu fragen, zu rathen, manchmal neckten ſie ſich einander ſogar, daß ein helles Gelächter entſtand. Der Ehekrieg, den auch dieſe Leute führten, beſtand darin, daß ſie einander immer zu überliſten ſuchten: Beim Eſſen ſchmuggelte Eines dem Anderen möglichſt unbemerkt die beſſeren Biſſen zu, bei der Arbeit trachtete Eines dem Anderen die härteſten Dinge abzulaſten.

Dieſe Möſtlleute im Abachthale hatten auch ein Kind, eine bereits erwachſene Tochter, die aber ſchon ſeit Jahr und Tag in einem Strohſeſſel lehnte, weil in Folge eines Wetterſturmes, bei dem ſie unter Waſſer gekommen, ihre Füße lahm geworden waren. Das Mädchen mußte in Vielem wie ein Kind gepflegt werden, konnte nur wenige Arbeiten verrichten helfen, hatte bisweilen Schmerzen zu leiden und blickte trotzdem mit ihrem blaſſen, gutmüthigen Geſichte fröhlich ins Leben hinein, wenn man ihr Daſein und ihr Genießen überhaupt Leben nennen konnte.

Bei dieſen Leuten nun hatte die wandernde Frieda eines Abends um Nachtlager gebeten, und bei dieſen Leuten war ſie verblieben. Ein guter Lohn, wie auf dem Salmhofe, war

Digitized by Google

hier nicht zu haben, die Arbeiten hatten viele Beſchwer, und doch war es der Magd, als ſei ſie im Himmel. Was war das im großen, reichen Salmhofe für ein Streiten, Beißen, Uebervortheilen und Murren geweſen, der Leute untereinander! Und hier, welcher heitere Frieden, welche herzliche Einigkeit! Die Möſtlleute machten aus der Arbeit eine Unterhaltung, aus jedem Werktage einen Feſttag, denn alles, was da war, packten ſie von der erträglichſten Seite an und thaten, als machten ſie eine Kurzweil daraus. Das hatte die Frieda auch noch nicht geſehen, daß man laut lacht, als ob man gekitzelt würde, wenn man ſchwere Schmerzen leidet am ſiechen Körper. Die Adelheid konnte das! Das arme Mädchen lachte in den Nächten manch halbes Stündchen lang. Die Mutter that ihr alles, was in ihrer Macht ſtand, zugute und hatte bisweilen in ihrem freundlichen Auge etwas Naſſes. Aber ein heiteres Wörtlein mußte doch immer geſagt werden. Und wenn es manchmal beſonders ſchlimm ward, ſo daß die Adelheid nicht mehr lachte, ſondern ganz ſtill war und die Zähne aufeinanderbiß, da huben die Alten ein emſiges Berathen an, verfielen auf allerlei Mittel, und ergriffen jedes mit ſolcher Zuverſicht und Hoffnungsfreudigkeit, als ob alles Heil vor der Thür wäre.

Die Magd Frieda lebte neu auf in dieſem Hauſe; neigte doch auch ihre warmlebige Natur zum Frohſinn hin. Als ob ſie wieder Eltern und Schweſter gefunden hätte, ſo war ihr, und ſie trachtete den Leuten nach ihren Kräften zu dienen, Hartes zu mildern, Liebes zu thun, und beſonders verſtand ſie bald, ſich als Pflegerin der armen Siechen ſo zu erweiſen, daß der Möſtl einmal ſeinem Weibe zuſchrie: „Alte! An Der hat uns der Herrgott Eine geſchickt, daß wir ihm dafür die große Zehe wegküſſen ſollten, wie die Betſchweſtern zu Rom dem heiligen Petrus.“

Digitized by Google

Was das Möſtlweib darauf antworten wollte, das durfte aber nicht ſo herausgeſchrien werden. Erſt draußen am Feldraine theilte ſie ihm ihre Bedenken mit: „Daß ſie Dir gefällt, die Frieda, wäre ſchon recht. Aber: auweh und auweh! möcht' ich ſagen, ſie gefällt auch anderen Mannsbildern. Wenn Du Zehen wegküſſen willſt, ſo mußt bald anfangen, ſonſt frißt ſie vorher der Fuchs. Schon das zweitemal habe ich am vorigen Samstag wahrgenommen, daß Einer vor ihrem Fenſter ſteht. Ein ganz fremder Kund iſt's, habe mich zuerſt ſchier gefürchtet vor ihm, aber geplaudert mit ihr hat er ganz gutmüthig."

Und das Möſtlweib hatte nicht ſchlecht beobachtet. Kaum daß die Magd Frieda ein paar Wochen in dieſem weltverlorenen Hauſe gelebt, war eines Abends auch ſchon der Schopper-Schub da. Vor dem gab's kein Verſtecken! Eben wollte ſie desſelben Abends einſchlafen, als er durch ein leiſes Klopfen an ihrem Fenſter ſich anmeldete. Sie war zuerſt ſehr erſchrocken und ſogar empört, allmählich jedoch kam es ihr zu Sinn, daß dieſer Menſch doch gar zu anhänglich wäre, faſt wie ein Bruder. Sie hatte ja ohnehin keinen Bruder. Sie ſetzte ſich in ihrem Bette auf, er ſetzte ſich draußen auf den vorſpringenden Wandſchrott, und ſo ſprachen ſie eine Weile miteinander. Er ſagte, daß ſie ganz recht habe mit ihrem neuen Dienſtorte, und daß er ſchon bemerkt hätte, wie brav ſie den armen Krüppel pflege und die Anhänglichkeit der Möſtlleute beſitze. Das würde ihr gewiß den Segen Gottes bringen und ihr würde es noch einmal viel beſſer ergehen, als mancher reichen und hochmüthigen Großbauerntochter. Ihm — ſo erzählte der Schopper treuherzig — fehle auch nichts. Er habe jetzt im Siebenbachwaldgraben eine große Rieſen gebaut, welche von allen Holzmeiſtern



Digitized by Google

gelobt wurde und welche ihm auch Geld und die Vorknechtstelle eingetragen habe. Vielleicht bringe er es doch noch einmal zu einer Eigenstatt, zu einer Hütte. Er wolle mit einer solchen klüger sein, als das erstemal.

„Ja, hast schon einmal eine Hütte besessen?" fragte die Jungmagd.

„So groß wie das Möstlhaus," antwortete er.

„Ein Häusel hast gehabt? Und hast es denn verthan? vertrunken? verspielt?"

„Verraucht," sagte der Holzknecht.

„Jessas! So viel Tabak rauchen thust?"

„Angezündet hab' ich's, mein Haus, und niedergebrannt."

„Nicht gescheit bist!" hauchte die erschrockene Frieda. „Aber wie hat das können sein?"

„Weil ich ein rabiater Mensch bin," sagte der Schopper. „Zufleiß hab' ich's gethan. Und gereut hat's mich auch noch nie!"

„Bei Dir kennt man sich frei nicht aus," meinte die Jungmagd.

„Bist neugierig?" fragte er. „Nachher kunnt' ich Dir's ja erzählen. Aber sitzen thu ich schlecht auf dem Schrottkopf."

„Einen anderen Platz hab' ich nicht," gab sie schneidig zurück.

„Alsdann bleib' ich sitzen auf dem Schrottkopf," sagte er geduldig und hub an zu erzählen: „Von Wallischdorf bin ich her. Dort hat der Schoppen-Rüppel ein Gütel gehabt und zwei Söhne, meinen Bruder Juch, und mich den Schubhart. Und da geht einmal am Frohnleichnamstag nach dem Umgang, er hat noch den Himmel tragen helfen, der Schopper-Rüppel her und verstirbt. So schnell ist das gegangen, daß er nicht einmal Testament machen hat können.

Digitized by Google

Nur so viel hat er gesagt: Dem Buben gehört das Häusel und den Anderen soll er mit dreihundert Gulden hinauszahlen. Jetzt, weil er keinen Namen genannt, so hat Jeder von uns zwei Brüdern wollen der Bub sein. Denn Du kannst Dir denken, der ist im Vortheil. Und haben angefangen zu streiten. Der Juch hat das Gütel haben wollen und ich hab' es auch haben wollen. Ist eine Wirthschaft mit ihrer zwölf Joch Grundstücken. Haben uns vorher gar nicht unlieb gehabt, der Juch und ich, aber jetzt ist der Teufel los gewesen. Gestritten wie die Bettelbuben, und gar beim Gericht hat's Jeder beweisen wollen, er wäre der Bub, und ihn hätte der Vater gemeint, und ihm thäte das Häusel gehören. So währt's ein halbes Jahr und länger, Keiner von uns hat mehr gearbeitet, Jeder nur sinnirt, wie er den Anderen möcht' hinaustauchen. Geld hat's gekostet und Hirnschmalz und Herzblut — und die ewige Seligkeit hätt's kosten können, uns Beiden. Und wie wir einmal so im Wirthshaus sitzen und schauderlich gegeneinander gerathen — die Leute haben uns noch angehetzt — und wie wir schon kein gutes Haar aneinander lassen, daß Einer wie der Andere einem rechten Spitzbuben gleichsieht vor dem ganzen Dorf und zuletzt noch unseren verstorbenen Vater verschandiren — da spring ich gäh auf und davon. Nächtig Stund' ist, getrunken habe ich stark gehabt. Und wie ich zu meinem Häusel komm', das wie ein schwarzes Gespenst dasteht mitten in den Feldern, da fällt's mir ein: Niederbrennen! Das Gerümpel ist's nicht werth, was wir treiben. Im Aschen hat der Streit ein End'. — Kaum gedacht, bin ich mit dem Zündholz auch schon im Strohdach. Wie es licht wird im Thal und die Leute zusammenlaufen und ich auf einmal neben meinem Bruder steh', und vor uns bricht das Elternhaus nieder, da wird



Digitized by Google

mir ganz eigen. Ich halte dem Fuchs die Hand hin und sag': Mein Theil ist verbrannt, die Grundstücke sollen Dein sein und wir wollen Fried' machen miteinand. — Er schaut mich an im Feuerschein und sagt: Schlecht genug bist Du, daß Du's selber hast gethan. — Auf das bin ich fort ins Gebirg herein und Holzknecht geworden im Siebenbachwald. — Jetzt weißt es."

„Du bist ja ein grundschlechter Mensch!" sagte die Jungmagd ganz verblüfft.

„Neid ist's nicht gewesen," setzte der Schopper bei, „daß ich etwa hätte gemeint, wenn ich das Häusel nicht kann haben, so soll's auch der Bruder nicht haben. Aber Trotz ist's gewesen, und Dummheit, und hinter mir immer der Teufel: Nicht nachgeben, nicht nachgeben! — Dabei das Streit-Elend, die Bruderfeindschaft! Und wie schon manchmal ein Sturm in mich fährt, daß ich selber nicht mehr weiß, was ich thu', so ist's über mich gekommen, und so ist's geschehen. Mit meinem Bruder bin ich immer noch nicht auf gleich. Er hat seine Sach', ich gönne es ihm und was ich gethan, hat mich noch nicht ein einzigesmal gereut."

Die Jungmagd sagte: „Ein seltsamer Mensch bist." Und bei sich dachte sie: Weiß nicht, soll man sich vor ihm fürchten, oder was? . . .

Also plauderten sie von diesem und jenem und der Schopper kam nun öfter an ihr Fenster. Von allerhand redete er, aber nie von Liebe. Nichts von dergleichen. Nur einmal fragte er sie bescheidentlich, ob es ihr wohl auch recht sei, daß er so manches Stündlein an ihrem Fenster sitze, er thue es halt gerne und wäre so froh dabei.

Die Frieda brachte es nicht übers Herz, ihm zu gestehen, daß seine Gegenwart sie beklemme, daß sie ihn vielleicht gerne

Digitized by Google

„Ach ja, Dirndel!“ seufzte er auf. „Seit wir Zwei uns das letztemal gesehen, habe ich viel durchgemacht, Du glaubst es nicht.“ Und nun begann er zu erzählen von seinem häuslichen Elende, daß er so viel als vertrieben sei aus seinem Vaterhause, ja selbst aus Kirchbrunn, und daß er jetzt auf dem Punkte stehe, wo der Mensch nimmer weiß, ob er noch warten soll auf den nächsten Tag oder nicht.

„Mein Gott, Wolfram,“ sagte sie voller Theilnahme. „Was willst denn, als warten, bis es wieder besser wird! Sollst Dich nicht so viel kränken, Wolf, was hast denn davon, wenn Du krank auch noch wirst!“

„Ich wollt', es hätt' alles sein Ende, alles, alles!“ so rief er mit schriller Stimme und schlug sich die Faust auf die Stirn.

„Wolf! So mußt nicht. Mußt nicht auch noch selber Dein Feind sein.“ Sie legte ihre Hand auf seine Achsel. Er schlang mit Leidenschaft seinen Arm um ihren Nacken, sie warf dieses Joch heftig von sich, stand auf, um zu flüchten. Aber am Stamme eines Lärchenbaumes blieb sie stehen und strich wie traumhaft die losen Haarlocken aus dem Gesichte.

Der Wolfram war kauern geblieben auf der Bank, jetzt schaute er vorgeneigten Hauptes hin auf sie, in allen Enden seines Angesichtes zuckte es, dann lachte er auf.

„Das ginge noch ab,“ sprach er. „Das Gedenken an Dich ist meine einzige Labniß gewesen in dieser traurigen Zeit. Eine lebt doch auf der Welt, die zu mir steht. Wenn sie auch weit von mir ist und ich sie nicht mag finden, irgendwo ist sie doch und denkt an mich und wir sind beisammen. Und jetzt —“, er sprang auf, „jetzt bist auch Du so?!“

Digitized by Google

Sie ſtand bewegungslos wie eine Bildſäule und ſchaute ihn an.

„Soll ich denn meines Irrthumes wegen ganz verloren ſein?“ ſprach er weiter. „Soll ich mein junges Leben ſelber zertreten, wie man einen Waldwurm zertritt, vor dem ſich Alle entſetzen? Ja, Frieda, ich thue es. Sie, im Adlerwirthshaus, hätte mich nie ſo weit vermocht, ſie iſt mir eine Fremde. Aber wenn ich weiß, daß auch Du Dich von mir wendeſt, dann iſt es aus!“

„Wann,“ entgegnete nun das Dirndel zagend, „wann habe ich Dir denn einen Beweis gegeben, Adlerwirth, daß ich — Dir ſo gut wäre?“

„Leugne es nicht, Frieda!“ ſprach er mit Nachdruck, als wollte er einen Verbrecher überweiſen. „Und wenn Du mir nie was Liebes geſagt hätteſt, kein gutes Wort, und wenn Du mir zehnmal weiter noch ausgewichen wäreſt, ich hätte es doch gewußt, daß Du mich gern haſt, und ſo gewiß, als Du's von mir mußt wiſſen. Du haſt es tapfer niedergedämpft, vielleicht tapferer als ich. Wir haben uns Beide redlich voreinander gewehrt. Es hilft alles nichts. Von jenem Tanzabende in Schwambach an hat's ſo geſpielt, daß wir Zwei zuſammenkommen ſollen, wir haben's nicht verſtanden, haben uns ſo lange geſträubt, bis es uns heute auf dieſem Platze ganz zornig zuſammenwirft. Iſt es nicht ſo, Frieda? Iſt es nicht ſo?“

Das Dirndel preßte die Hände ins Geſicht. „Ich hab' ſo gebetet da drinnen,“ wimmerte ſie, „ſo inſtändig gebetet zu der Mutter Gottes. Es iſt alles umſonſt! — Ich kann ja auch nicht ſein, ohne Deiner!“ — Mit dieſem Schrei ſtürzte ſie ihm an den Hals.

Digitized by Google

## Neunter Abſchnitt.

Vom Schopper-Schub wiſſen wir, daß er ſeit Jahren die Jungmagd Frieda nicht mehr aus den Augen ließ. Er verfolgte immer ihre Spuren und oft war er in ihrer Nähe, ohne daß ſie es ahnte. Beim Möſtl in der Abachleuten war es ihm gar bequem, da konnte er ſich aus ſeinem Holzſchlag an den Samstagabenden und manchmal auch an den Sonntagnachmittagen einfinden, um mit ihr zu plaudern. Die ganze Woche hindurch freute er ſich auf das Stündlein, an welchem er nahe bei ihr, wenngleich durch eine Wand getrennt, ſitzen konnte. Es waren zumeiſt die allergewöhnlichſten Dinge, über die geſprochen wurde, aber dem Holzknecht war wohl, wenn er ihre Stimme hörte und wenn er ſah, wie ſie manchmal ſo kindlich lachte.

Alſo war er auch an dieſem Sonntagnachmittage in die Abachleuten gekommen, beim Möſtlhaus zugekehrt, hatte ſich auf die Stubenbank hingeſetzt und geſagt, er müſſe doch ein wenig in den Schatten gehen.

„Ja," hatte das Möſtlweib neckend geantwortet, „Schattens wegen wirſt Du in die Abachleuten kommen! Den haſt in Deinem Siebenbacherwald weit beſſer. Wirſt den weiten Weg heut wohl umſonſt gemacht haben. Sie iſt zu den ſieben Lärchen hinauf wallfahrten gegangen."

„So," antwortete der Schopper ganz gleichgiltig. „Da hat ſie ſchon recht. Das Beten ſchadet Niemandem."

Und wenn das Beten Niemandem ſchadet, dachte er für ſich weiter, ſo wird's ja auch mir nicht ſchaden. Und ſtieg an gegen die Schabelhöhe. Er ging nicht den guten Fahrweg, er wählte die ſteileren, aber kürzeren Steige; Bergesmühſal giebt's für den Holzknecht keine, und durch den Wald hinauf

Digitized by Google

mag er sich das Schlagholz ansehen. Als er auf die freien Weiden kam und auf die weiße Straße hinüberblicken konnte, sah er sie dort gehen, er erkannte sie ja schnell. Und einen Büchsenschuß hinter ihr eilte ein Mann drein. Der Schopper schärfte sein Auge und erkannte den jungen Adlerwirth von Kirchbrunn. — Vor Ueberraschung wie gelähmt blieb er einen Augenblick stehen. — Was ist das? — Was ist das? — Steht es so mit der Wallfahrt zu den sieben Lärchen? Ei, da wollen wir ihnen doch einen Baum über den Weg werfen. Ist denn schon Alles falsch auf der Welt? Gut, alsdann will ich's auch sein. — So seine Gedanken. Neuerdings zog er sich in den Wald zurück und lief durch denselben an der rückwärtigen Berglehne der Kapelle zu. Er kam früher hinauf als die Anderen. Hinter der Kapelle kroch er in das Fichtendickicht und kauerte sich an die Holzwand, um durch eine Spalte in das Innere der Kapelle lugen zu können, während durch das Gezweige hin der Anger mit den Tischen sichtbar war. So beherrschte er den Schauplatz nach beiden Seiten. Er langte mit der Hand in seinen Sack, ob er das Messer bei sich habe. — Ja, mein lieber Adlerwirth, ich habe Dir's gesagt und Du hast es nicht geglaubt. Des Herrgotts Mühlen mahlen langsam, aber sicher! —

Er hatte gesehen, wie die Frieda beklommen in die Kapelle getreten war, und als er merkte, daß ihr Gebet ihm galt, da löste sich von seinem Auge ein salziger Tropfen los und rann über die rauhe Wange, durch den struppigen Bart bis an die Lippen. Dann stand plötzlich an der Thür der junge Adlerwirth mit heißbegehrendem Blick. Der Holzknecht erfaßte die Hirschhornschale seines Messers. Als er hernach vernahm, was draußen gesprochen wurde an den Tischen, jedes Wort des armen Burschen voller Unglück und voller

Digitized by Google

Liebe, und wie das Dirndel dagegen ankämpfte, bis doch in Beiden die wilde Allgewalt Siegerin ward — da loderte in ihm Wuth und Rachgier auf, daß der fliegende Athem glühte an seinem Munde. Und er stürzte mit gezücktem Messer hin auf das Paar. Die Frieda that einen Schrei und wollte sich schützen unter dem Brette eines Tisches. Der Wolfram jedoch stand wie ein Baumstamm da und fragte: „Holzknecht! Was willst Du?"

Diese starre Ruhe lähmte den Schopper für den Augenblick, denn er war auf Gegenwehr gefaßt gewesen und in einem Zweikampfe wollte er siegen oder fallen.

„Bist Du da, um mich zu tödten?" fragte der Wolfram. „So stoße zu. Ich habe mein Leben verspielt und wehre mich nicht. Willst aber ihr etwas zu Leide thun —!" Er ballte die Fäuste.

Dem Schopper sank der Arm mit dem Messer. Plötzlich wendete er sich, stürzte in das Dickicht und hastete davon durch den Wald hin. — Halb betäubt war er und seine Gedanken wurden wirr. — Warum hast Du es denn nicht gethan? fragte er sich selbst. Und er selbst antwortete: Er hätte einen Bankbalken losreißen müssen. Nicht davonlaufen wollen und sich auch nicht wehren, wer kann denn da zustoßen? Einen Baum fällt man so, aber einen Menschen —. Und hernach, weiß ich denn, welches fort muß? Soll der Adlerwirth sterben? Ist er nicht der Ehebrecher und Verführer und der Räuber Derer, die mir Gott gegeben hat? — Oder soll sie sterben? Ist nicht sie die Ursache seiner Treulosigkeit, die den Sünder anlockt und einen treuen Menschen verschmäht, verachtet, in Verzweiflung treibt? — Oder soll ein Dritter sterben? Soll der Schopper sterben, weil alles aus ist, und freiwillig sterben, bevor er zum Mörder wird? Mir

Digitized by Google

kommt's nur auf den Schuldigen an. — Denn das sah er nun wohl, es war die unbändige, rasende Liebe, in welcher das junge wehrlose Menschenpaar hinschmolz, wie Wachs im brüllenden Feuer eines brennenden Hauses. Armer Holzknecht, so wie Du selber wehrlos bist gegen diese Macht, so sind auch sie es. Was können sie dafür! — Du hast Dir vorgenommen, Schopper-Schub, für die Frieda alles zu wagen und zu opfern, um sie glücklich zu machen. Siehst Du es denn nicht, jetzt ist sie glücklich! — Was willst Du denn noch? — Einmal hast Du Dein eigenes Haus angezündet, weil es böse Ursach' ist gewesen. — Kannst Du rechnen, Holzknecht? Wenn Du ein bißchen rechnen kannst, so sage, was mehr ist, eins oder zwei. Wenn zwei mehr sind, als eins, so ist Einer weniger als Zwei. Laß die Zwei sein, und den Einen streiche weg. —

Also dachte der arme Mensch und ging — ach wie traurig! — den Holzhütten seines Thales zu.

## Zehnter Abschnitt.

Wer genug Zeit und Tiefblick hat, um die Ursachen und Wirkungen zu betrachten, der wird — sei es zu seinem Schreck, sei es zu seinem Trost — finden, daß alle Fehltritte und Verstöße des Menschen gegen Sitte und Gesetz, gegen das Gute und Rechte überhaupt, sich fast allemal strafen, und zwar an derselben schuldigen Person oder an demselben Geschlechte. Schade nur, daß die Strafe nicht unmittelbar genug folgt, um stets als Strafe für Sünde und Vergehen empfunden zu werden. So Mancher, der sein Elend selbst geschmiedet, hält sich für den Unschuldigsten von der Welt und ist geneigt, die Ursache dieses Elendes Anderen in die Schuhe zu schieben.

Digitized by Google

haben könne wie einen Bruder, aber Brüder kämen nicht ans Fenster der Schwestern, und ob er nicht besser thäte, nach seiner schweren Tagesarbeit im Bette zu rasten, als den weiten Weg zu machen in die Abachleuten her. — Mehrmals nahm sie Anlauf, ihm das zu sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn so zu kränken. Sie nahm sogar die kleinen Geschenke, als Wecken, frische Kaiserbirnen, welche er ihr mitzubringen pflegte — sie nahm derlei und sagte schön Vergelt's Gott dafür. Insgeheim jedoch waren ihr die Gaben von diesem Menschen zuwider und es that ihr selber weh', daß sie so undankbar sein mußte. — Viel schlechter, so rief es einmal in ihr, viel schlechter ist der andere Wicht, der nächtig meine Ruhe stört. Was hat der junge Adlerwirth von Kirchbrunn in meinen Träumen zu thun! Das geht ihn gar nichts an, ob ich mein Haar flechte oder nicht, und er soll nur seiner Frau Adlerwirthin die Augen küssen und nicht ein armes Dienstbot foppen.

Auf der Schabelhöhe, über welche eine Bergstraße führt, stand unter sieben alten Lärchen eine Kapelle. In derselben war ein frischer Brunnen und ein Muttergottesbild, genannt: Maria unter den sieben Lärchen. Dieses Bild war als wunderthätig bekannt und besonders von Leuten aufgesucht, die an heimlichem Herzweh litten. Der Volkswitz sagte: Wenn eine Jungfrau siebenmal am Brunnen bei Maria unter den Lärchen trinkt, dann bekommt sie einen Mann. Obzwar dieser Ausspruch in der Gegend nicht gerade als Glaubensartikel bezeugt war, so ließ sich doch nicht leugnen, daß jahraus jahrein viel junges Frauenvolk hinaufkam zur Schabelhöhe, andächtig vor dem alten, ungefügen Bildniß betete und dann einen kräftigen Schluck nahm aus dem Brunnen. Also war es auch der Magd Frieda schon mehrmals zu Sinn gekommen,

Digitized by Google

ob sie nicht eine Wallfahrt machen sollte zu den sieben Lärchen; der Platz war vom Abachthale aus in einer guten Stunde zu erreichen. Ganz fern stand das Gnadenbild den menschlichen Liebesangelegenheiten auf keinen Fall. Ein heimlich Herzweh — das stimmt ja. War nicht einst der sterbenden Mutter letztes Wort: Frieda, wenn Du nicht ausweißt, so knie' hin und thu' beten! — Und hatte die Frieda nicht auch dem Schopper versprochen, sie wolle so lange beten, bis sie ihn recht lieb habe?

Und eines Sommersonntags am Nachmittage ging die Magd an den Waldhängen hinan, über die sonnigen Weiden fort, bis sie zur heißen staubigen Straße kam. Wie von diesen Höhen aus der Blick sich weitete hin auf die blauen Berge, so weitete sich auch ihr Herz und eine frohe Hoffnung kam über sie, daß sie nicht umsonst den Wallfahrtsweg machen werde zu der lieben Mutter Gottes.

Endlich stieg sie die Stufen hinan zur hölzernen Kapelle, die schon etwas hinfällig sich an eine der Lärchen lehnte. Sie hörte das Geplätscher des Brunnens, der an der Seitenwand aus dem Rohre in einen Steinkessel rann. Niemand war da, sie war ganz allein. Ihren Ueberkittel ließ sie vom Kopfe hinabgleiten, ihr Gebetbuch zog sie aus dem Säcklein und also kniete sie nieder vor der Mutter Gottes mit dem Kinde, die, aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt, fast in Lebensgröße auf dem Altare stand. Die Maria hatte eine Krone auf dem Haupte, hielt ein Scepter in der Hand, das Christkind trug im kleinen nackten Händchen die Weltkugel. So viel Herrlichkeit und Würde lag in diesem Bildniß, daß die Frieda sich dachte: und hier soll ich mein sündig Herz auspacken?

Mit dem Gebetbuche ging es heute gar nicht. Da sind allerhand Anliegen darin, aber das ihre nicht. Wie soll sie

Digitized by Google

es denn nur anfangen, daß sie nach ihrer Meinung jetzt beten kann? — „Der gute arme Mensch, der Schopper. Ist er denn wirklich so unbegehrt? Ist er denn häßlich, so dumm, so ungefüg und selbstisch? Das ist er nicht. Er ist ein herzensguter Mensch, und wenn er seinen Bart kämmen und pflegen möchte, wer weiß, was draus werden könnt'! Hernach, wenn man bedenkt, was er für ein tüchtiger Mann in der Arbeit ist und bringt's über kurz zum Holzmeister. Schlecht kann's bei dem ein Weib nicht haben, ernähren kann er auch etwas. Und wenn er Eine so recht lieb hat, als wie er sagt, daß er mich mag, da wird's kaum einen besseren Mann geben, als den. Ich habe schon Beweise genug, wie er zu mir hält. Der wird ja närrisch, wenn er mich nicht kann haben. Also warum will ich ihn denn nicht, das möchte ich wissen, du liebe barmherzige Mutter Gottes! Ich bin ja gewiß nicht zu gut für ihn, schon eher zu schlecht. Ich weiß mir ja nichts auf der Welt und soll als arme Magd alt werden und versterben. Auf wen wart' ich denn? Ja, Du himmlische Maria, warum will ich ihn denn nicht? Sei mir doch gnädig und gieb mir Deinen Segen. — Harte Anfechtungen habe ich oft, als müßte ich wohin gehen und was anstellen, daß es groß Unglück gäbe für Zeit und Ewigkeit. O heilige Mutter Gottes, führe uns nicht in Versuchung! Gieb mir die Gnade, daß ich den Holzknecht recht kann lieb haben und sein Weib werden. O liebes Christkindel mit dem krausen Haar! Und wenn es schon nicht möglich kann sein, daß ich ihn lieb hab' wie einen Herzensschatz, so gieb mir die Kraft, daß ich das Opfer mag bringen, so wie es für alle Drei am besten ist. Ich will Dir ja nicht zu sparsam sein mit Wachskerzen, wenn Du mir hilfst und den rechten Weg weisest. O gegrüßt seist Du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!"

Digitized by Google

Also dachte und murmelte die junge Magd vor sich hin, Manches sprach sie laut und traumhaft, dann schlug sie das Buch auf, machte sich Vorwürfe, daß sie nicht einmal mehr beten könne, sie war sich's kaum bewußt, welch heißes, kindliches Gebet sie eben verrichtet hatte.

Und während sie so kniete in der Kapelle und mit sich rang, ehrlich und tapfer, wie noch selten ein Weibesherz gerungen, stand am Eingang Einer und beobachtete sie. Sie entfaltete ein weißes Handtüchlein, fuhr sich damit über die heißen Wangen und erhob sich — da sah sie ihn.

„Schau," sagte er und schnalzte mit der Zunge — der Wolfram war es — „da sehe ich eine Seltsame. Die will sich auch einen Liebsten erbitten."

Sie verbarg ihre Ueberraschung hinter Trotz und antwortete: „Ja, das will ich auch. Aber nicht etwa so, wie es der Herr Adlerwirth meint."

„Das hilft alles nichts, Frieda," sagte der Wolfram. „Komm, Dirndel, setzen wir uns da auf die Bank. Wir haben schon lange nimmer miteinander geplaudert."

Unter dem Schatten der Lärchen, am Rande von jungem Fichtendickicht hin waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, weil alljährlich am Maria Heimsuchungstage ein Fest hier abgehalten und dabei Getränke ausgeschänkt wurden. Die Frieda wollte eigentlich fest stillstehen und den Adlerwirth keines Blickes würdigen, aber ihre Füße stiegen sachte die Stufen herab und an seiner Seite über den grünen Anger zu einer Bank hin.

Als sie völlig zu sich kam, saß sie neben dem Wolfram, der, seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in der Hand hielt.

Digitized by Google

Solches Mißkennen führt ihn zu weiteren Fehlern und Ungerechtigkeiten, und im Gefühle des eigenen Sturzes sucht er auch Andere mit sich zu reißen. Leichter kehrt Der um, welcher ein schweres Verbrechen begangen, als Einer, der tausend Fehler hat und den Mitmenschen täglich im Kleinen tausendmal unrecht thut. Doch ist Letzterer ebenso Verbrecher, als Ersterer, nur schreit er Zeter und Mordio, wenn endlich auch an ihn die Nemesis herantritt mit dem Richtschwert.

Frau Kunigunde hatte kaum eine Ahnung davon, daß sie eine der Hauptursachen an dem Niedergang ihres Hauses und die einzige Ursache an ihrem und ihres Mannes Unglück war. Sie war immer nur geneigt, alles auf ihren Mann, auf seinen Vater, auf alles Andere zu schieben. Und je weher ihr ward, um so höher stieg ihre Verbitterung gegen die eingebildeten Feinde. Und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Bei dem Adlerwirthshause zu Kirchbrunn hatte sich reges Leben entfaltet wie schon lange nicht. Allerhand Wägen kamen angefahren von oben und von unten und spannten aus, Bauern, Bürger und Herren waren da, Schacher und Händler, und die Wirthsstube war viel zu enge, auch im Vorhause und im Hofe standen Tische, und die Kellnerinnen liefen über die Gasse hin und her. Das gab doch wieder einmal ein Geschäft.

Meint Ihr?

Da müßte man erst noch die Wirthsleute fragen. Der alte Adlerwirth lag bei einem Nachbar im Scheunenstroh und bat mit lallender Stimme fortwährend um Branntwein. Er wolle nie mehr nüchtern werden auf dieser verdammten Welt. Der junge Adlerwirth war seit Wochen verschollen. Im Siebenbachwald, so hieß es, wäre er einmal gesehen worden, aber ganz seltsam aufgeregt, er müsse etwas Besonderes

Digitized by Google

im Sinne haben, man werde noch merkwürdige Geſchichten von ihm hören. So kam es, daß auch Frau Kunigunde nicht ruhig ſitzen bleiben konnte in ihrem Zimmer. Sie ließ ihre Mutter, der ja alles gleichgiltig war, allein, und als ſie auf einem Steirerwäglein und in ihrer tadelloſen Trauerkleidung hübſch fein geputzt aus dem Hofe fuhr, klang in demſelben das erſtemal der Ganthammer. Alles wurde verſteigert im Adlerwirthshauſe, nur nach den Inſaſſen war keine Nachfrage.

Frau Kunigunde fuhr in das Gebirge hinein. Sie hieß auf das Pferd dreinhauen, ſie bewarf den Pferdeknecht mit Schimpfnamen, denn ſie wußte ihrer Galle kein Ende. Was ſie dem Knecht und dem Pferde anthat, das war alles ihrem Manne vermeint. Dem Flüchtling! dem gewiſſenloſen Ausreißer! So lange er Geld erwartet von ihrem Vater, hat er den Hausherrn geſpielt, jetzt weil nichts iſt, weil alles in die Brüche geht, verläßt er ſein armes Weib in Noth und Schande und ſtromert in allen Weiten um, man weiß nicht wo und mit wem. Aber warte, Schelm, wir werden Dich noch einfangen. Du ſollſt Gott erkennen lernen! Du ſollſt mir kirre werden! Hinwärts zieht mich noch das ſpottſchlechte Roß, es iſt aber viel tauſendmal beſſer als Du; herwärts ſollſt Du den Bettelkarren ziehen, und daß Du zahm wirſt wie ein Pfründnerſchaf und mir Brenneſſeln aus der Hand frißt, das ſoll meine Sorge ſein. —

Unter ſolchen Liebesgedanken fuhr Frau Kunigunde auf die Suche nach ihrem Manne. Sie ſprach bei manchen Häuſern zu, ſchämte ſich aber, geradehin zu fragen: Habt Ihr meinen Mann, den Adlerwirth von Kirchbrunn, nicht irgendwo geſehen? — Ja, Frau Adlerwirthin, iſt Euch Euer Mann durchgegangen? — Das wäre eine hübſche Unterhaltung geweſen.

Digitized by Google

Also faßte sie es so: „Hat nicht mein Mann hier zugefragt?" — „Wissen nichts, vor einer Woche oder wann haben wir ihn vorbeigehen gesehen." — „Sollte er nach mir fragen, so weiset ihn, ich bin vorausgefahren in den Siebenbacherwald, wegen des Holzkaufes."

Bei den Holzknechthütten im Siebenbachwald ließ sie ausspannen und begehrte etwas zu essen.

„Ja," meinte ein resches Holzerweib, „kein Wirthshaus ist halt bei uns nicht. Gaismilch mit Schoten, wenn's recht wäre?"

Vom Herzen gern hätte Frau Kunigunde geantwortet, daß sie Schweinefutter nicht gewohnt sei, wäre nur ihr Hunger nicht gar zu groß gewesen. Während sie die Milch trank, erzählte sie, daß mit ihrem Mann eine Zusammenkunft draußen bei den drei Brücken verabredet gewesen sei, daß sie sich aber verfehlt hätten. Und sie frage, ob er, der Adlerwirth von Kirchbrunn, nicht etwa hier herum gesehen worden wäre.

„Seid Ihr die Adlerwirthin?" fragte das Holzerweib. „Nachher glaub' ich's gern, daß er bei den drei Brücken nicht gekommen ist. Von Euch ist er ja eben davongelaufen, sagen die Leute."

Frau Kunigunde warf eine Münze hin und machte sich entrüstet auf die Wander zu den Köhlerstätten.

Bei der Kohlenbrennerei fragte sie wieder an.

„Der Adlerwirth?!" schrie der alte Köhler, denn er war schwerhörig, daher hielt er auch Andere dafür. „Weiß nichts davon. Aber der Vorknecht soll letzt' Zeit her alleweil vom Adlerwirth reden."

„Wo ist denn dieser Vorknecht?"

„Der ist jetzt nicht da, der ist oben im Zagelwald. Für ein Weibsbild nicht gut hinaufzusteigen."



New York Public Library
AGUILAR BRANCH
174 EAST 110th STREET
Digitized by Google

„Ich will hinauf!“ sagte Frau Kunigunde.

„Weiß nicht, ob es Euch viel nutzen wird,“ meinte der Kohlenbrenner, „letzt' Zeit her ist der Schopper — so heißt der Vorknecht — nicht recht im Kopf, ganz kleinsinnig oder was lauter. Ist nichts Rechtes von ihm herauszubringen. Vom Adlerwirth redet er nächtig im Traum.“

Die Frau dingte sich einen herumlungernden Knaben und stieg mit diesem hinan gegen den Zagelwald. Mehrmals ging es in tiefen Schluchten über Sand, Gerölle und wuchtige Steinblöcke dahin an brausenden Wässern, mehrmals unter einem schwindelnd hohen Holzgerüste durch.

„Was das für ein hoher Steg wäre?“ fragte die Adlerwirthin.

„Das ist kein Steg,“ antwortete der Knabe, „das ist die neue Holzriesen, wo die großen Blöcker herabrutschen und zum Feierabend die Holzknechte selber. Wie viele Kreuzer krieg' ich denn dafür, daß ich mitgeh'?“

Nach einer Stunde waren sie auf der Höhe bei dem Holzschlag. Die Leute, welche hier arbeiteten, blickten einander nur so an, als sie vernahmen, die junge Frau wolle mit dem Vorknecht sprechen. Der Vorknecht sei aber gar nicht auf dem Schlag, der liege auf dem Buchenanger im Grase; er sage, er arbeite nichts mehr und das liebe Christenvolk möge gesund bleiben und ihm an den Buckel gucken. „Wollt Ihr das, so könnt Ihr ihn ja aufsuchen,“ setzte der Berichterstatter bei.

Da ist etwas dahinter! dachte Frau Kunigunde und ließ sich zum Buchenanger führen.

Der Schopper, als er sah, wer daherkam, sprang rasch vom Rasen auf. Er sah wirklich wild und wirr aus. Ohne viele Einleitung fragte sie in strengem Tone nach ihrem Manne, dem Adlerwirth.

Digitized by Google

„Was weiß ich?“ knurrte der Holzknecht. „Habt Ihr mir ihn zum Aufheben geschickt?“

„Du weißt, wo er ist!“ sprach sie scharf.

„So? Na, wenn ich's weiß, dann muß ich's freilich sagen. Den Adlerwirth hat sein Weib verlassen, da ist er zu einer Anderen gegangen.“

„Wo er ist, will ich wissen!“

„Vor etlichen Tagen,“ antwortete der Holzknecht gottlos ruhig, fast träge, „hat er sich auf der Schabelhöh' aufgehalten, oder im Wirthshaus dort herum. Jetzt kann's sein, daß er drüben in der Abachleuten ist.“

„Ein Schandmensch! Ein Schandmensch!“ keuchte sie, und fast verging ihr der Athem vor Wuth. „Der soll das höllische Feuer beizeiten kennen lernen, dafür stehe ich gut!“

„Dieweilen sitzt er im Himmel,“ sagte der Schopper. „Und ich wäre der Meinung, wer so fest drin sitzt, den laßt man sitzen.“

Frau Kunigunde hatte sich niedergelassen auf einem Baumstock, ihr zitterten die Beine.

„Wie weit ist's bis in die Abachleuten?“ fragte sie.

„Zwei Stunden, wer gut antaucht.“

„Mein Gott, mich verlassen schon die Füße.“

„Wenn die Frau ein Stündlein wartet, so kann sie mit mir auf dem Brettel hinabrutschen,“ sagte der Holzknecht.

Ja, sie wolle warten. Und der Schopper dachte: Herrgott im Himmel, was ist das für ein Schick! Ich rutsche mit seinem Weib auf der Riesen hinab. Und ganz plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn er mir die Meine nimmt, so nimm ich die Seine. Werth ist sie's, daß sie mit mir kommt. Es geht nichts über die Ordnung. Und nachher ist Fried. —



Digitized by Google

Dieweilen Frau Kunigunde erschöpft auf dem Baumstock saß und mißmuthig den Holzhauern zusah, die immer Blöcke an die Riesen schleppten und hinabgleiten ließen, strich der Schopper wie halb verloren auf dem Schlage um. Manchmal blieb er stehen und starrte auf den Erdboden, dann hob er das krause Haupt gegen Himmel und schnappte nach Luft. Dann lachte er hell auf, und einer der Männer hörte ihn sagen: „Besser kunnt sich's nicht mehr reimen. Wer ungeschickt ist, der muß hinab, daß er Anderen nicht im Wege steht."

„Du Franzel," redete er, als die Abendstunde kam, einen Arbeiter an. „Wenn Du einmal beim Möstl in der Abachleuten vorbeigehst, gelt, so bist so gut und giebst das Ding dort ab. Es ist für die Magd Frieda." Damit gab er ihm ein rothes zusammengeknulltes Tüchlein. „Und jetzt, Leute!" rief er laut hinaus über den Schlag, „jetzt ist Feierabend. — Fahrt Ihr nur voraus hinab, wir, ich und die Frau Adlerwirthin, rutschen hinten drein."

Die Werkzeuge brachte man in Sicherheit, die Lodenröcke hing man sich über die Achseln und da war's fertig.

Muldenförmige, vorn ein wenig aufgekurfte Bretter wurden in die Rinne der Riesen gelegt, und auf je einem solchen Fahrzeuge glitten ein oder auch zwei Mann hinab. In der Hand hatten sie lange Stöcke, mit welchen sie sich nöthigenfalls leiten, anstemmen oder weiterschnellen konnten. Auf etwa hundert Schritte Zwischenräume wurden sie abgelassen. Anfangs glitt es gemächlich dahin, allmählich kam's in rascheren Lauf, und auf steileren Strecken sauste es unheimlich schnell dahin, manchmal an Erdeinschnitten und zweimal über grauenhaft tiefe Schluchten, aus welchen Schutt und Gestein und schäumendes Wasser heraufleuchtete. Ueber den schwindelndsten Stellen jauchzten Einige. An den Rinnbäumen

Digitized by Google

der Riesen dröhnte noch lange das Rollen herauf, selbst als die Bretter schon den Augen entschwunden waren.

Als die Holzknechte dermaßen Alle angefahren waren, ging der Schopper zur Frau Kunigunde, die noch immer auf dem Stocke saß, machte eine kleine Verbeugung und sagte: „Also, Adlerwirthin, jetzt ist's an uns Zweien."

„Ist wohl doch keine Gefahr dabei?" fragte sie.

„Ihr seht ja, wie sie jauchzen unterwegs. In die ewige Seligkeit kann man nicht lustiger hineinfahren. Im Siebenbachwald giebt's halt keine so feinen Eisenbahnzüge wie in Geßnitz. Wir haben das lange Brettel mit zwei Sitzen. Ich setze mich voran, Ihr habt hinterwärts Platz. Nur frisch dran, Frau Adlerwirthin!"

„Es ist grauenhaft!" sagte die Frau.

„Nichts ist grauenhaft," lachte der Schopper. „In fünf Minuten sind wir unten. Kommt nur. Prächtig wird's."

„Ich will heut' ja noch weiterfahren."

„Freilich, Adlerwirthin. Nur hübsch anhalten. Sitzen wir fest?"

„Ich sitze."

„Also, im Gottesnamen!" Mit diesem Worte stieß der Schopper aus, und das Schifflein begann zu gleiten. Erst hielt der Mann mit beiden Händen den langen derben Stock in die Luft. Vorwärts ging's rasch und rascher. Steiler wurde die Bahn, und da sauste das Brett pfeifend dahin. Es schoß über den ersten Abgrund, es schoß durch den Erdeinschnitt, es schoß dem zweiten großen Abgrunde zu, und als es hoch über der Schlucht rasend schnell hinglitt, senkte ganz plötzlich der Schopper den Stock, stemmte ihn vor sich in die Riesen, da sprang das Fahrzeug hinten empor, schlug

Digitized by Google

über, und die beiden Menschen flogen in weitem Bogen durch die Luft — stürzten in die Tiefe.

Ein ganz kurzer Schrei gellte durch die abendlichen Lüfte, und dann war nichts mehr zu hören, als das rauschende Wasser in der Schlucht. — —

## Elfter Abschnitt.

„Du Alte!" schrie der Möstl in der Abachleuten seinem Weibe zu, als er von der Heuarbeit heimkam, „das wird nicht gehen, mit der Frieda, 's ist schad', aber fortschicken mußt sie. Das Umziehen mit einem verheirateten Menschen können wir ja nicht leiden. Hab' sie just wieder auseinandergejagt allzwei."

„Geh!" entgegnete das Weib, „bist doch nicht g'scheit! Schon wieder dagewesen ist er?"

„Soll ganz Kirchbrunn im Stich gelassen haben, sitzt jetzt da draußen im Zeilinger Hammer als Kohlenvermesser."

„Das ist sauber," sagte sie, „da hätten wir ihn alle Tag in der Hütten. Recht hart ist mir um die Magd, aber wenn sie's so macht, soll sie gehen, lieber heut' als morgen."

„Ein Plangen haben die Zwei zu einander, rein als ob's ihnen wär' angethan worden. Der Vorknecht Schopper soll ganz toll sein drüber, ich glaub's. Wenn nur da kein unliebsamer Handel herauskommt. Alte, der Schopper, wer ihn kennt, das ist ein gefährlicher Mensch!"

Noch sprachen sie so, als ein Holzknecht aus dem Siebenbachwald hereinstolperte. „Abrasten muß ich," sagte er als Gruß und setzte sich gleich auf die Bank. „Bist eh daheim, Möstl, ist mir recht. Habt es schon gehört? das groß' Unglück im Siebenbachwald? Gestern auf dem Abend. Beim

Digitized by Google

Abrutschen. Von der neuen Riesen in die Karwasserschlucht gestürzt!"

„Mutter Anna!" rief der Möstl aus. „Wer denn?"

„Er — der Schopper und ein fremdes Frauenzimmer!"

„Was sagst?"

„Die Adlerwirthin von Kirchbrunn soll's gewesen sein."

„Was sagst?" schrie der Möstl und lachte auf.

„Na ich danke, wer bei so was lachen kann!" sagte der Holzknecht.

„Ist nicht schlecht gemeint," redete das Möstlweib drein. „Der lacht alleweil, hat's Weinen und's Lachen in einem Sackel beisammen."

„Der Schopper und die Adlerwirthin!" murmelte der Möstl und faltete die Hände. „Aber Herr himmlischer Vater, ist das Dein Ernst?" Er lachte wieder.

„Wir können es uns auch gar nicht denken, wie es geschehen ist," berichtete der Bote. „Es kann was dahinterstecken. Wird schon aufkommen. Schauderlich, wer's gesehen hat! Von ihr ist kein Knocherl ganz verblieben. Bei ihm fehlt nur der Kopf."

„Aber mein Gott!" rief das Möstlweib, „wie soll sich denn ein Christenmensch so was zusammenreimen!"

„Ist nicht eine Magd Frieda bei Euch da?" fragte der Holzknecht. „An Die hab' ich ein Tüchel abzugeben. Ich weiß nicht, mir hat's der Schopper zugesteckt, gerade vor dem Unglück. Wir kennen uns nicht aus. Ein Knoten ist im Tüchel und ein Papierl ist drinnen, aber wir können Keiner lesen. Weil ich's versprochen hab', daß ich der Magd Frieda die Sach' übergeben will."

Alsbald wurde die Magd von der Wiese heraufgerufen.

Digitized by Google

„Du Frieda," redete der Möstl sie an, „der da, der hat was für Dich."

Mit Hast löste sie den Knoten, mit zitternden Fingern entwirrte sie das Papier, es war ein abgerissenes graues Streifchen, und darauf standen mit grobem Bleistift ungefüg geschrieben die folgenden Worte:

„Liebe Friederika!

Bin überflüssig, mach mich davon. Nehm auch eine Andere mit, die Euch im Weg möchte stehen. Mehr kann ich nicht thun für Dich. Sei glücklich mit ihm.

Schubhart Schopper."

— — — — — — — — — — —

Also hat sich's zugetragen. Und was wird jetzt geschehen sein? Alles Menschengeschick steht in Gotteshand, alles vollzieht sich nach seinem Rathschlusse, und fast nichts nach dem Sinne der Menschen.

Als die Magd Frieda in dem Opfertode des armen Waldmenschen seine unermeßliche Liebe zu ihr besiegelt sah, als das letzte Hinderniß gefallen war zwischen ihr und dem Adlerwirth, daß sie sich nun vor Gott und der Welt hätten können die Hände reichen — fand sie, daß ihre heiße Leidenschaft für Wolfram anfing zu schwinden. Was war das für ein Unterschied! Was sind die gewöhnlichen Männer für zage, gemeinsinnliche, engherzige Schelme gegen diesen einen einsamen, heldenhaften! Von diesem allein war sie geliebt worden mit einer Liebe, wie wenigen Weibern auf Erden sie zu Theil wird, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod. — Aber gekannt hat er es nicht, das Weibesherz, sonst hätte er im Voraus wissen müssen, daß sein Opfer umsonst ist.

Digitized by Google

An demſelben Tage, als die Reſte der beiden Verunglückten auf einem kleinen Alpenkirchhofe ſtill beſtattet worden waren, ſchrieb die Frieda einen Brief an den Adlerwirth:

„Lieber Wolfram!

Weil das geſchehen iſt, muß es aus ſein und ganz aus ſein bei uns Zweien. Er thät' immer zwiſchen uns ſtehen mit ſeinen blutigen Wunden. Ich habe wohl einmal gemeint, ich kunnt Dich glücklich machen, jetzt nimmer. Und im Unglück biſt ſchon genug geweſen. Du biſt frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag iſt der Hochzeitstag zwiſchen ihm und mir geworden. Ich bin ſein, und Du wirſt auch wieder eine Andere finden. Ich wünſche Dir alles Gute, und was vergangen iſt, das ſoll vergeſſen ſein."

* * *

## Nachwort zu dieſer Geſchichte.

(Als Ohrenbeichte an den Kritiker.)

Weil unſer Daſein ohnehin überreich an Drangſal und Leid iſt, ſo wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirthes von Kirchbrunn — in dem ſüßen Herzensleben junger Menſchen eine Idylle ſchreiben, mir und Anderen zur Ergötzung. Allein es iſt anders gekommen. Wie es im Leben ſich ſo häufig fügt, daß alles ganz anders wird, als der Menſch gehofft hat, kommt ſolches bisweilen ſogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erſtemal — ich geſtehe es — iſt es mir hier paſſirt, daß während der Entwickelung einer Geſchichte ganz von dem urſprünglichen Plane abgewichen wurde, weil ſich folgerichtig andere Dinge ereignen

Digitized by Google

mußten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem ist im Uebermuth und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen seine Luftschlösser zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt dichterisch zu schaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit sinnlich zu gestalten, nach göttlichen und dämonischen Gesetzen des Gemüthes zu handeln, da wird die Luftlinie verlassen und je nach der Bodenbeschaffenheit vorangegangen. Da ist es am besten, wenn der Dichter seiner Geschichte nicht vorangeht, sondern ihr folgt, wenn er sie nicht leitet, sondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt anthut, sondern dieselbe nach gegebenen Verhältnissen sich selbst frei vollziehen läßt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zu einander, und nun war die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entfaltung und eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird Einem auch oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Thaten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm, noch kalt. Wenn aber unvermuthet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermuth, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und

Digitized by Google

läßt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirth mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknechte, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirth verlangte: Laß' ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn Du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! — Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwickelung meiner Geschichte mit doppeltem Interesse folgte, war ich überzeugt, daß der Schopper-Schub den Adlerwirth ganz gewiß ermorden würde. Es kam anders, der weichmüthige Adlerwirth ward zu einem beklagenswerthen Dulder, seine Liebe zu Frieda suchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen seiner heimlichen Leidenschaft zusammengeführt wurde. Jetzt standen die Dinge so, daß der Schopper-Schub wohl ans Messer griff, aber nicht mehr zuzustoßen vermochte. Denn durch lange Entsagung war in seinem großen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die sinnliche Leidenschaft hinausgewachsen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glücklich machen das geliebte Wesen um jeden Preis. Ein zweites Wort sprach der Rechtssinn des Naturmenschen: Wenn die Zwei sich in der That lieben, so sollen sie sich haben. — In dem Augenblicke, als ich den armen Menschen in weher Verzichtung dahingehen sah, wußte ich freilich, daß da noch etwas geschehen würde. Ich glaubte nicht recht, daß der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und daß er selbst nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirthshause auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich

Digitized by Google

sie sehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachsucht gegen den durchgegangenen Mann war so groß, daß sie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, seine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als sie dem Schopper-Schub nachfragte und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper that, so fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das gräßliche Unglück auf der Holzriesen geschehen war. — Jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich füreinander geschaffen zu sein scheinen, zusammen heiraten! — Und da thut sich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da Solches sich zugetragen, mag sie keine Liebschaft mehr, und am wenigsten eine mit dem, der ihr so lange im Wege gestanden, dessentwegen sie den treuesten Menschen auf der Welt mißkannt und abgewiesen hat.

Wenn meine heiteren Geschichten auf solche Art enden, dann will ich mich zweimal besinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu schreiben. Und vielleicht thut auch jeder Andere wohl daran, sich zweimal zu besinnen, bevor er — sei es mit einer armen Magd, oder sei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältniß anhebt. Ist die Dichtung schon so schlimm, um wie vielmehr erst die Wirklichkeit ....

Von den wenigen Bekannten, die noch leben, haben wir uns gar nicht verabschieden können. Es ging zu schnell. Wenn der Chronist dieser Ereignisse sich schließlich selbst als einen alten Bekannten vorstellen wollte, als den kleinen, in den Sand verlaufenden Professor Nix, so wäre uns damit nicht sehr gedient. Als Figur in der Erzählung thut der kleine Nix zu wenig, seine Hauptleistung besteht darin, uns

Digitized by Google

die Geschichte übermittelt zu haben. Der Frieda und dem Wolfram hätten wir noch gerne die Hand gedrückt. Wenn schon die Jungdirn schrieb, daß, was vergangen ist, auch vergessen sein soll, so möchten wir ihnen doch für das, was kommen wird, alles Gute wünschen, vor Allem ein starkes Herz, welches die unvergeßlichen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft sich zu Nutzen mache

Digitized by Google

# Als ich den Himmlischen Altäre gebaut.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Wenn wir Kinder die Woche über brav gewesen waren, so durften wir am Sonntag mit den erwachsenen Leuten mitgehen in die Kirche. Wenn wir aber beim lieben Vieh daheim benöthigt wurden, oder wenn kein Sonntagsjöppel oder kein guter Schuh vorhanden, so durften wir nicht in die Kirche gehen, auch wenn wir brav gewesen waren. Denn die Schafe und die Rinder bedurften unser wesentlich nothwendiger als der liebe Gott, der nachgerade einmal Post schicken ließ: Leute, seid auf die Thiere gut, das ist mir so lieb wie ein Gottesdienst.

Wir blieben jedoch nur unter der Bedingung zu Hause: „wenn wir einen Altar aufrichten dürften". Gewöhnlich wurde uns das erlaubt, und zu hohen Festtagen stellte der Vater das Wachslicht dazu bei. Hatten wir unsere häuslichen Beschäftigungen vollbracht, etwa um neun Uhr Vormittags, während in der Kirche das Hochamt war, begann in unserem Waldhause Folgendes zu geschehen. Die Haushüterin, war es nun die Mutter oder eine Magd, hub an, am Herde mit

Digitized by Google

Mehl und Schmalz zu schaffen; der Haushüter, war es nun der Vater oder ein Knecht, holte von der Wand „die Beten" (den Rosenkranz) herab, vom Wandkastel den Wachsstock heraus, aus der Truhe das Gebetbuch hervor; und der kleine Halterbub, war es nun mein Bruder Jackerl oder ich, huben an, die Heiligthümer des Hauses zusammenzuschleppen auf den Tisch. Von der Kirche waren wir weit, keinen Glockenklang hörten wir jahraus und jahrein; also mußten wir uns selber ein Gotteshaus bauen und einen Altar. Das geschah zuhalb aus kindlichem Spielhange und zuhalb aus kindlicher Christgläubigkeit. Und wir — mein Bruder Jackerl oder ich), oder Beide zusammen — machten es so: Wir schleppten das alte Leben-Christi-Buch herbei, das Heiligen-Legenden-Buch, die vorfindlichen Gebetbücher, unsere Schulbücher, das Vieharzneibuch und jegliches Papier, das steif gebunden war. Solches gab das Baumaterial. Die Bücher stellten wir auf dem Tische so, daß sie mit dem Längenschnitt auf der Platte standen und ihre Rücken gegen Himmel reckten; wir bildeten daraus ein zusammenhängendes Halbrund, gleichwie der Raum des Presbyteriums. An die Wände dieses Halbrundes lehnten wir hierauf die papierenen buntbemalten Heiligenbildchen, welche in den Büchern zwischen den Blättern aufbewahrt gewesen, zumeist von Verwandten, Pathenleuten, Wallfahrten als Angedenken stammten und verschiedene Heilige darstellten. Die Heiligen Florian und Sebastian kamen in der Regel ganz vorne zu stehen, denn der Eine war gegen das Feuer, und der Andere gegen das Wasser, also gegen die zwei wilden Schrecken, die den Menschen alleweil auf kürzestem Wege den Himmlischen zujagen. An Namenstagen von uns, oder an sonstigen Heiligenfesten erweisen wir aber dem betreffenden Heiligen die Ehre, im Bildchen ganz vorne stehen zu dürfen.

Digitized by Google

Am Osterfeste, am Christtage fand sich wohl ein Osterlamm mit der Fahne, oder ein holdes Kindlein auf dem Heu. Letzteres wollte einmal am Christfeste mein Bruder nicht anerkennen, weil kein Ochs und kein Esel dabei sei, worauf der alte Knecht sich ganz ruhig zu uns wandte und sprach: „Die müsset halt ihr Zwei sein!"

Waren nun die aus Büchern beschriebenerweise geformten Wände mit solchen Bildlein, auch kleine in Glas gefaßte „Breverln" darunter, belehnt, so kam vom eigentlichen Hausaltare hoch oben in der Wandecke das Crucifix herab und wurde mitten in das Halbrund gestellt. Das war der eigentliche Mittelpunkt unseres Heiligthums. Vor dem Crucifix kam hernach der Wachsstock zu stehen und wir zündeten ihn an. Nicht zu sagen, welche Feierlichkeit, wenn nun das Kreuz und die Heiligenbilder röthlich beleuchtet wurden, denn so ein geweihtes Wachslicht giebt einen ganz anderen Schein, als die klebrige Talgkerze oder der harzige Brennspan, oder gar im Wasserglase das Oellichtlein, „welches bei der Nacht nur so viel scheint, daß man die Finsterniß sieht". Die Sonne, welche draußen leuchtete, wurde abgesperrt, indem wir die Fenster verhüllten mit blauen Sacktüchern, wir wollten den himmlischen Schein ganz allein haben in unserem Tempelchen. Wenn nun gar erst Allerseelen war und ein Bildchen mit den armen Seelen im Fegefeuer vor dem Kreuze lag, da gab's eine Stimmung, die zur Andacht nachgerade zwang. Knieten wir dann um den Tisch herum, so daß unsere Knie auf den Sitzbänken, unsere Ellbögen auf der Platte sich stützten, und beteten laut jene lange Reihe von Vaterunsern und Avemariens mit Ausrufung der „Geheimnisse" aus dem Leben des Herrn, welche der Rosenkranz, oder auch der Psalter genannt wird. Ich wendete während des ganzen Gebetes

Digitized by Google

keinen Blick von den bildlichen Darstellungen. Natürlich sah ich nicht das Papier und nicht die Farben, ja selbst die Bilder als solche nicht, ich sah die Heiligen leibhaftig, sie waren mir in der That anwesend, sie hörten freundlich auf unser Gebet, sie ließen uns hoffen auf ihren Schutz und Beistand in Tagen der Noth und Gefahr, sie nahmen gütig die Liebe unserer Herzen an, und also schlossen wir mit ihnen vorweg schon Bekanntschaft für die ewige Gemeinsamkeit im Himmel, der wir ja entgegenstrebten. — O welch ein herrliches Gut ist der Glaube, unendlich mächtiger, schöpferischer, beseligender, erlösender, als alles Wissen und Wähnen der Irdischen.

War endlich die Andacht zu Ende, so losch der Knecht die Kerze aus und wir hüpften aufs Fletz hinab; bald krochen wir freilich wieder auf den Tisch, um gemächlich den Tempel zu zerstören und seine Theile wieder an Ort und Stelle zu bringen, woher wir sie genommen, denn der Tisch sollte nun Schauplatz anderer Ereignisse werden. In der Küche war aus Mehl und Schmalz eine Pfanne voll Sterz geworden, und diese kam herein, um unsere sonntägige Andacht zu krönen. So war's der Brauch am Sonntag Vormittage von der neunten bis zur zehnten Stunde, während die Anderen in der Kirche saßen oder vor derselben sich für das Wirthshaus vorbereiteten. — Solches waren freilich freundlichere Wandlungen des Tischaltares, als es jene gewesen im Hause des Waldpeter. Hatten die aufsichtslosen Kinder in der Christnacht auf dem Tische aus Büchern und Papierbildchen einen Tempel gebaut, denselben mit einem nach unten halboffenen Buche eingedeckt und eine brennende Kerze in das Heiligthum gestellt. Noch zu rechter Zeit kam der Waldpeter herbei, um die auf dem Tische entstandene Feuersbrunst



Digitized by Google

zu löschen. Darauf soll es keinen Sterz gegeben haben, sondern Fische.

Noch erinnere ich mich an einen besonderen Tag. Ein gewöhnlicher Wochentag war's im Winter; ich beschäftigte mich in der dunklen Futterscheune, um mit einem Eisenhaken, dem Heuraffel, Heu aus dem festgetretenen Stoße zu reißen und in die Ställe zu tragen. Da fiel es mir plötzlich ein, ich müsse diese Arbeit bleiben lassen, in die Stube gehen und auf dem Tische einen Altar bauen. Die Mutter war mit meinem jüngsten kranken Schwesterchen beschäftigt, kümmerte sich also nicht um mich und ich stellte aus Büchern und Bildchen den gewohnten Tempel auf, als sollten die Leute nun zusammenkommen wie am Sonntage und beten. Wie ich hernach das hölzerne Crucifix hineinstellen wollte, that ich es nicht, sondern ging durch die Stube zu einer Sitzbank hin, über welche ich das Kreuz vermittelst eines Schnürchens an die Wand hing. Und da war es, als ob auch die Anderen ähnliche Gedanken hätten mitten im Werktage; der Vater wurde ins Haus gerufen, er holte aus dem Schrank den Wachsstock hervor, zündete ihn an, doch anstatt ihn an meinen Altar zu stellen, ging er damit ans Bettlein, wo das zweijährige Trauterl lag; sie begannen halblaut zu beten und die Mutter netzte mit Essig die Stirn des Schwesterleins. — Plötzlich hielten sie im Gebete ein, da war es still, so grauenhaft still, wie es bisher nie gewesen auf der Welt. Dann hub die Mutter an zu schluchzen, erst leise, hernach heftiger, bis sie, in ein lautes Weinen ausbrechend, sich über das Köpfchen des Kindes niederbeugte und es mit wilder Gier herzte und küßte. Das Schwesterlein aber that nichts desgleichen, die hageren Händchen auf der Decke ausgestreckt, im Gesichte schneeweiß, mit halbgeöffneten Augen lag es da;

Digitized by Google

die flachszarten Locken gingen nach rückwärts und waren noch feucht von dem Essig.

Der Vater trat zu uns übrigen Kindern und sagte leise: „Jetzt hat uns die Trauderl halt schon verlassen."

„Sie ist ja da!" rief der Bruder Jackerl und streckte seinen Finger aus gegen das Bett.

„Ihre unschuldige Seel' hat der liebe Herrgott zu sich genommen, sie ist schon bei den Engelein."

Wer von uns es nicht wußte, der ahnte nun, unsere kleine Schwester war gestorben.

Wir huben an zu weinen, aber nicht so sehr, weil das Schwesterlein gestorben war, sondern weil die Mutter weinte. In meinem Leben hat mich nichts so sehr ans Herz gestoßen als wenn ich meine Mutter weinen sah. Das geschah freilich selten, heute vermuthe ich, daß sie viel öfter geweint hat, als wir es sahen ....

Nun kamen die Knechte und Mägde herein, standen um das Bettlein herum und sagten mit flüsternden Stimmen Liebes und Gutes von dem Kinde. Der Vater kniete zum Tische, wo — siehe da! — der Altar aufgerichtet stand, und begann laut zu beten; er rief das Kreuz und Leiden des Heilandes an, seine heiligen Wunden, seine Todespein und seine Auferstehung. Er sagte den Spruch vom jüngsten Tage, wie auf des Engels Posaunenschall die Todten aus den Gräbern steigen werden. Ich sah alles vor mir. — Dunkel war's und dämmernd wie im Morgenrothe; der Himmel war verhüllt mit Wolken, die einen rothen Schein hatten, wie Rauch über dem Feuer. Aus allen Gründen — soweit das Auge reichte — stiegen Menschen aus der Scholle empor. Ich selbst sah mich hervorgehen aus dem Sarge, neben mir die Mutter, der Vater in langen weißen Gewändern, und



Digitized by Google

aus einem Hügel, der mit Rosen bedeckt war, kroch — schier schalkhaft lugend mit hellen Aeuglein — das Trauderl und hüpfte zu uns heran ....

Während wir beteten, senkte die Nachbarin Katharina das Leichlein in ein Bad, bekleidete es dann mit weißem Hemde und legte es auf ein hartes Bett, auf die Bank zur Bahre. Mit Leinwand ward es zugedeckt; an sein Haupt stellten sie den Wachsstock mit dem Lichte und ein Weihwassergefäß mit dem Tannenzweig. Vom Altare nahmen sie die Heiligenbildchen, um solche als letzte Gabe der kleinen Trauderl an die Brust zu legen. Der Vater hub an das Crucifix zu suchen, um es zu Häupten der Bahre hinzustellen, er fand es nicht, bis die Nachbarin Katharina sah, daß es schon an der Wand hing, gerade über dem Leichlein.

Also ist es gewesen, daß eine Stunde vor dem Sterben des Schwesterleins mir Ahnungslosem eine unsichtbare Macht die Weisung gab: gehe in die Stube, denn sie werden bald Alle hineingehen; baue den Altar, denn sie werden beten; hänge das Kreuz an die Wand, denn es wird dort ein todtes Menschenkind hingelegt werden.

Wir gingen hin und schauten die Trauderl an. Es ist nicht zu beschreiben, wie lieblich sie anzuschauen war, und wie süß sie schlief. Und da dachte ich daran, wie sie noch wenige Tage früher voll schallender Freude, glühend am Wänglein und glühend im Aeuglein, mit uns Versteckens gespielt. Sie versteckte sich immer hinter dem Ofen, verrieth sich aber allemal selbst, noch bevor wir an sie herankamen, durch ein helles Lachen.

Bald kamen die Nachbarsleute, sie knieten nieder vor der Bahre und beteten still. Im ganzen Hause war eine große Feierlichkeit und ich — der ich so umherstand und

Digitized by Google

zusah — empfand etwas wie Stolz darüber, daß ich eine Schwester hatte, die gestorben war und solches Aufsehen und solche Weihe brachte.

Nach zwei Tagen am frühen Morgen, da es noch dunkel war, haben sie in einem weißen Trühlein die Trauderl davongetragen. Wir Geschwister konnten sie nicht begleiten, denn wir hatten keine Winterschuhe für den weiten Weg nach dem Pfarrdorfe. Wir blieben daheim. Und als Alle laut betend davongezogen waren und das von dem Hause hinwegschwankende Laternlicht noch seinen zuckenden Schein warf durch die Fenster in die Stube herein, stand ich (meine Geschwister schliefen noch ruhsam in ihrer Kammer) eine Weile vor der Bank und schaute auf die Stelle hin, wo das weiße Gestaltlein geruht hatte. Das Weihwassergefäß war noch da, und beim Morgenroth, das matt auf die Wand fiel, sah ich dort das Kreuz hängen mit dem sterbenden Christus, der nun mein einziger Genosse war in der stillen Stube.

Ich nahm ihn von der Wand und begann ihn auszufragen, was die Seele der Trauderl denn wohl mache im himmlischen Reich. — Es ist keine Antwort auf Erden. Ich stellte das Crucifix wieder auf den Hausaltar, der hoch im Wandwinkel war, und dort stand es in heiliger Ruh, es mochte Kummer sein in der Stube oder Freude, beides war oft und manchmal im raschen Wechsel, wie es schon geht auf dieser Welt.

Nach Jahren, als eines Tages meine ältere Schwester mit niedergeschlagenen Augen in der Stube umging, angethan mit rosenfarbigem Kleide und dem grünen Rosmarinstamm im braunen Haar, und ein schöner junger Mensch unfern von ihr stand, sie heimlich anblickend in Glückseligkeit, hob ich meinen

Digitized by Google

lieben Christus wieder einmal auf den Tisch herab, ob er vielleicht zusehen wolle, was da war und werden sollte.

Da traten die zwei jungen Leute vor den Tisch hin, nahmen sich an der rechten Hand und sagten ganz leise — aber wir hörten es doch Alle — „Wir wollen treu zusammen leben, bis der Tod uns scheidet."

Auf meinem Lebenswege bin ich schon an vielen Altären vorübergewandelt. An Altären der Liebe und des Hasses, an Altären des Mammons und des Ruhmes — ich habe jedem geopfert. Aber mein Herz, mein ganzes Herz habe ich nur an jenem einen Altar niedergelegt, der einst in der armen Stube des Waldhauses gestanden. Und wenn ich weltmüde dereinstmalen die Himmelsthür suche, wo kann sie zu finden sein, als in dem dämmernden Wandwinkel über dem Tische, wo das kleine hölzerne Crucifix gestanden. Kreuze habe ich gesehen aus Gold und an Ehren reich, Kreuze aus Elfenbein, geschmückt mit Diamanten, Kreuze, an welchen Weihe und Ablaß hing — bei keinem habe ich je Gnade gefunden. Das arme Kreuz in meinem Vaterhause wird mich erlösen.

Digitized by Google

# Vom Anderl sein Tabakgeld.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Der Einleger Anderl hatte auf dieser Welt schon mit Allem abgewirthschaftet. Er hatte einmal einen großen Bauernhof gehabt, der war verprocessirt worden. Dann hatte er ein kleines Häusel besessen, das war vertrunken worden. Dann hatte er noch eine silberne Uhr gehabt, die war verspielt worden. Hernach hatte er sich auf das Bauerndienen verlegt, dabei war er alt geworden. Alt, mühselig und arm. All das Bedürfniß und Glück des einst so herrischen, anspruchsvollen Mannes hatte jetzt in einer Tabakspfeife Platz — so gut hatte ihn das Leben erzogen. Schwerhörig und halbblind, den Krampf in den Händen und die Gicht in den Füßen! Wenn's nur in der Pfeife gloste und er am Rohre sog, so machte er keinen Einwand und war schier in säuerlich-süßer Laune.

In die Kirche gehen wollte er manchmal, denn der Anderl stellte sich vor, er habe sein Lebtag hübsch christlich gelebt, und so mochte er den guten Brauch in den alten Tagen nicht gerne abkommen lassen. Aber die Gicht, das

Digitized by Google

war ein hölliſch gottloſer Kamerad, die hinderte ihn an dem Beſuche des Amtes und der Predigt, und ſo wimmerte der Alte manchmal in einer frommen Sehnſucht: Wenn ich nur wenigſtens ins Dorf zum Tabakkrämer kunnt kommen! Auch das war ihm verſagt, und ſo wendete er ſich eines Tages zu mir, der ich ein zehnjähriger Knabe war in demſelben Hauſe.

„Heut' iſt der heilige Chriſttag ſchon wieder," ſagte er. „Gehſt Du in die Kirchen, Peter, ſo ſei halt ſo barmherzig und trag mir mein Vermögen mit. Kauf' damit beim Kramer drei Packeln Tabak — ordinären — kriegſt acht ganze Kreuzer heraus und bring mir alles fein und fleißig heim. Nachher biſt dafür brav eine ganze Wochen lang." Damit gab er mir einen Silberzwanziger, den er am heiligen Abend vom Armenvater als ſeinen Theil des eingegangenen Armengeldes erhalten hatte.

Ich war natürlich gerne bereit, mein Bravſein auf eine ganze Woche lang zu verſichern, übernahm den Auftrag und ging in die Kirche, wo ich hübſch noch zum Roſenkranz zurecht kam. Ich war ſchon zur ſelben Zeit manchmal ſehr andächtig, und ſchon zur ſelben Zeit manchmal gegen die unrechte Seite hin. Alſo erinnere ich mich, daß an jenem Chriſttage in der Kirche während des Roſenkranzgebetes mir allerhand Scrupel kamen, was man ſich nur unter den Roſenkranzgeheimniſſen: „Den Du, o Jungfrau, vom heiligen Geiſt empfangen haſt!" „Den Du, o Jungfrau, im heiligen Leib getragen haſt!" vorzuſtellen habe. Denn andächtig beten, das war mir vom Pfarrer oft und oft ans Herz gelegt worden. Heute kam ich aber zu nichts Rechtem und da dachte ich: Iſt das wieder einmal ein läſſiges Daſitzen in der Kirche, an einem ſo heiligen Tage! Ich bin eigentlich doch ein ſpottſchlechter Kirchengeher!

Digitized by Google

Als hernach das Hochamt kam, auf dem Chore die Pauken und Trompeten schallten, am kerzenumstrahlten Altare der Pfarrer stand und die Messe las, huben die Leute plötzlich an in ihren Stühlen aufzustehen, und begannen (nicht bloß die Weiber, auch die Männer) im Gänsemarsch durch die Kirche zu wandeln, um den Hochaltar herum, und dann wieder zurück in die Stühle. Der Opfergang. An hohen Festtagen pflegten nämlich die Leute während des Amtes einen solchen Rundgang zu machen, um an dem Altare im Angesichte des Pfarrers auf einen dafür bereitstehenden Zinnteller kleine Geldgaben für die Kirche hinzulegen. Ich hatte mich an solchem Opfergange jedesmal betheiligt, um entweder im Auftrage meines Vaters, oder aus eigenem Antriebe einen oder ein paar Kreuzer auf den Teller zu legen. Machte dabei auch allemal eine gute Meinung, sei das Opfer nun zur Erlangung eines fruchtbaren Jahres, oder zur Genesung eines Kranken, oder um Segen für ein anderes, irgend etwas wollte ich für meinen Kreuzer haben; hatte doch der Pfarrer einmal gepredigt: „Es wird alles vergolten. Geschenkt braucht der Herr des Himmels und der Erde nichts von Euch."

Natürlich erhob an diesem Christtage auch ich mich und schloß mich der Reihe an, in welcher Jeder und Jede unterwegs zum Altar in den Sack griff und aus dem Geldtäschlein die Münze hervorneſtelte. Auch ich suchte nach meiner Gabe, und nun stellte es sich schreckbar klar heraus, daß nicht ein einziger Kreuzer in der Tasche war. Der Silberzwanziger des Einlegers Anderl war das ganze Um und Auf, sonst nicht ein Pfennig und nicht ein Knopf! — Was war zu thun? Wieder umkehren zu meinem Stuhl? Sie hätten mich heidenmäßig ausgelacht. Ruhig in der Reihe bleiben und ruhig am Zinnteller vorbeitrotten, als ob er mich nichts

Digitized by Google

anginge? Der Pfarrer stand aber daneben und konnte Jedem auf die Finger sehen. Meine Finger unter dem Rock wollten sich bereits an einem Hosenknopfe vergreifen, aber diese Knöpfe waren nicht mehr von Messing, wie einst in der guten, alten Zeit, sondern von schwarzem Hornbein, also für den Teller vollkommen unmöglich. Vor Gott hätte ich mich nicht gefürchtet, Einer, der den Willen fürs Werk nimmt, hätte auch einen Hosenknopf für den Groschen genommen — aber der Pfarrer! — In solcher Bedrängniß flüsterte ich dem Nachbar Veitelbrunner zu, der just vor mir ging, ob er mir nicht um Gotteswillen einen Kreuzer borgen wollte? — „Ah, Du wärest schlau!" flüsterte der Veitelbrunner zurück, „ausgeliehenes Geld opfern! Damit wäre es freilich keine Kunst, sich den Himmel zu kaufen." Und schaute seitab. — Also kein anderes Mittel mehr, als sich vergreifen an fremdem Gut! Ehe ich mich der Gefahr aussetze, daß der Pfarrer auf mich deutend laut rufen könnte: „Was läufft denn Du mit, wenn Du nichts giebst!" und die Leute Alle ihre Hälse reckten, um den zu sehen, der mitläuft und nichts giebt — ehevor opfere ich das Tabaksgeld des alten Anderl. Länger zu überlegen war überhaupt nicht mehr Zeit; so himmlisch langsam die Reihe sich auch voranbewegt hatte, endlich war ich doch am Zinnteller. Den Silberzwanziger erkrabbelte ich rasch im Sack und legte ihn drauf. Nachher ging's wieder zurück zu meiner Bank. — Jetzt wartete ich auf ein Wunder. Der Herr hat's gesehen, wohin der Zwanziger gelegt worden ist, er weiß auch, daß der alte Anderl keine Freud hat auf der Welt, als das bisserl Rauchen, und endlich kann sich's Jeder denken, was mir bevorsteht, wenn ich ohne Tabak und ohne Geld heimkomme. Das Wunder braucht ja nicht so groß zu sein, wie etwa die Speisung von fünftausend Mann in der Wüste —

Digitized by Google

nur ein ganz kleines Wunderlein, in der Größe eines Silberzwanzigers! — Nein, nichts. Der Sack war leer und blieb's.

Gut, denke ich, wie das Amt aus ist und wir vor der Kirche so ein Weilchen umherstehen, ohne zu wissen warum: wenn Gott kein Wunder wirken will, so muß der Mensch eins versuchen. Zum Krämer ging ich hinein, hauchte mehrmals recht stark auf die Fingerspitzen, weil sie froren, und als man fragte, was ich wünsche, antwortete ich: „Drei Packeln Tabak — ordinären!" und als ich sie hatte: „Dank schön, bezahlen werde ich sie am nächsten Sonntag" — und zur Thüre hinaus. Der Krämer mochte mir wohl ein wenig verblüfft nachgeschaut haben, weiter war aber nichts, und das Wunder war geschehen: Einem zehnjährigen Lecker hatte der Mann drei Packeln Tabak geborgt.

Gut. Als ich nach Hause kam, ward ich schon mit Spannung erwartet vom alten Anderl. „Zu Weihnachten sind ja die Rauchnächte," keifelte er, „wenn der Mensch nichts zu rauchen hätt', das wär' so was!"

Mit einer ganz niederträchtigen Ruhe gab ich den Tabak ab — das erste Packel — das zweite — und das dritte. Der Alte hielt aber immer noch eine hohle Hand her.

„Drei hast gesagt soll ich bringen, da sind sie."

„Drei, wohl wohl, drei," sagte er, „geht schon aus, drei Packeln. Und was Du herauskriegt hast?"

— Jesses, die acht Kreuzer! — Wie nach einem Donnerschlag, so war mir die Zunge gelähmt. Natürlich, wenn man nicht weiß, was zu sagen ist! Eingefallen wär's mir im Augenblick: Theuerer ist er worden, der Tabak! Oder: Einen ordinären haben sie nicht gehabt, da hab' ich einen besseren genommen! Aber — fiel mir noch rechtzeitig ein — mit einer Lüge machst Du Dein Christopfer nicht wett; die

Digitized by Google

Wahrheit kannst zwar auch nicht sagen, wenn Du nicht als ein unerhört dummer Junge dastehen willst. Da laß es lieber auf ein zweites Wunder ankommen.

„Anderl!" sagte ich sehr laut, „die acht Kreuzer möchtest mir wohl schenken zum Botenlohn."

„Ich werde Dir schon einmal was schenken," antwortete der Alte, „meine Gicht, wenn Du magst. Aber die acht Kreuzer brauch' ich selber. Gieb sie nur her."

„Anderl, ich hab' sie nicht, mein Sack hat ein Loch."

„Ah so, verzettelt hast sie," sagte der Alte, „na, nachher kannst mir sie freilich nicht geben." Er klopfte sich die Pfeife aus, und abgethan war's.

Ein Loch hatte mein Sack freilich, sonst könnte man nichts aus- und einthun, aber redlich war's nicht von mir und mein festes Vornehmen war, dem Einleger seine Sach zu vergüten, sobald als möglich.

Sobald als möglich! Woher denn nehmen? Wie ein Stabsofficier, so stak ich jetzt mitten in Schulden und der Silberzwanziger lag im Kirchenschatz und rührte sich nicht.

Nach Neujahr hub wieder die Schule an, allein ich ging nicht auf geradem Wege zu ihr, sondern auf weiten Umschlichen durch die Obstgärten. Der gerade Weg führte nämlich am Krämer vorbei. Dieser stand wohl einmal vor dem Schulhause, als ich eintrat, schaute mich auch so ein wenig krumm an, sagte aber nichts, und ich trachtete, daß ich ihm aus den Augen kam.

Da war es eines Tages nach der Schule, daß mir der Lehrer auftrug, ich sollte in den Pfarrhof gehen, der Hochwürdige hätte etwas mit mir zu sprechen.

— Jetzt! dachte ich, jetzt geschieht das Wunder! — Er giebt das Geld zurück.

Digitized by Google

Doch der Pfarrer, als ich vor ihm stand, machte nicht jenes Gesicht, wie man es hat, wenn man Geld zurückgeben will. Sehr strenge blickte er mich an, daß ich gleich wie ein armer Sünder meine Augen zu Boden schlug.

„Peter," sagte er endlich mit einem Gemisch von Ernst und Güte, denn er war mir sonst nicht schlecht gewogen. „Peter, mache jetzt keine Geschichten. Gieb die Pfeife her!"

„Die Pfeife?" fragte ich ganz treuherzig.

„Gieb sie nur her und leugne nicht! Du rauchst!"

„Nein, Herr Pfarrer!"

„Ich habe einstweilen Deinem Vater nichts gesagt. Wenn Du das Zeug willig hergiebst und mir versprichst, das Laster sein zu lassen, so braucht's das Schlagen nicht."

„Ich thu' aber nicht rauchen!" rief ich laut.

Da hob er den Finger und sagte: „Aufs erste ein zweites Laster! Mich, Deinen alten Katecheten, belügen? — Du bist verrathen."

„Wer hat's gesagt?" begehrte ich auf.

„Der Krämer selber, bei dem Du den Tabak holst und schuldig bleibst."

Hell aufgelacht habe ich jetzt, und nachher sachte angefangen zu weinen.

„Also, siehst Du? Siehst Du's jetzt ein?" fragte er fast freundlich.

Nun mußte freilich alles heraus. „Den Tabak beim Krämer habe ich nicht für mich gekauft, sondern für den Einleger Anderl, der hat mir wohl einen Silberzwanziger mitgegeben."

„Und was hast Du damit gemacht?"

Ich wollte etwas erwidern, stotterte aber nur.

Digitized by Google

„Heraus mit der Farbe!“ rief der Pfarrer. „Was haſt Du mit dem Silberzwanziger gemacht?“

„Am Chriſttag — auf — auf den Zinnteller geworfen.“

„Auf den Opferteller? Du? Du wärſt es geweſen, der den Silberzwanziger hingelegt hat? Und Geld, das nicht Dein Eigen war! Was fiel Dir denn ein?“

„Weil ich keinen Kreuzer hab' im Sack gehabt. Und ſo viel geſchämt . . .“

„Flenne nicht, Peter,“ ſagte nun ruhig der Pfarrer. „Wenn es ſo iſt, ändert ſich die Geſchichte.“

„Hab' den Tabak müſſen ſchuldig bleiben und bin auch dem Anderl noch ſchuldig davon,“ ſchluchzte ich, wahrſcheinlich mit dem Aermling über die Augen fahrend, weil ſo ein zehnjähriger Junge ſelten ein anderes Taſchentuch hat.

„Narrl, Narrl!“ lachte der Pfarrer. „Dem lieben Herrgott haſt Du das Geld gegeben. Und er hat Dich ſitzen laſſen.“

„Ja!“ deutete ich mit dem Kopf.

„Das ſcheint nur ſo, mein Junge,“ ſagte er und ſtrich mit der Hand mir das Haar aus der Stirn, „der liebe Herrgott läßt Keinen ſitzen. Beſſer verzinſt Keiner als der! Peter, mich hat's nach der Durchſicht der Opfergaben ohnehin gewundert, daß in meiner Gemeinde Einer iſt, der um einen ganzen Silberzwanziger Vertrauen zum lieben Gott hat. Konnte mir's aber nicht denken, wer. — Jetzt haben wir ihn. — Und da haben wir noch Einen!“

Der Pfarrer machte ſeine Geldtaſche auf, nahm mit zwei Fingern zierlich einen Silberzwanziger hervor: „Es iſt zwar nicht der nämliche. Dem Herrn wollen wir das Seine laſſen, es wächſt ſich bei ihm auf höhere Zinſen aus, wenn Du brav bleibſt. Den da, den nimmſt von mir und bezahlſt

Digitized by Google

Deine Schulden. Und wir Zwei, die wir heute nähere Bekanntschaft miteinander gemacht haben, wollen gute Freunde bleiben. So, jetzt kannst zum Krämer gehen."

Der Krämer fand es ganz selbstverständlich, daß ich meine Schuld beglich, nicht so aber der alte Anderl.

„Du willst mir da die acht Kreuzer erstatten!" rief er barsch aus, als ich ihm die Münzen vorhielt. „Lump, kleiner, Du wirst es weit bringen, wenn Du allemal Deine Schulden bezahlen willst! Ja, ja, ich nehm's schon. So was kann ich brauchen. Aber für ein andermal sei gescheiter!"

Schulden habe ich später noch oft gehabt, aber „gescheiter", wie es der alte Anderl gemeint, bin ich nicht gewesen. Er selber war mir ein zu schlimmes Beispiel von dem Erfolg seiner Grundsätze. Daß ihm nichts war geblieben, als ein bißchen Tabak — und ordinärer!

Digitized by Google

# Die Stadt im Walde.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Zu keiner Zeit bin ich so früh und so unsanft geweckt worden, als in jenen Jahren, da der Mensch am süßesten schläft. Ein acht- bis zehnjähriger Bauernjunge soll zweien Herren dienen: dem Bauern, und dazu muß er wachen, der Frau Natur, nach deren Anordnung er zu wachsen und zu gedeihen hat, und dazu soll er recht viel schlafen.

Wenn man im Strohbett auf dem Dachboden liegt und so recht mitten drin ist im Schlafen und Wachsen, und plötzlich pocht unterhalb ein Holzscheit, daß der Staub aufwirbelt, den der Holzwurm losgebissen hat in den Dielen, da geht's wie ein heißer Riß durch alle Nerven. Schlaftrunken taumelt man empor und stößt sein Haupt an die Dachbretter, denn es ist rabenfinster; fiebernd und huschend fährt man ins Beinkleid, denn es ist kalte Winterszeit. Unten in der Stube brennt der Leuchtspan, auf dem Tische steht eine warme Milchbrühe und ein wohlgeschmorter Brennsterz, allein der taumelnde Junge ist zum Essen noch nicht aufgelegt. Er nimmt aber doch den Beinlöffel und schaufelt, denn er weiß,

Digitized by Google

es wird Tag werden und es wird wieder Abend werden, bevor er das Mittagsmahl bekommt.

Dann mit dem Knecht hinaus in den Stall, zwei Paar Ochsen einweben (einjochen), sie auf holperigem Schneepfad hinabführen in den Graben, sie dort an Kohlenfuhren spannen, die Abends vorher durch ein anderes Fuhrwerk aus der „Stadt" gekommen sind, und diese Kohlenfuhren den drei Stunden langen Weg, der unter den schwerfälligen Ochsenfüßen ein vierstündiger wird, hinausschleppen in das Mürzthal zum Eisenhammer: das hat zu geschehen und es geschieht. Voran der Knecht mit seiner Krippenfuhr, hinten drein der Knabe mit seiner Krippenfuhr. Das Gesicht ist mit einem Tuchlappen verbunden, daß nur die rothe Nasenspitze ein bißchen hervorguckt, die Hände stecken in einem Paar Wollenfäustlingen, das Lodenjäckel ist mit einem Strick enge um den Leib gebunden — das geht, allein die Füße sind nicht so glücklich; die müssen in ihrem verwaschenen Schuhwerk auf Schnee und Eis dahertrotten, langsam wie die Ochsen an ihren schweren Schlittenfuhren, und um sich doch durch Bewegung möglichst vor Kälte und Frost zu schützen, schlägt der Knabe fortwährend mit den Schuhen aneinander, daß es ordentlich klingt im gefrorenen Leder. Und dazwischen das langweilige „Hi, Hott!" und das Fächeln mit der Peitsche und das Aechzen der Fuhre — und in der Krippe knistern manchmal die Kohlen, als ob noch Feuer in ihnen wäre — so kriecht's mühsam voran.

Endlich wird es Tag, endlich geht die Sonne auf, da kommen unsichtbare Messer, die an Wangen und Nase noch schärfer schneiden als die Nachtluft, und der Schnee winselt unter den Schlittenkufen. Da die Straße sich mählich gegen das Mürzthal senkt, so kommt man aus der kalten Sonne,

die nur auf den Höhen ſcheint, in den Nebel; die Wälder ſind ſilberweiß von Eisnadeln und das Waſſer in den Gründen quillt hie und da ſulzig aus ſeiner Eisdecke hervor, und der Athemhauch aus dem Munde der Fuhrleute, aus den Mäulern der Rinder wird eine Dampfwolke, deren Bläschen als Schneeſtaub zu Boden fallen. In ſolchen Tagen kann man ſich's gar nicht vorſtellen, daß es noch einmal Sommer werden ſoll auf Erden.

Schon lange hat man das Pochen des Eiſenhammers gehört, denn der kalte Winter iſt ein guter Schallleiter; endlich treten aus dem Nebel die dunklen Maſſen der Schlackenhaufen und der roſtbraunen Eſſen hervor. Der „Fachter" kommt, ein Beamter, welcher ſich von dem richtigen Maße der Kohlenfuhr überzeugt. Der Knecht hat ein ſchmales Holzbrettchen mit kleinen Einſchnitten bei ſich, den „Roſch", in welchen der Fachter den Empfang der zwei Kohlenfuhren mit zwei neuen Einſchnitten beſtätigt. Dann werden die Kohlenkrippen vom Schlitten geſtürzt und die Fuhrwerke heben ihre Rückfahrt an. Aufwärts mit leeren Krippen geht's nicht beſſer, wie abwärts mit vollen. Im Graben, wo ſie des Morgens die ſchweren Fuhren vorgefunden, laſſen ſie jetzt die leeren Krippenſchlitten ſtehen und kehren am dunklen Abend ausgefröſtelt und hungerig heim, um am nächſten Tage mit neuen Fuhren, die mittlerweile Andere aus der „Stadt" bringen, denſelben Weg wieder zu machen. Der Bauer verdiente ſich damals mit vier Ochſen, zwei Krippen, einem Knecht und einem nichtigen Jungen täglich zwei bis drei Gulden. Um das kann man ſich ſchon ein paar verfrorene Finger und Zehen und Naſen gefallen laſſen, beſonders wenn ſie nicht am eigenen Leib hängen, ſondern dem Knecht und dem Stalljungen gehören.

Digitized by Google

Auch ich hab's einmal einen Winter lang mitgemacht als Kohlenführerjunge. Wir ſchleiften die Fuhren vom Alpel den Alpſteig herab ins Mürzthal zum Eiſenhammer, der neben dem Schloſſe Feiſtritz ſteht. Damals in der kümmerlichen Kleidung und in der Noth des Froſtes habe ich nicht ahnen können, daß einmal Frühling kommen, und daß ich in demſelben Schloſſe Feiſtritz einmal ein Schloßfräulein zur Braut holen würde, wie es thatſächlich zwanzig Jahre ſpäter geſchehen iſt.

Damals als Knabe hatte mich an der ganzen Kohlenwirthſchaft vor Allem die „Stadt" intereſſirt, von welcher die Fuhren kamen, die wir dann von unſerem Graben aus weiterzuſchleppen hatten. Und da ſagte mir mein Vater einmal: „Wenn Du jetzt fleißig Kohlen führſt, Peterl, ſo will ich Dich im Sommer, wenn's grün iſt, einmal in die Stadt führen."

Es ging langwierig, der März trieb's krauſer als der December, vergrub den Kohlenweg mit Schnee, ſo daß unterwegs etliche Fuhren ſtecken blieben, die ſchwarze Krippe ragte als weißes Hügelchen auf weitem Schneeplane. Aber endlich wurde es grün. Ganz ſachte zuerſt, denn der Raſen, auf dem der Schnee geſchmolzen, war fahl wie eine Bettlerjoppe. Aber dieſe Joppe begann ſich nun zu ſchmücken wie ein Bräutigamsrock: zuerſt mit ganz kleinen Maßliebchen, dann mit gelbleuchtenden Löwenzähnen, mit Schlüſſelblumen, mit Vergißmeinnicht, mit Kleeblüthen, mit Roſen — und Pfingſten war da! O Wunder Gottes, daß alljährlich die Welt ſo von den Todten auferſteht! Daß wenige Monate nach kalter Starrniß ein Lodern und Leuchten kann ſein allerwärts, und ein Singen und Klingen in allen Wipfeln. Wir ahnen es nach unſerem eigenen lebensfreudigen Weſen, daß jeglicher Creatur wohl



Digitized by Google

sein muß um diese Zeit; was aber das Glänzen und Klingen und andere Schönheit betrifft, die haben wir unseren Augen und Ohren, unseren Sinnen zu verdanken, welche die Schönheit nicht etwa vermitteln (denn außerhalb des Menschen ist sie gar nicht), sondern sie in ihm als solche erst wecken. Unser Organismus ist eine so herrliche Anstalt zum Genusse der Welt, daß wir — meine ich — dem Schöpfer dafür nicht genug danken können. Er hätte uns ja in ewigen Winter begraben können, wie den Eisbären, oder in ewige Nacht, wie den Maulwurf, oder in ewige Stumpfheit, wie die Auster. Er wäre uns keine Verantwortung schuldig gewesen. Aber er gab uns ein Auge mit einem Meer von Licht und Farbe, ein Ohr mit einer Welt von Klängen, ein Herz mit einem Himmel voll Freude, die durch äußere Erscheinungen nur angeregt werden dürfen.

Ich glaube, da schwärmt Jemand! Verzeiht, es ist ja Frühling. Und Frühling war's an jenem sonnigen Pfingstsonntag, als ich an der Seite meines Vaters eine Waldschlucht entlang ging — gegen die Stadt. Es war jene tiefe Engschlucht, welche zwischen den Bergzügen des Hochbirstling und des Teufelsstein sich in langen Windungen hinanzieht.

Ein luftklares Wasser rauschte uns entgegen; an den dunkelgrün bemooften Steinblöcken gischtete es weiß wie Schneeflaum, in den stillen Tümpeln glitten, jetzt langsam sich wiegend, plötzlich blitzschnell hinschießend, die Forellen. Wir schritten dahin unter dem Schatten langästiger Fichtenbäume, an deren Zweigen die jungen, zarten, lichtgrünen Triebe prangten. Die Schlucht wurde immer enger, das Wasser immer wilder, der Wald immer finsterer; „und der Stadt," sagte mein Vater, „kommen wir immer näher."

Digitized by Google

Kein Mensch begegnete uns auf dem schmalen, hohl ausgefahrenen Wege, der schwarz vor Kohlenstaub war. Ein scharfer Rauchgeruch prickelte in die Nase. Plötzlich weitete sich die Schlucht und das Auge konnte frei hinfliegen auf die Berghänge, an welchen weithin gefälltes und entschältes Holz lag. Zwischen herab zogen die langen Riesen, die aus glatten Baumstämmen gezogenen Rinnen, an welchen die Holzblöcke herabgerutscht kommen in das Thal. Das Engthal selbst hat sich zu einem Kessel geweitet, in welchen von den Waldhöhen herab mehrere Gräben und Wässer ausmünden. Und hier auf ebenem Wiesengrunde stehen zwanzig bis dreißig Hütten, in welchen die Holzer und Kohlenbrenner wohnen, dazwischen rauchende Meiler und mit schwarzglänzenden Kohlen gefüllte Bretterbarren.

Das war die „Stadt". So wurde in der ganzen Gegend die Kohlstätte genannt.

Des Festtages wegen ruhte alle Arbeit und waren nur einige Kohlenbrenner anwesend, um die glosenden Meiler zu bewachen. Am Kopfe eines Brunnentroges, aus dessen Ständer der mächtige Quell sprudelte, saß ein Weib. Es hatte ein kleines Kind auf dem Schoß, und drei andere gausterten herum und plätscherten mit Händen und Füßen im Wasser. Das Weib hatte ein Gebetbuch in der Hand und las darin, soweit die Kinder daran nicht hinderten und so gut sie es eben gelernt hatte, ihre Pfingstandacht. Sie kannte meinen Vater sogleich, war er doch ein weitläufiger Vetter zu ihr, und sie fragte, wieso das käme, daß wir heute daherstiegen?

„Wir wollen zu den Feiertagen doch in die Stadt gehen!" sagte mein Vater schalkhaft.

„Ihr geht herein und Unsereins möcht' hinaus," versetzte die Kohlenbrennerin, die ein rundes Gesichtel und

Digitized by Google

braunes, glatt gekämmtes Haar hatte. „Ueber ein Jahr ist's gewiß schon, daß ich in keiner Kirche mehr gewesen bin."

„Bist 'leicht eine Heidin worden?" neckte mein Vater.

„Vor lauter kleinen Kindern alleweil!" seufzte sie. „Er ist die längst' Zeit nicht daheim und ich bin angehängt wie ein Kettenhund. Ist das Eine aus den Windeln, so braucht das Andere hinein. Es ist ein helles Kreuz; in diesen Stucken ist halt der Herrgott allzufreigebig."

„Du wirst es sein," sagte mein Vater, und wir trotteten langsam weiter zwischen den geschwärzten Hütten, kümmerlichen Salatgärtlein und träge rauchenden Meilern hin.

Dort und da stand ein rußiger Geselle, riß mit einem Eisenkrampen dem Meiler die glühende Brust auf und kraute Kohlen hervor. Auf diese Kohlen goß er Wasser, bis alle Gluth gedämpft war, aber sie knisterten noch lange. Mein Vater hob ein Stück Kohle auf und schaute es prüfend an. Er verstand etwas davon. Wir hatten auch in unserem Walde eine Kohlenstatt gehabt, auf der er zur Winterszeit selbst der Köhler gewesen; ich half ihm dabei, und zwar so, daß er die Kohlen brannte, das Feuer störte und dämpfte, ich aber die Milchsuppe aß, die uns die Mutter in den Wald geschickt hatte. — Unter einem Hollunderstrauch setzten wir uns nun nieder und aßen Brot und Salz, das der Vater mitgenommen hatte. Nachdem ich mehrmals scharf in mein Stück gebissen hatte, that ich die Frage: „Vater, woher kommen denn die kleinen Kinder?"

Er schaute ernsthaft auf mich her und sagte: „Was geht denn das Dich an? Du hast heut schon wieder Dein Haar nicht gekämmt!"

Ich strählte es mit den Fingern glatt, und da fiel es mir ein, daß ich zum Brunnen laufen und mich auch waschen könnte

Digitized by Google

Ich lief zum Brunnen, wusch mit den Händen mein Gesicht, die Kohlenbrennerin legte ihr Gebetbuch weg, nahm ihre blaue Schürze und trocknete mich damit ab. Als das geschehen war, schaute ich das kleine Ding an, welches sie auf dem Schoß hielt und welches sie jetzt, da es zu piepsen begann, an die Brust nahm, und ich fragte: „Woher kommen denn die kleinen Kinder?"

„Sie kommen von Vater und Mutter," antwortete das Köhlerweib ganz ruhig.

„Wie ist denn das?" fragte ich wieder.

„Ja," sagte sie, „wenn sich Vater und Mutter halt rechtschaffen gern haben, da legt der liebe Gott zum Lohn zwischen sie ein kleines Kindlein hinein. Das gehört ihnen."

„So!" sagte ich, kümmerte mich nicht weiter drum, lief dem Bache zu, um mit der Hand Forellen zu fangen.

Mittlerweile hatte, wie ich später erfahren, mein Vater mit dem Weibe geplaudert.

Er war hinter dem Brunnen gestanden, trat dann hervor und sagte:

„Nau, ihr Zwei, Du und mein Bub, führt schöne Gespräche miteinander!"

„'s ist aus der Weis, wie man die Kinder anlügt!" rief sie.

„So?" sagte mein Vater. „Wenn die Wahrheit kitzlich wäre, so hätt' sie geschrien, so nahe bist ihr kommen."

„Wenn sich Vater und Mutter recht lieb haben!" sprach das Weib und verdeckte mit der Schürze ihr Gesicht. „Von Liebe weiß ich nichts, und Junge wie die Kaninchen. Er geht aus und geht heim, trinkt, spielt, rauft, schaut mich nicht an, sagt nie ein gutes Wort zu mir, auch geschlagen hat er mich — und doch!"

Digitized by Google

„Das ist ja ein Rabenband!" rief mein Vater.

„Ich müßt' ins Wasser gehen," sagte das Weib, „wenn ich nicht doch wüßt', daß er besser ist, als er sich stellt. Freilich schaut er auch die Kinder nicht an, aber er schämt sich nur und will sein Herz nicht zeigen."

„Laßt Euch aber nothleiden daheim, während er die Sach verpraßt!"

„Das kann man nicht sagen," sprach sie lebhaft. „Er verdient's hart und muß auch seine Zerstreuung haben."

„Den Kindern fehlt das nahrhafte Essen, das Gewand ..."

„Mein Gott, es ist ja gut, wenn sie abgehärtet werden. Mein Mann hat's als Kind auch nicht besser gehabt."

„Und Dich noch mißhandeln!"

„Geh' weg, ein alter Holzknecht ist das Zuschlagen gewohnt. 's kommt ihm manchmal halt nur die Hand aus. Ist nicht schlecht gemeint."

Jetzt sagte mein Vater nichts mehr, dachte sich aber sein Theil, daß ihr der Schmerzensschrei nur plötzlich so über die Lippen gesprungen sei, daß sie doch in Lieb an ihrem Manne hing. — Daß sie erst in einsamem Weinen und Beten ihren Trost wieder gefunden, davon wußte man nichts.

So viel der Erinnerung an jenen Pfingstgang in die „Stadt". Ich könnte weiter plaudern und einen netten Schluß dichten, wie sich's für eine Maienunterhaltung wohl gehört, allein wir wollen diesmal bei der nackten Wahrheit bleiben, sie ist im Ganzen ja so unerfreulich nicht, da mitten in aller Noth treue Herzen stehen.

Zehn Jahre später bin ich wieder einmal in die „Stadt" gekommen. Jenes Weib war noch immer da, ihr Haar war

Digitized by Google

noch immer braun, aber ihr Gesicht war nicht mehr rund, und sie hatte fünfzehn Kinder, wovon das älteste siebzehn Jahre und das jüngste sechs Monate alt war. Ich wunderte mich schier darüber, daß die kleinen Kinder eines alten Ehepaares geradeso jung sein können, als die zwanzigjähriger Leute. Das älteste Mädel — Anna Liese ward es gerufen — kniete gerade im Gärtlein und band Nelken an den Stab. Mit mir war ein frischer Kamerad gekommen, der ging das frische Mädel um ein Blümel an. Sie steckte es ihm an den Hut. Er ging sie um ein Küssel an. Sie sagte, das müsse nicht sein. Er sprach, es müsse sein! Darauf preßte sie die Lippen fest zusammen und hielt sie ihm hin. Als er sie rasch geküßt hatte, that sie den Mund wieder auf und sprach: „Hast jetzt mehr?" „Noch nicht," sprach er. Und sie drauf: „Geh' mir weiter, ich hab' für so Dummheiten keine Zeit."

„Mit Der ist nichts zu machen," sagte mein Kamerad mißmuthig. „Das wird Eine zum Heiraten, aber nicht zum Gernhaben."

... Der Schelm machte einen Unterschied.

Heute schlafen die Menschen jener „Stadt" zum Theil auf dem Friedhofe zu Krieglach, zum anderen Theil sind sie zerstreut in der weiten Welt. Von der „Stadt" selbst liegt kein Balken mehr auf dem anderen; wo die Meiler gestanden, wächst grünes Gras, wo die Hütten gestanden, wachsen junge Lärchen und Fichten, und Wildniß, Wildniß wuchert auf dem Grunde, der mit dem Schweiße und mit den Zähren der Menschen so reichlich gedüngt worden ist. Selten schwankt aus den Gebirgsgräben noch eine Kohlenfuhr hervor, denn auch im weiten Thale sind die vielen kleinen Eisenhämmer, welche sonst der pochende Puls der Gegend gewesen, stille geworden.

Digitized by Google

Jetzt kommt Einer nachgetorkelt und fragt der Anna Liese nach. Die ist nicht mehr zu haben. Jener frische Kamerad hat sich endlich doch noch besonnen, daß Gernhaben und Heiraten sich nicht ausschließen, sondern ganz hübsch zusammenpassen. Und gut geht's.

Digitized by Google

# Aus der Eisenhämmerzeit.

## Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Die Vierziger-Jahre hatten strenge Winter. Im März aber kam stets plötzlich der Föhn und schmolz den Schnee in wenigen Tagen. Wir freuten uns des wieder enthüllten Rasens, der alsbald zu grünen begann; aber damit war die leichtlebige, heitere Wintersrast dahin, und die wachsenden Tage brachten arbeitsschwere Zeit des Pfluges und der Egge, der Sichel und der Sense. Diese Zeit der blinkenden Werkzeuge hatte einst ein kleines Vorspiel.

Noch tief in der Nacht weckte mich an einem Frühlingsmorgen mein Vater und sagte, er gehe heute in das Mürzthal. Wenn ich mitgehen wolle, so möge ich mich eilig zusammenthun, aber die scharfbenagelten Winterschuhe anziehen, es sei der Weg noch eisig.

Sonst, wenn ich in früherer Stunde zur Alltäglichkeit geweckt wurde, bedurfte es allerlei Anstrengungen außer und in mir, bis ich die Augen zur Noth aufbrachte, um sie doch wieder auf etliche Minuten zufallen zu lassen, denn meine

Digitized by Google

alte Ahne war der Meinung, ein allzurasches Aus-dem-Schlaf-springen mache Kopfweh. Heute war ich mit einem Ruck munter, denn ins Mürzthal mitgehen, das war in meiner Kindheit das Herrlichste, was mir passiren konnte. Wir waren bald reisefertig, der Vater nahm seinen großen Stock, ich meinen kleinen; die Laterne nahmen wir nicht, weil es sternhell war — und so gingen wir davon. Die erste halbe Stunde war es wie allemal, wenn ich früh Morgens mit dem Vater ging, wir schwiegen still und beteten während des Gehens Jeder für sich das Morgengebet. Wir hatten wohl so ziemlich das gleiche, aber ich wurde immer ein gut Theil früher fertig als er und mußte mich dann still gedulden, bis er den Hut aufsetzte und sich räusperte. Das war das Zeichen, daß ich ein Gespräch beginnen durfte, denn ich war fortwährend voll von Fragen und Phantastereien, auf die der Vater bisweilen derart einging, daß alles noch räthselhafter und phantastischer wurde. Gewöhnlich aber unterrichtete er mich in seiner gütigen und klaren Weise, daß ich alles wohl verstand.

Nachdem wir an diesem Frühmorgen etwa zwei Stunden gegangen und hinausgekommen waren über die entwaldete Berghöhe, lag vor uns das weite Thal der Mürz. Von Mürzzuschlag bis Kapfenberg dehnte es sich stundenlang, und wenn ich es sonst im Morgengrauen sah, lag im Thale der Nebel wie ein grauer See, aus welchem einzelne Höhen und die jenseitigen Berge blauduftig emporragten. Heute war es anders, und heiß erschrak ich vor dem, was ich sah. War denn der Franzose wieder im Land? Oder gar der Türk'? In Kindberg, das tief unter uns lag, lohte an vielen Stellen glührothes Feuer auf. Auch im oberen Thal, über Mitterdorf, Krieglach und Feistritz, und gen Mürz-

Digitized by Google

zuschlag hin waren rothe Feuersäulen; im nahen Kindthal sprühten mächtige Garben von Funken empor.

„Närrlein, Du kleines!" sagte mein Vater, als ich mich mit beiden Fäusten krampfhaft an seinen Rock hielt, „das ist ja nichts. Das sind ja nur die Eisenhämmer. Lauter Schmiederauchfänge, aus denen Funken springen. Hörst Du denn nicht das Pochen und das Klappern der Hämmer?"

„Ich höre es wohl, aber ich habe gedacht, das wären die Kanonen und Kugelstutzen," versetzte ich aufathmend.

„Kind, wo käme denn jetzt der Feind her? Der liebe Herrgott hüte unser Steirerland!"

„Aber wie ist es denn," fragte ich, „daß die Dächer nicht brennend werden, wenn so viel Feuer herumfliegt?"

„Die Dächer sind voller Staub und Asche, das brennt nicht. Und dieses Feuer, das so schreckbar wild aussieht, es ist nicht so arg, es ist auch nur glühende Asche, Ruß und Geschlack, wie es aus der Esse aufsprüht, wenn der Blasebalg dreinbläst."

„Und warum sprüht es denn just in der Nacht so?" fragte ich.

„Es sprüht auch beim Tag so," antwortete der Vater lächelnd, „aber gegen das Sonnenlicht kommt dieser Schein nicht auf, und was jetzt so bluthroth leuchtet, das ist bei Tag nur der rußige Rauch, der aus dem Schornsteine aufsteigt."

„Thun sie denn in den Schmieden nicht schlafen?"

„Das wohl, aber sie stehen sehr früh auf, oder lassen in den größeren Essen gar das Feuer nicht ausgehen, weil es sonst schwer ist und viel Kohlen braucht, bis die Hitze wieder erzeugt wird. Da wachen und arbeiten die einen Schmiede, während die anderen schlafen."

Digitized by Google

„Giebt's denn so viel Ochsen zu behufen im Mürzthal?" war meine Frage, denn ich hatte einmal dem Hufschmied zu Haustein zugeschaut, wie er einem Zugochsen Hufeisen an die Klauen nagelte.

„O Knäblein, Knäblein!" rief mein Vater, „die Schmiede haben noch ein wenig mehr zu thun, als wie zu hufen. Du bist ein Steirer; wenn wir auf unserem Gebirge auch nichts haben, als Feld und Alm und Wald, solltest Du doch schon wissen, wozu die vielen hundert Krippen von Holzkohlen verwendet werden, die unsere Nachbarn Jahr für Jahr ins Thal hinaus führen. Solltest auch wissen, daß Dein Heimatland Steiermark das Land der Hammerschmiede ist. Wenn Du jetzt, bevor der Tag aufgeht, vom hohen Himmel mit sehr guten Augen herabschauen könntest auf unsere Steiermark, so würdest Du, besonders im Oberland, auch die anderen Thäler so sprühen und leuchten sehen, wie hier das Mürzthal. Es sprüht in Neuberg und bei Mariazell und in der Veitsch, es sprüht im Ennsthal und im Murthal, an der Feistritz, an der Kainach, an der Sulm und an der Sann, wo die Leut' schon gar nicht mehr deutsch sprechen, aber sprühen thut's doch. In Vordernberg, in Eisenerz, in Hiflau sollst es erst sehen, und überall, wo Hochöfen sind. In den Hochöfen wird das Erz, das sie aus dem Gebirg graben, geschmolzen, daß das Eisen herausrinnt wie ein hellglühender Mühlbach. Da sprüht's auch, mein Bübel! Da sind — wenn ihrer zwei, drei Hochöfen nebeneinander stehen — in der Nacht schier die Felsberge roth vor lauter Schein. Und schaust in den Ofen, so siehst ein schneeweißes Licht, blendend wie die Sonne. Das ist ein anderes Feuer, als daheim bei unserem Hufschmied. Das Erz graben sie aus dem Erzberg, der weit drinnen im Gebirg steht und mehr

Digitized by Google

werth ist, als alles Gold und Silber von Oesterreich. Das Eisen, das im Hochofen aus dem Erz rinnt, erstarrt in der freien Luft sogleich, wird nachher mit Hämmern zerschlagen und in schweren Schollen durch das ganze Land verführt, zu jedem Eisenhammer hin, wo sie aus diesem Roheisen immer feineres Eisen, das Schmiedeeisen, den Stahl und daraus allerhand Geräthe und Werkzeuge machen."

„Auch Schuhnägel vielleicht?" fragte ich, weil mich einer davon durch die Schuhsohle in die Ferse stach.

„Schuhnägel, Messer, Stifte und Eisendrähte, das machen sie draußen bei Stadt Steier herum. Bei uns im Land machen sie in den Eisenhämmern Pflugscharen, Eggenzähne, Strohschneidemesser, Hacken, Aexte, Drähte, Nägel, Schlösser, Ketten, Pfannen und Allerlei, was Du aus Eisen an den Häusern und Werkstätten nur sehen und denken magst. Die kleineren Schmiede, die fahren damit auf die Jahrmärkte. Größere Hämmer giebt's, die machen auch Zeug zum Leutumbringen — mußt Du wissen. Das Wichtigste aber, was in den steirischen Hammerwerken gemacht und auch weit in fremde Länder verführt wird, sind Sensen und Sicheln. Millionen Stück werden Dir verschickt alle Jahr, und darum können die Hammerherren mit ihren Frauen so vornehm herumfahren mit flinken Rößlein. Und mit dem Geld prahlen sie, daß es nur so prasselt im Land, und wo ein übermüthig Stückl aufgeführt wird, da ist gewiß ein Hammerherr dabei. Ist allweil so gewesen im Land: wo der Hammerschmied, dort gilt der Bauer nit. — Wird auch einmal besser werden, verhoff' ich. Jetzt müssen wir noch froh sein, daß wir unsere Kohlen zu Geld machen können. Gar zu Gescheite sind gewesen, haben es mit Steinkohlen probirt, die thun's

aber nicht; das rechte Eisen muß mit Holzkohlenfeuer gearbeitet werden, sonst ist's nichts nutz. Die Holzkohlen, die wir Bauern liefern, die machen es ja, daß steirisch Eisen in der Welt so gut estimirt wird. Kommen halt die polnischen und russischen Juden und türkischen Händler, auch aus Ungarn und Böhmen, werden von den Hammerherren brav bewirthet und kaufen ihnen die Eisenwaaren ab, oft zu tausend Gulden auf einmal. Sollen da draußen in einer großen Stadt die Schmiede von der ganzen Welt einmal zusammengekommen sein um einen eisernen Tisch, und Jeder wollt' die schärfsten Sensen haben, den feinsten Stahl drinn. Der steirische Schmied hat nicht mitgestritten, sondern soll zuletzt mit seiner Sense den eisernen Tisch mitten auseinander gehauen haben."

„Wird sie wohl schartig worden sein, die Sense. Nicht?"

Ohne auf diese müßige Frage Antwort zu geben, fuhr der Vater — indem wir im Morgengrauen sachte thalab stiegen — fort zu sprechen:

„Wie die Anzeichen sind, wird's nicht immer so dauern mit den Eisenhämmern. Man hört allerlei Sachen. Merkwürdige Sachen, mein Bübel, wie sie unsere Vorfahren nicht gehört haben. Da draußen auf dem flachen Land irgendwo — sie sagen im Mährischen oder wo — da bauen sie eine Eisenbahn."

„Eine Eisenbahn? Was ist das?"

„Da legen sie auf der Straße hin und hin zwei eiserne Leisten, daß darauf die Wagenräder recht glatt und eben gehen können. Auf diese Weise sollen ein Paar Rösser schwere Wagen fünf und sechs auf einmal ziehen können. Es wird auch gelogen über die Sach', daß sie eine Maschine erfunden hätten, die das Feuer treibt, anstatt der Fuhrmann, und die vor die Wagen gespannt wird und wie ein Roß ziehen kann.

Digitized by Google

Sind dumme Sachen, ich sag' Dir's nur, daß Du's nicht glauben sollst, wenn Du davon hörst."

Dreiundvierzig Jahre ist es her, seit von einem zwar einfachen, aber vernünftigen Mann diese Worte gesprochen worden sind, in Steiermark, wenige Stunden vom Semmering.

„Nein, Vater," antwortete ich, „das werde ich gewiß nicht glauben."

„Aber das ist wahr," fuhr er fort, „daß sie jetzt viel mehr Eisen brauchen in der Welt, als vor Zeiten. Es werden da und dort auch schon große Eisenhämmer gebaut, wo mehr als hundert Schmiede beschäftigt sind, und wo sie extra noch mit Wasserdampf arbeiten sollen, was weiß ich, wie! In diesen großen Werken machen sie alles, und weit wohlfeiler als in den kleinen, und deswegen wird's ein rechter Schade sein für unsere Eisenhämmer, und hört man, etliche sollen schon keine Arbeit mehr haben, zugesperrt oder an die großen Werke verkauft werden. Nachher ist's traurig um uns. Weiß Gott, wie's noch wird mit der Welt!"*)

---

*) Die Aenderung ist vor sich gegangen. Die größten Eisenwerke des Landes sind heute Zeltweg, Donawitz, Neuberg, Graz, Köflach, Gußwerk. Mittlere Werke, wovon eines doch immerhin mehrere Hundert Arbeiter beschäftigt oder beschäftigen kann, sind Kindberg, Krieglach, Wartberg, Kapfenberg, St. Michael, Rottenmann, Aumühl, Eibiswald, Storee, denen sich anschließen die Werke in Turrach, Judenburg, Murau, Zeiring, Knittelfeld, Thörl, Mürzzuschlag, Breitenau, Stanz, Eppenstein 2c. Außerdem floriren auch noch unzählige kleine Eisenhämmer, wie sie hier beschrieben sind. Der Kammerbezirk in Obersteiermark vermag unter den heutigen Zuständen jährlich an 2 Millionen Metercentner Roheisen zu erzeugen, nahezu 50 Procent des in den gesammten österreichischen Kronländern jährlich erzeugten Roheisens. Die Sichelfabrication hat in Obersteiermark aufgehört, hingegen ist die Sensenerzeugung gestiegen. Gegenwärtig



Digitized by Google

Mittlerweile war es licht geworden, und wo früher die feurigen Springbrunnen aus den Schornsteinen gestiegen waren, da flog jetzt dünner, brauner Rauch auf. Wir waren in das Thal gekommen, gingen an einem überquellenden Hammerbachfloß entlang und auf glattem, kohlschwarzem Wege einer der Hämmerhütten zu, aus deren offenem Thor uns greller Gluthschein entgegenleuchtete.

Ueber dem Thore war das Bergmannszeichen, die gekreuzten Hämmer und Schlegel, über dem schwarzen Dache ragten die weißgetünchten Schornsteine auf, die an ihrer Mündung mit lenkbaren Klappen versehen waren, womit man, wie der Vater belehrte, den Luftzug regeln könne.

So waren wir der Schmiede ganz nahe gekommen. Ich sagte nichts, denn ich wollte in die Schmiede gehen und hatte doch Angst vor dem Lärm, der drinnen war, und vor den Funken, die durch die finsteren Räume flogen. Mein Vater sagte auch nichts, sondern führte mich hinein. Vor dem Thore hatte eine Tafel gestanden: „Fremden ist der Eintritt nicht gestattet!" Aber ein Mann, den mein Vater fragend angeblickt, sagte: „Nur zu!"

Was ich zuerst sah, das war ein sprühendes Stück Sonne, das von der brüllenden Esse mit Schwung herbeigebracht wurde und auf den Amboß geworfen, tonlos, als wäre es von Teig. Jetzt hob sich auf massigem Hebelbaume der Hammer und fiel nieder in die weiche Masse, daß ein Meer von Funken durch die Hütte schoß. Ich barg mich vor Schreck und Angst hinter den Rücken meines Vaters, aber

giebt es in Steiermark an 800 Sensenschmiede, welche jährlich gegen $2^1/_2$ Millionen Sensen verfertigen. Die Production von anderen Stahlwaaren, Gußwaaren, Blechen, Drähten und Maschinen steht auf hoher Stufe.

Digitized by Google

die Funken waren bereits angeflogen an mein Leiblein, und ich war nur höchlich überrascht, daß ich nicht lichterloh brannte, ja nicht einmal einen Schmerz wahrnahm an den Händen, an welche die feurigen Mücken gesaust waren. Auch der zweite und dritte Hammerschlag jagte ein Heer von Schlacken und Funken hinaus, aber je platter das Eisenstück geschlagen wurde, je rascher der Hammer darauf niederfiel, desto weniger sprühte es. Ein Schmied stand da, der wandte mit langer Zange das Eisenstück hin und her, bis das Geschlacke von allen Seiten herausgehämmert war. Das weiße Glühen war immer röther und matter geworden, und endlich hatte das Stück nur mehr die graue Farbe des Eisens. Es wurde hingeschleudert, der Hammer stand still.

Ich war ein wenig dreister geworden und besah mir jetzt die Dinge, obwohl es ganz dunkel war, wenn das Feuer nicht leuchtete. Vor Allem fiel mir ein großer Lederkasten auf, der Athem schöpfte. Der Blasebalg war's, welcher, von Wasserkraft aufgezogen, durch Röhren in die Esse blies. Auf der Erde lag allerlei altes Eisen umher. An den Wänden lehnten und hingen in ganzen Reihen Zangen, Hämmer, Schlegel, Feilen, Hacken, Beile und anderlei, was ich gar nicht kannte. Jetzt erst fielen mir auch die Schmiede auf, über deren rußige Gesichter und entblößte Brust die Schweißtropfen rannen. Wir gingen weiter und kamen zu anderen Essen, wo die Schmiede mit Eisenschaufeln Kohlen in die Gluth warfen, die sofort mit glanzloser, blauer Flamme grollend zu brennen begannen. In einer Esse glühte man Eisenstücke, die hernach unter kleinere, rascher pochende Hämmer kamen. Hier wurden sie — wie sie der Schmied wendete und drehte — in längliche Formen gehämmert, an denen ich nach und nach die Gestalt der Sense erkannte. Weil das Eisen bald kühlte und



Digitized by Google

noch unrein war, so mußte es immer wieder in die Esse, aus der es glühend und sprühend hervorkam. So wiederholte sich's, bis der Hammer und das kleine Handgehämmer der Schmiede endlich eine vollkommene Sense zuwege gebracht hatte, die dann schrillend auf einen Haufen von Sensen hinfiel.

War der Lärm in der Schmiede auf einen Augenblick verstummt, so hörte man draußen das Rauschen des Wassers, das von hohem Floß auf die Räder niederstürzte. Aber der Lärm ging immer von neuem los, und es geschah an den Essen und Hämmern immer dasselbe. Auch meine Sense, die ich werden sah, war lange noch nicht fertig. Sie wurde neuerdings geglüht und kam unter die Handhämmer der Schmiede, die sie feiner formend in gleichem Takte bearbeiteten, bis der Henkel und der Rückenrand und die Schneide und die Spitze fertig waren. Sie hatte nun eine Reihe von kleinen Narben bis zur Spitze hinaus und war überlaufen mit einem schönen violetten Blau.

Mir fielen aber die Schmiede auf. „Warum sie allemal noch einen leeren Schlag auf den Amboß machen, wenn die Sense schon weggezogen ist?" so fragte ich. Mein Vater antwortete: „Das thun die Schmiede überall; mit dem Schlage auf den Amboß schmieden sie die Kette fester, mit welcher der höllische Drach' gefesselt ist; sonst thät' sie endlich brechen und der böse Feind wär' los und ledig."

Nun kam die Sense noch auf einen Schleifstein; der ging so scharf, daß die Stahlschneide, die fest auf ihn gedrückt lag, unter ohrenzerreißendem Geschrille beständig einen hellen Blitzschein von sich gab, was noch das Allerschönste war in der ganzen Schmiede.

Wollte ich's genau nehmen, so müßte ich auch das Personal aufzählen, durch dessen Hände ein Stück Eisen geht,

Digitized by Google

bis es Sense ist, ich müßte den Kohlenbuben, Strecker, Breitenheizer, Abschinner und Kramrichter nennen und vor Allem den Obersten, den Essemeister. Ich müßte auch den Streckhammer, den Breithammer und den Kleinhammer genauer beschreiben, endlich das Abschinnern (Abschaben) der fertigen Sensen, und das Stempeln mit dem Firmazeichen und das Kramrichten (das in den Kram-, ins Magazin-Bringen der Waare).

Ich bin aber kein gelernter Schmiedegeselle und werde wohl manche Handgriffe und Vorgänge übersehen haben, bis das Werkzeug des Mähders fertig war. — Aehnlich, sagte mein Vater, würden auch die Sicheln gemacht, aber ganz anders die Messer und alle Schneidewerkzeuge, die einen federigen Stahl haben.

„Glückauf!" rief mein Vater den Schmieden zu. Diese hörten nichts. Wir gingen — stets angefochten von sprühenden Funken — ins Freie. Dort war es freilich noch schöner; wir gingen unter Pappeln hin und hörten noch lange das dumpfe Hammerpochen und das Wasserrauschen hinter uns.

Ich hatte ein blauschimmerndes Stück Schlacke mit mir genommen und betrachtete es jetzt wie einen errungenen Schatz.

„Das ist nichts," sagte mein Vater und zog ein Schöllchen Roheisen aus dem Sacke. Das war rostfarbig und durchlöchert wie ein Schweizerkäse. „Wenn's auch nicht so glänzt wie das Deinige, es ist doch mehr. Aus diesem Ding — heb' einmal, wie schwer es ist! — kann man feine Werkzeuge machen, die wie Spiegel funkeln. Du sollst mir auch noch das Tüchtige vom Schimmernden unterscheiden lernen."

Nun gingen wir in den Marktflecken Kindberg hinein. Wir hörten an allen Ecken die Hämmer pochen, und auf der Straße fuhren schwarze Kohlen- und Roheisenwagen,

Digitized by Google

aber auch fertige Eisenwaaren in Kisten, Fässern und Strohgewinden sahen wir schleppen die weiße Reichsstraße entlang gegen Graz und gegen Wien.

Im Brauhause bekränzten sie das bogenförmige Einfahrtsthor mit Tannenreisig und schmückten es mit Fahnen, mit Hämmern, Hacken und Zangen. Mein Vater fragte, was das bedeute? Ja, morgen hätten die Schmiede hier einen Ball, sagte der Brauknecht.

„Den eigentlichen Ehrentag des Schmiedehandwerks, den feierten sie doch erst zu Jakobi!" meinte mein Vater.

Das sei schon richtig — doch zur selben Zeit sei etwas Anderes, da hätten die Schmiede einen zwei Wochen langen Feiertag, da thäten sie nichts, als gut essen und trinken, tanzen und Scheibenschießen, und da kämen die Hammerherren von weit und breit, um Schmiede zu werben für das nächste Jahr. Die Geworbenen kriegen den Leihkauf auf die Hand und werden zu nächsten Sylvester durch aufgeputzte Wagen oder Boten an ihren neuen Werksort gebracht. Vom Werksherrn kriegen sie nebst dem vereinbarten Jahrlohne auch die Kost; der Essemeister speist gar mit der Herrschaft.

„Ich weiß das alles," versetzte mein Vater dem gesprächigen Brauknecht, „aber meines Buben wegen ist's mir lieb, daß Du's erzählst, der ist schon alt genug, und wenn er gleich Bauer bleiben wird, so schadet es ihm nicht, daß er auch anderer Stände Arbeit und Brauch kennen lernt. Ich hab' ihn darum vom Berge herabgeführt."

„Und bei solchem Schmiedefeste," erzählte der Mann weiter, „da kommen sie halt zusammen, Jeder, der's hat, im Steirergewand, Jeder eine kecke Feder oder einen Gamsbart am Hute, Jeder eine schwersilberne Uhrkette mit Thalerbehängseln an der Brust, Jeder eine volle Geldtasche im

Digitized by Google

Sacke, Jeder sein Mädel am Arme. Schmetternde und trommelnde Spielleute voran, so ziehen sie ins Wirthshaus zum Trunk, zum Tanz und zu anderer Lustbarkeit. Da darf sich kein Bürgerssohn, kein Bauernbursch, kein Holzknecht blicken lassen; denn diese Eindringlinge spotten die Schmiede ob ihrer Schwerhörigkeit, ob ihrer Kröpfe und dergleichen, und ihr Trachten geht dahin, den Hammerschmieden die Dirndlein wegzunehmen. Den Schmieden gehört der Tag, und der Marktflecken und die Leute lassen sich's gefallen — es springt Geld um. So kohlrabenschwarz sie am Werktag sind, die Schmiede," schloß der Brauknecht, „am Sonntag giebt's keine hochmüthigeren Menschen, als diese Rußteufel. Und sind doch so viel Gaggen (Halbcretins) dabei!" War aber nicht so arg.

Schon jetzt, als wir dastanden und das geschmückte Hausthor bewunderten, kamen sie herbei von den unteren und oberen Hämmern, um nachzusehen, wie weit die Vorbereitungen gediehen seien, und ein Glas Bier durch die Gurgel zu sprengen.

Da kam plötzlich ein Bote gelaufen, rußig im Gesicht, aber weiß vor Straßenstaub an den Beinen. Einen Sturmhut hatte er auf, wie Landwehrmänner zu Kriegszeiten. Ein langes Messer hatte er an der Seite baumeln, und schier athemlos war er, als er rief: „Kameraden! Kameraden!"

„Was giebt's?" fragten sie ihm entgegen.

„Keinen Schmiedball giebt's! Kein Flaniren und Caressiren giebt's! Jetzt heißt's Messer, Spieß und Säbel schmieden, Kanonen, Kugeln gießen!"

„Ja," sagten sie, „wer giebt uns dazu das Privileg?"

„Ich!" rief der Bote. „Denn der Kaiser Ferdinand ist fort. In Wien ist Revolution!"

---

Digitized by Google

# Der Bauern-Spöttler.

## Eine Erinnerung aus dem Waldlande.

Wenn Jemand eine nicht ganz makellose Vergangenheit hinter sich hat, so pflegt er von derselben bescheiden zu schweigen, und das ist klug. Wenn aber Einer immer wieder selbst auf eine solche zurückkommt, und gleichsam mit ihr Staat macht, so ist das thöricht.

Also thöricht bin ich. Der Makel meiner Vergangenheit ist nicht zu leugnen, er besteht darin, daß ich jener „Hefe des Volkes" entstamme, welche — körperlich arbeiten muß. Ein Bauer gewesen zu sein! Und gar einmal ein Schneider! Ich werde schamroth. Schamroth über jene Herren Gegner, die mich damit zu beschimpfen glauben, wenn sie nasenrümpfend andeuten, daß ich einmal ein Handwerk getrieben.

„Triebest es lieber heute noch!" schrie mir eines Tages ein giftiger Kumpan ins Gesicht.

„Nein, Kinderchen," antwortete ich, „den Gefallen könnte ich Euch schon darum nicht thun, weil ich dann nicht Gelegenheit hätte, Euch manchmal ein bißchen die Wahrheit zu sagen.

Digitized by Google

Es können nicht alle Schneider Hosen machen, es muß auch solche geben, die sie ausklopfen.

Wie dem auch sei, ich bin frech genug, heute wieder von der Zeit meiner tiefsten Erniedrigung zu sprechen, und zwar so harmlos, wie ein Anderer von Epochen plaudert, in der seine Vorfahren ihm Stellung und Geld erworben oder ergaunert haben, so daß er gleich als ein gemachter Mann in diese Welt treten konnte.

Nun also. Beim Glowoggenbauer in der Stuben waren wir auf der Ster, unser Drei. Der Meister pfiff das Kaiserlied, der Geselle raunte mir zu, daß er mich bei den Ohren nehmen werde, wenn ich das Bügeleisen so scharf auf den Tisch fallen ließe, und ich dachte: Wollte Gott, ich wäre auch schon Geselle, daß ich einen Lehrjungen beim Schopf nehmen könnte!

Der Meister merkte den Conflict und sagte zum Gesellen: „Was hast denn mit ihm schon wieder? Scharf auf den Tisch fallen lassen muß er ja das Bügeleisen, sonst wird die Hosen nicht glatt."

„'s ist ja nicht der Hosen wegen," antwortete der Geselle, „aber der Lehrjung muß halt bisweilen daran erinnert werden, daß er Lehrjung ist. Hat mich auch mein Lehrmeister alle Tag bei den Ohren gezupft."

— Darum sind sie so lang geworden! Ich darauf. Gesagt hab' ich's nicht, aus Furcht, sofort ebensolange zu bekommen. Nur gedacht hab' ich's.

Zur selbigen Stunde trat die Glowoggenbäuerin in die Stube. Sie kam vom Krautgarten, wo sie eben junge Kohlpflanzen in die Erde gesetzt hatte, denn es war im Frühsommer.

„Jetzt bin ich aber schon fuchtig!" sagte sie. „Dieser verdächtige Mensch ist wieder draußen."

Digitized by Google

— Was für ein verdächtiger Menſch? dachte ich, denn ein Lehrjunge darf nur denken.

„Was für ein verdächtiger Menſch?“ fragte der Meiſter, denn ein Meiſter darf auch ſprechen.

„Der alleweil ſo herumſteigt,“ berichtete die Bäuerin, „und man weiß nicht, was er will. Aus Graz, ſagen ſie, iſt er, oder aus Wien. Eine Hirſchlederhoſen hat er an und iſt kein Bauer, Glasaugen hat er auf und iſt kein Herr. Man kennt ſich nicht aus. Die Bäuerei wollt' er ſtudiren, heißt's, und ein Büchel darüber ſchreiben.“

„Aha, der Salonſteirer,“ ſagte der Meiſter. „Der am vorigen Sonntag beim Raberlwirth zu Mürzzuſchlag geſungen hat. So Spaßliedeln geſungen und ſich über die Bauern luſtig gemacht und die Wiener, die da ſind geweſen, haben ihm Wein gezahlt dafür und brav gelacht.“

„Das Singen wollt' mir noch nichts machen,“ ſagte die Bäuerin, „wenn's ihn freut, warum denn nicht! Aber der ſchlecht' Lotter, der er iſt! Beim helllichten Tag geht man nicht ſicher vor ihm. Ich hab' ihm's aber geſagt! Der kann ſich ſein Theil denken.“

Mittlerweile trat auch der Bauer in die Stube. Ein prächtiges Paar, wenn ſie ſo nebeneinander ſtanden allzwei! Er ſchlug Tabaksfeuer, Funken gab's, und im Augenblick gloſte der Schwamm. Während er dieſen unter den Pfeifendeckel legte, blickte er ſchmunzelnd auf ſein Weib und fragte, was ſie denn ſo in die Hitze gebracht habe?

„Der kurzhoſete Stadtherr iſt auf dem Krautgarten geweſen,“ antwortete die Bäuerin.

„Nau — und was hat er denn wollen?“ fragte der Glowoggenbauer.

„Wie man den kennt, wird's nicht ſchwer zu errathen ſein.“

Digitized by Google

„So! — Und haſt ihn nicht gefoppt?"

Hierauf erzählte die Bäuerin: „Steht auf einmal da und ſagt: guten Morgen, Dirndl! — Sag' ich: Erſtens iſt nicht guter Morgen, weil's bei uns ſchon Nachmittag iſt, und zweitens bin ich kein Dirndl, weil ich ein Eheweib bin. — Was ich da für Pflanzen thät in die Erde ſetzen? — Frag' Er den Haſen oder den Hirſchen, wenn Er's wiſſen will, ſage ich. Kraut iſt's. — He, wer wollt' denn ſo viel Kraut eſſen? ſagt er. — Wir Bauersleut, ſag' ich, denn das Fleiſch, das dazu gehört, eſſen freilich wohl die Herren. Nachher er darauf: er wär' auch ein Freund von Bauernkoſt und ob ich ihn nicht ein wenig wollt' miteſſen laſſen? Und ſo fangt er an. Iſt aber nicht vorwärts gekommen, ich weiſe ihm den kürzeſten Weg in die weite Welt. Steigt er nachher zum Stadl hinab, ſchaut dem Buben zu, wie der ein Paar Ochſen einſpannt und ſagt: Was wollt Ihr denn alle Drei? Auf den Vierten warten, wenn Ihr Zeit habt! giebt der Bub zur Antwort. Darauf geht er in den Wagenſchoppen, ſpöttelt eine Weil über die Düngerkarren, trottet hinten hinaus zum Krautaler und ſchnüffelt überall herum."

„Ja," ſagte nun der Meiſter, „er thut halt das Bauernweſen ſtudiren, daß er nachher darüber Sachen ſchreiben, Reden halten und Liedeln dichten kann."

Der Glowoggenbauer lachte auf: „Ein ſauberes Bauernſtudiren das, wie es der treibt! Im Wirthshaus, wenn die Leute ihre Schwänk' machen, aufpaſſen, dann ums Haus herumſchwänzeln, den Arbeitsmenſchen frozzeln, mit den Weibsleuten umthun, bis ſie ihn rechtſchaffen foppen, das nennt ſo Einer Bauern ſtudiren."

„Was auf das herauskommt, ſchaut auch darnach aus!" ſagte der Meiſter. „Man verſteht's wohl, daß Einer den

Digitized by Google

Bauersmenschen nicht immer loben kann, hat auch seine Fehler und manchmal hübsch große noch dazu. Ist Jedem gesund, wenn er die Wahrheit hört. Aber so, wie es dieser hergelaufene Mensch treibt, das ist mir schon zu dumm. Hab' letztens schon gemeint, ich müßt' ihm den Kopf waschen, wie er zu Mürzzuschlag vor den Stadtherrischen seine Wissenschaft losläßt. Die dummsten und die schlechtesten und die unsaubersten Gesellen müßten wir Bauersleut sein, nach dem seiner Auslegung. Der Beste nichts nutz! Er müßt' nur das Maß von sich selber nehmen, sonst wüßt' ich nicht, wie er dazu käme, lauter Spitzbuben, Esel und Teppen (Cretins) aus uns zu machen. Seinen Ochsen, sagt er, hätte der Bauer lieber als seinen Bruder, und mit den Schweinen lebe er in besserem Verhältnisse, als mit —"

„Wir wissen es schon," unterbrach ihn der Bauer, „es sind die alten Geschichten, die im Spaß weiter erzählt werden, und so ein Halbpelzer für Ernst nimmt. Der müßte erst einen Stock Salz essen mit uns Bauern, der uns hinter den Brustfleck schauen wollt', und Einer, der uns kennen lernen wollt', wie wir sind aus- und inwendig, der müßt schon einmal ein zwanzig Jahrl mit uns leben, arbeiten und Gutes und Ungutes tragen; nachher, denke ich, möchte ihm sein leichtsinnig Schwatzen schier vergehen. — Wenn dieser Mensch noch lange umschleicht um mein Haus und Hof, und daß er die Fehler und Schäden aufschmecken will, so soll er schon noch etwas recht Bauernmäßiges erfahren, daß er sich's merkt . . ."

Den Sinn dieser Worte deutete der Glowoggenbauer mit der Faust an. Weiter wurde die Sache nicht besprochen, Jedes wendete sich wieder seiner Arbeit zu, der Bauer spaltete Holz, die Bäuerin spann, der Meister schnitt, der Geselle nähte, und ich bügelte.

Digitized by Google

So ward es Abend. Wir Schneider räumten den Tisch, denn es wurde das Nachtmahl aufgetragen. Milchsuppe, Bohnen mit Kraut, sie würzten es mit frohem Gespräche über dies und das, ich war der Einzige, welcher nicht sprach, sondern fleißig zuhörte und mir meinen Theil dachte. Ich sage Dir, Leser, in keinem Lehrsaal später habe ich so viele Lebensklugheit, bei keiner Stadt-Kurzweil so viel heitere Laune vernommen, als an solchen Bauerntischen. Wenn Handwerker im Hause sind oder auch sonst ein gerngesehener Gast, da zieht des Bauers Seele ihr Sonntagsjöpplein an, und die Unterhaltung ist eine gehobenere als sonst. Auch schneidigen Witz giebt es dabei und warme Herzhaftigkeit — jede Richtung findet ihren Vertreter; kann man sie gleichwohl auswendig voneinander kaum unterscheiden, ist ihr Gehaben für den oberflächlichen Beobachter auch bei Einem wie beim Anderen, im Grund und Kern sind es doch lauter voneinander verschiedene Menschen, darunter nicht wenige Schelme und Spottvögel und dabei gemüthliche Kameraden.

Der Stallbub kam an jenem Abende etwas verspätet in die Stube, er wollte erst die Rinder sattfüttern, bevor er an die eigene Sättigung dachte, denn so ein Stallbub ist nicht minder stolz auf seine Pflicht, als der Soldat und der Beamte. Der Stallbub brachte die Nachricht herein, es stiege ihm heute schon das Haar zu Berge, er habe draußen in der finsteren Nacht ein Gespenst schreien gehört. — Einige am Tische erschraken über diesen Bericht, Andere lachten; der Bauer blieb ruhig ernsthaft und sagte: „Du sollst nicht so einfältig daherreden, Bub. Auf dem Glowoggenhof schreien keine Gespenster."

„Nachher muß es was Anderes gewesen sein," meinte der Stallbub. „Schreien thut halt was. Hinter dem Schoppen draußen schreit's, vom Krautaler her."

Digitized by Google

Was denn das sein kunnt? riethen sie herum. Der Krautaler ist ein tiefer Schacht senkrecht in die Erde hinab, etwa eine Klafter weit und vier Klafter tief; er ist mit glatten Holzlatten ringsum verschlagen und dient zur Aufbewahrung des „Grubenkrautes" über den Winter. Die Kohlköpfe werden im Herbste in einem großen Kessel weich gebrüht, in diesen Schacht gelegt, dann mit Brettern zugedeckt und mit großen Steinen beschwert. Auf diese Weise hält sich das Kraut lange Zeit frisch und fault nicht; im Laufe des Jahres wird es allmählich heraufgenommen und gekocht. Zur Sommerszeit ist der Aler fast allemal schon leer, und auf seinem Grunde liegt nur die Strohschicht, auf welcher das Kraut gebettet gewesen.

Und von diesem Krautaler her schrie jetzt nach Ansicht des Stallbuben ein Gespenst.

Ein paar Knechte legten die Löffel weg und gingen hinaus, um nach der Ursache des Geschreies zu forschen. Nach einiger Zeit kamen sie zurück und sagten, es wäre nichts weiter. Der Salonsteirer, oder wer er wäre, sei im Krautaler und könne nicht herauf.

„So soll er unten bleiben!" rief die Bäuerin.

„Da hat er Zeit zum Bauern studiren," sagte unser Geselle.

„Er wird bei seinem fürwitzigen Umhersteigen hinabgefallen sein," vermuthete der Bauer. „Schreit er kläglich?"

„Hübsch kläglich," antwortete ein Knecht.

„Bittet und betet er?"

„Nein, er schimpft," berichtete der Knecht.

„Nachher ist ihm nichts geschehen," sagte der Bauer. „Stroh hat er eh unten. Und wir wollen jetzt auch schlafen gehen."

Digitized by Google

Lieber Himmel, was war das allemal für eine selige Wendung für mich, als es Nacht ward und Zeit zum Schlafengehen! Ins Bett sank ich und vergaß vor dem Einschlafen sogar die Augen zuzumachen — sie fielen von selber zu. — Peter, steh auf! mit diesem Rufe erweckte der Meister mich allemal wieder zum Leben, und es war Morgen. — In dieser Nacht jedoch wurden wir früher geweckt.

Der Glowoggenbauer war nicht so schnell eingeschlafen, als wir Schneider. Vielleicht war er in Sorgen; so ein Hauswirth muß des Tages arbeiten und des Nachts denken. Wie ich den Glowoggenbauer kannte, sprang sein Sinnen von eigener Kümmerniß auf fremde. — Es giebt Leute, denen es schlechter geht als mir, die Frost leiden müssen, während mir die große Schafschur Sorge macht, die Hunger leiden müssen, derweil ich an die Erweiterung der Vorrathskammer denken muß. Ja, Narr, ist so Einer nicht etwan in der nächsten Nähe von meinem Haus? Hat's nicht geheißen, der Stadtherr wär' in den Krautaler gefallen? Und kann nicht herauf. Kann sich was brochen haben, und keinen Beistand. Kein Abendbrot, die Nächte sind kalt jetzt, und keine Decke! Schreit um Hilf und kein Mensch geht ihm zu. Noch auslachen statt helfen. Was giebt's denn für Hundsfötter in diesem Glowoggenhof? — So dachte der Bauer in der stillen Nacht. Dann stand er auf, zog sich an und weckte mehrere Leute.

„Was hat's denn?" rief mein Meister zur Kammerthür hinaus, als er den Lärm hörte.

„Den Stadtherrn müssen wir aus dem Krautaler thun," antwortete der Bauer.

„Wärst aber schon nicht gescheit," redete jetzt rasch aufgemuntert unser Geselle drein. „Weißt ja, wie er sich lustig

macht über Euch Bauern, im Wirthshaus, und was er vom Stößel-Hautz umeinanderplauscht: daß der von seinem sterbenden Weib weg zur kalbenden Kuh thät laufen und so! Und ein solches Lugenmaul willst Du aus dem Krautaler ziehen? Geh, laß ihn bei seiner Meinung."

„Dummer Schneider!" verwies der Glowoggenbauer. „Das thun wir Bauersleut uns schon nicht an, daß wir so einem Stadtschnackel recht geben, wenn er uns beschimpft. Heraus aus dem Loch muß die Creatur!"

Also sein Wort, und dann ging er mit einer langen Leiter über den Hof und hinaus hinter die Gebäude. Wir hasteten in die Kleider und eilten ihm nach. Kamen just zurecht, wie der Bauer hinabrief in den Schacht: „Ist Er noch unten?"

In der Tiefe wimmerte etwas, also war er noch unten. Unser Geselle huschte zum Bauer und zischelte ihm ins Ohr: „Seine Sündenlitanei halt' ihm vor, ehe Du ihn heraufziehst. Reim ihm's! Höllisch reim ihm's, daß er sich's merkt!"

„Er wird sich's schon merken," antwortete der Bauer ganz ruhig und rief hinab: „Acht geben! Es kommt die Leiter!"

Nicht lange hernach, und der Stadtherr kletterte zähneklappernd vor Frost herauf.

„Nur gleich in die Stuben und eine warme Suppen!" also der Bauer, nahm den Geretteten an der Hand und führte ihn ins Haus. Und nicht ein scharfes Wort!

Eine halbe Stunde später kauerte der Salonsteirer im Bette unter drei schweren Wolldecken und schämte sich. Die ganze Nacht schämte er sich, und am nächsten Morgen schlich er höchst geräuschlos davon.

Digitized by Google

Ob er nach dieſer ſchönen Nacht noch im Lande umherzog, um in den Wirthshäuſern die Bauern ſchlecht und lächerlich zu machen, das weiß ich nicht. Wenn er klug geweſen wäre, ſo hätte er die Geſchichte vom Krautaler in zierliche Reimlein gebracht und dieſelben ſich und Anderen zu Nutz und Frommen manchmal zum Beſten gegeben.



Digitized by Google

# Ein Liebling der Steiermark.

## Erinnerung an den Grafen von Meran.

Das erste Studienjahr war vorüber. Ich hatte während desselben weder Hunger gelitten, noch mir je einmal den Magen durch Ueberladung verdorben. Nun waren die Ferien im Anzuge, die Zeit, welche den Studenten gemeiniglich als zur Erholung und Belustigung besonders geeignet erscheint. Mein Vater hatte mir bereits schreiben lassen, daß man mich in den paar Herbstmonaten zu Hause recht gut brauchen könne, es sei das Korn zu schneiden, der Hafer zu heimsen, das Grummet zu mähen, das Vieh zu hüten, das Brennholz für den Winter zu bereiten. Meine Herren Professoren hingegen legten mir nahe, über die Ferienmonate jene Unterrichtsgegenstände nachzuholen, die von meinem sechsten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre versäumt worden waren. Damit war die Art meiner Erholung gegeben. Aber die Grundlage! In der Stadt konnte ich nicht bleiben, denn ich hatte mir im Laufe des Schuljahres zu oft das Wort gegeben: Wenn du brav lernst, dir die Spaziergänge und andere Lustbarkeiten versagst, auch hübsch die Nacht zu

Digitized by Google

Hilfe nimmst, um den Geheimnissen der Arithmetik, der Sprachlehre u. s. w. dahinterzukommen, so darfst du über die Ferien in die obersteirischen Berge! — Jetzt war die Zeit da. Wohin aber, um auch Muße zu haben fürs Lernen?

Die Hütten sind alle überfüllt, aber schöne Jagdhäuser und große Schlösser stehen leer im Oberlande. Sollte nicht eines davon Dach und Fach bieten für einen fleißigen Studenten? Ach, wenn der Prinz Johann noch lebte! so war mein Denken. Und da fiel mir ein: Er lebt ja, und zwar in seinem Sohne, dem Grafen von Meran, noch dazu in meiner nächsten Nähe zu Graz im Palais Meran — Was that ich?

Ich that etwas sehr Dreistes. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an den Grafen von Meran mit der Bitte, er möge über die Monate August und September in seinem Jagdschlosse Brandhof am Fuße des Hochschwab mir eine Wohnung anweisen. Ich hätte viel zu lernen, daher bedürfte ich der Ruhe, auch beabsichtigte ich Natur- und Volksstudien zu machen, wozu der Brandhof ein besonders günstiger Punkt sei. Meine Bitte gründete ich auf den Umstand, daß, wie ich gehört, das Jagdschloß ohnehin die längste Zeit leer stehe, ich zudem nur ein kleines Zimmer benöthige mit der Aussicht auf Berg und Wald, die ich in der Stadt so lange entbehren gemußt.

Diesen Brief schickte ich ab an seine Adresse. Dann ging ich zu meinem Freunde Robert Wagner, einem jungen Schriftsetzer, und gestand ihm meine gute Hoffnung, die bevorstehenden Ferien an einem sehr angenehmen Orte verleben zu können — auf dem Schlosse Brandhof in Obersteiermark.

„Bist Du dort eingeladen?" fragte Robert.



Digitized by Google

„Einstweilen habe ich mich nur selbst eingeladen und in diesem Sinne an den Eigenthümer, Herrn Franz Grafen von Meran, geschrieben."

„Bist Du mit dem Grafen bekannt?"

„Das nicht, ich habe ihn noch nie gesehen."

„Kennt er Dich?"

„Ich glaube nicht."

„Ja, mit welchem Rechte kannst Du dem Herrn ein solches Begehren vortragen?"

Etwas befremdet mag ich dreingesehen haben. „Mit welchem Rechte? Nun, ich brauch's eben, und er hat es überflüssig."

Wagner starrte mich an und fragte: „Bist Du heute schon geküßt worden? Nicht? dann muß ich Dich küssen, Du heilige Einfalt!"

„Warum Einfalt? Du wirst ja sehen. Morgen habe ich die Antwort."

„Und Du erwartest wirklich eine Antwort? Junge, Du dauerst mich. Ich sage Dir, es wird keine Antwort kommen auf Deinen kecken Brief, und wenn eine kommt, so ist es eine, die Du wahrscheinlich nicht viel umherzeigen wirst. — Ein Schloß wünscht er sich zum Ferienaufenthalt, der Herr Bettelstudent, das Lieblingsschloß des Erzherzogs Johann — weiter nichts. Ich kenne Dich schon seit einem Jahre, Du machst wirklich keine großen Ansprüche an das Leben, aber für so bescheiden hätte ich Dich nicht gehalten."

„Dein Spotten kannst sein lassen, Robert."

„Und wie die hohen Herrschaften lachen werden," fuhr er unbarmherzig fort, „wenn Dein Brief die Runde macht um die Tafel, und wie der Graf ausrufen wird: Nein, eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!"

Digitized by Google

„Meinst Du im Ernste, daß es unschicklich war?" fragte ich völlig verzagt. „Dann möchte ich meinen Brief doch lieber zurücknehmen, vielleicht liegt er noch auf der Post."

„Wann hast Du ihn in den Briefkasten geworfen?"

„Heute morgens."

„Dann ist er bereits an Ort und Stelle. Du, vielleicht steht morgen die Grafenkalesch vor Deiner Thür, mit Lakaien, einer hinten und einer vorn, und der Graf läßt Dich vierspännig auf den Brandhof fahren. Hast Du das nicht mit dazu befohlen?"

„Ich bitte Dich, mach' mich nicht rasend!"

„Es ist Dir gesund. Du sollst nur einmal die reichen Leute, die hohen Herren kennen lernen!"

Mein Freund war nämlich Socialdemokrat, und wir hatten manche schöne Jugendstunde darüber verstritten, daß ich dem Aristokratismus der Grafen und Bauern das Wort redete, er aber tapfer die Rechte des Plebs vertheidigte, nur die Arbeiter als Edelleute bezeichnete, dabei aber fast allemal zum Angriff überging und den Besitzern Hof und Burg niederbrannte. Zum Glücke nur mit glühenden Worten, wobei keine Feuerwehr auszurücken brauchte.

Recht verstimmt gingen wir an demselben Abende auseinander, verstimmt legte ich mich auf den Strohsack, und mit dem Bewußtsein, tagsüber eine große Dummheit begangen zu haben, schläft sich's nicht gut.

Am nächsten Tage war Schulschluß. Meine Kameraden reisten einer nach dem anderen mit den Eisenbahnzügen in das Land hinaus, nach allen Richtungen hin, ich schaute ihnen betrübt nach und wartete erst noch auf das Antwortschreiben des Grafen Meran. Ganz muthig sah ich ihm

Digitized by Google

entgegen, war auf alles Beste und auf alles Schlimmste gefaßt — aber es kam nicht.

Am übernächsten Tage packte ich denn mein Ränzel, um nach Alpel zu wandern und dort meinem Vater hausen und bauen zu helfen. Die Grundsätze der Mathematik und der Grammatik werden in Gottesnamen auch ohne mich nicht in Vergessenheit gerathen — also heimwärts.

Kam die Magd meiner Quartierfrau ins Zimmer: Ein Herr wäre draußen, der habe gefragt, ob der Studiosus R. zu Hause sei.

Stand er auch schon in der Thür. Ein schlanker, stattlicher, noch jugendlicher Mann mit hoher Stirne, länglichem, wohlgefärbtem Gesichte, darin ein dunkelblonder Schnurrbart und frischblickende blaue Augen. Um den Arm hängend einen braunen Ueberrock, in der Hand einen schwarzen runden Hut, so stand er da und sagte: „Ich finde Sie doch, lieber R. Sie wohnen aber ganz hübsch, mit der Aussicht auf den Schloßberg. — Ja, ich kam, um Ihren Brief an mich persönlich zu beantworten."

Begann ich schon zu zittern; ihm einen Platz anbieten! fiel mir ein. Vielleicht schickt es sich aber nicht. Wenn er's wirklich ist! Ich deutete stumm auf den Stuhl, er blieb stehen und sich mit der Hand ein wenig den Schnurrbart über die Oberlippe streichend fuhr er fort: „Ja, recht gerne würde ich Ihnen auf dem Brandhofe eine Wohnung für Ihre Ferienzeit einräumen; wie ich höre, sind Sie fleißig, allein Sie würden dort verhungern und erfrieren. Das Schloß ist jetzt ganz unbewohnt und die Bedienung vom Meierhofe aus ließe Manches zu wünschen übrig, selbst für einen anspruchslosen Studenten. Das Wetter ist im Spätsommer oft schon recht kalt im Gebirge, Sie würden sich

Digitized by Google

nicht behaglich fühlen, und die Einsiedelei thut einem jungen Manne für die Länge auch nicht wohl. Wo keine Menschen sind, kann man auch keine Volksstudien machen. Ich habe es wohl überlegt und muß Ihnen von Ihrem Plane entschieden abrathen. Aber mißverstehen dürfen Sie mich nicht, mich freut es ja, daß sie sich so offenherzig an mich gewendet haben, ich möchte gerne etwas für Sie thun und hoffe, daß sich auch noch Gelegenheit dazu finden wird. — Was haben Sie denn da auf dem Schreibtische für ein hübsches Bild?"

„Es ist mein Vaterhaus."

Hierauf fragte er, ob ich das Bild selber gezeichnet hätte, ob meine Eltern noch lebten, welchem Berufe ich zustrebte, ob ich glaubte, daß die Naturdichtung einmal ihren Mann ernähre? Denn man hieß mich zu jener Zeit etlicher Dialektgedichtchen wegen, die von mir veröffentlicht worden den steirischen Naturdichter, ein Titel, den ich immer sehr hoch gehalten habe, obgleich ich weiß, daß Mancher darunter etwas recht Geringes verstand. Nicht ein Unnaturdichter, sondern ein Naturdichter, der von Natur aus als Dichter geboren und dazu bestimmt ist! Shakespeare, Goethe, Schiller haben diesen Titel verdient; ich wollte, ich hätte immer die Zuversicht, ein Naturdichter, wenn auch nur ein kleiner, zu sein. Wohl auch der Kunstdichter muß es endlich so weit bringen, bis er dem Naturdichter aufs Haar ähnlich sieht. — Nicht etwa, als ob ich meinem Gaste das so vordocirt hätte! Im Gegentheil, ich brachte nicht einmal die nothwendigsten Worte heraus.

„Fahren Sie nur fort," sprach dann mein seltener Besuch, „unser Steirerland zu besingen und die Steirer so zu beschreiben, wie sie es verdienen. Sammeln Sie auf den Ferien für Ihre späteren Studien und Arbeiten recht viele

Digitized by Google

Kraft und rücken Sie zu Anfang des nächsten Schuljahres wieder gesund ein. Leben Sie wohl!"

Lebhaft schüttelte er mir die Hand, und dann verließ er mich. Ich starrte noch lange auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. — Das war der Sohn des Prinzen Johann gewesen.

Hochbeglückt über die Herablassung und Güte des Grafen und besorgt dabei, ob mein ungeschicktes Benehmen, meine fast absolute Sprachlosigkeit ihm etwa mißfallen habe, packte ich nun den Rest meiner sieben Sachen zusammen. Und als es in Ordnung war, setzte ich mich in der Küche zu dem Teller mit aufgewärmten Rüben, den mir die alte Haushälterin als Wanderjause aufgetischt hatte. Aufgewärmte Rüben sind nämlich außerordentlich gut, und noch am allerbesten ohne Zuspeise, das heißt, wenn man sonst nichts hat. Während ich schwelgte, räumte die Alte drinnen mein Zimmer in Ordnung. Plötzlich kam sie aber zu mir in die Küche gefahren und gab ihr offenes Mißfallen kund über „diese Schlamperei". Sie sei die Studentenwirthschaft seit Jahren einigermaßen gewohnt worden. In allen Ecken herumliegende Papierfetzen, alte Stiefel, schmutzige Hemdkrägen, stinkende Tabakspfeifen, das kenne und verstehe sie, aber eine solche „Prasserei" mit Geld sei ihr noch nicht vorgekommen. Auf dem Schreibtisch liege ein Haufen Ducaten herum!

Ich stürzte in das Zimmer, um die wunderbare Erscheinung zu sehen. Und richtig! Dort auf dem Schreibtische, wo der Graf sich zu schaffen gemacht hatte, um das Bild meines Geburtshauses zu betrachten, lag in Papier locker eingeschlagen ein Häuflein Goldfüchse! Gerade so viel, daß ich mir jede Woche in den Ferien mit einem Ducaten vergolden konnte.

Digitized by Google

„Aber," kam mir das Bedenken, „sie werden halt nicht mein sein. Ein Graf war da, der wird sie nur vergessen haben."

Die alte Haushälterin rang die Hände. „O Gott!" rief sie, „dieser Mensch will was lernen! Und so vernagelt!"

Ich lief mit dem Gelde zu meinem Freunde, dem Socialdemokraten, und er ließ sich sehr gerne zwingen, mit mir eins auf das Wohl des Grafen zu trinken. Ja, wenn sie Alle so wären!" sagte er. „Ich muß es nun wohl zugeben, daß es auch unter den Aristokraten Edelleute giebt."

Am nächsten Morgen reiste ich ab in meine Heimat, wo ich jeden Morgen den Studien oblag und jeden Nachmittag meinen Eltern bei ihrer Arbeit half. Die Goldfüchse aber gab ich in das Gestüt der Steiermärkischen Sparcasse, wo sie sich seither vermehrt haben.

Also ist es zugegangen, daß ich den Grafen von Meran, den Sohn des Prinzen Johann, kennen gelernt hatte. Seit jenen Zeiten ist er mir oft genaht, um mir Beweise seines Wohlwollens zu geben. Manchmal war es, daß wir gemeinsam arbeiteten, er war überall dabei, wo es das Wohl und die Ehre unseres Heimatlandes galt. Voran drängte er sich nirgends; seine rührende persönliche Bescheidenheit liebte es, ungenannt zu sein. Als Steirer fühlte er sich, daraus machte er kein Hehl, und am wohlsten war ihm in steirischer Tracht. Er, dessen Vater dem Kaiserhause, dessen Mutter dem Volke entstammte, hatte für seine Heimatsgenossen ein wahrhaft brüderliches Herz. Bei wichtigen volkswirthschaftlichen Angelegenheiten und Hilfsvereinen stand Graf Meran obenan, seine Persönlichkeit war nach allen Seiten hin eine Bürgschaft; sein klarer Verstand, stets das Richtige erkennend, sein gutes Herz,

Digitized by Google

alle Menschen, auch den ärmsten, achtend, ist wohl bekannt. Die Verehrung und Liebe, welche Franz Graf Meran im Bürger- und Bauernthum der Steiermark genoß, ist noch nicht genug betont worden. In den Gegenden, wo der Graf Besitzungen hatte, weiß Jedermann zu erzählen von seiner Leutseligkeit, Theilnahme und Mitsorge, die er für alle Anliegen der Leute bezeugt hat. Der Charfreitag, an welchem aus Abbazia so unerwartet die Nachricht kam: Graf Meran ist gestorben! wurde zu einem wahren Trauertage für das ganze Land. — Nur zweiundfünfzig Jahre war er alt geworden. Seine segensreiche Wirksamkeit, mit der er manches große Werk seines erlauchten Vaters krönte und manches Neue schuf, wird unvergessen bleiben.

Ich kam wiederholt in die Lage, ihm verschiedene Anliegen Dritter vorzutragen. Mit welcher Zuvorkommenheit trat er Allen entgegen! Mehrmals stieg er in den dritten Stock hinauf zur Poetenstube, berathschlagte und fand stets ein Mittel, den Wünschen Anderer gerecht zu werden oder ihnen wenigstens seine Bereitwilligkeit zu bezeugen. Die äußere Liebenswürdigkeit der Aristokraten ist ja nichts Neues, doch hat ihre Höflichkeit manchmal etwas Ostentatives, als wollten sie damit sagen: Sehet, Bourgeois, wie gentlemanlike unser Betragen ist, wir sind eben Aristokraten! — Bei Graf Meran hatte ich das Gefühl, als wäre er mein Bruder, der von Jugend auf mit mir gemeinsame Sache gehalten. Diese gemeinsame Sache war unsere Steiermark, unser heimisches Volksthum, mit dem er innig vertraut war. Manchen Charakterzug aus der oberländischen Bewohnerschaft hat er mir mitgetheilt, manchen Stoff für volksthümliche Erzählungen geliefert. Graf Meran war mir in seiner ganzen Wesenheit ein wahrer Typus des Steirerthums, in ihm war es ver-

Digitized by Google

körpert. Die Vertrauensseligkeit, mit der ich dazumal als Bauernstudent ganz gegen meine Art, instinctiv möchte ich sagen, ihm den Brief geschrieben, mag von Anderen vielleicht anders genannt werden, diesem Manne gegenüber war sie gerechtfertigt, denn er rechtfertigte sie selbst. —

Am Osterdienstag des Jahres 1891 haben sie seinen Leib beigesetzt im Mausoleum zu Schönna bei Meran in Tirol, wo auch die Reste seiner Eltern ruhen. Der Abordnung der Steiermark, die an seiner Ruhestätte den Kranz der Dankbarkeit niederlegte, habe ich mich nicht anschließen können.

Als alles vorüber war und die Trauergäste sich zerstreut hatten, fiel es mir ein, nun wäre der Besuch zu erwidern, den der Graf Meran einst dem armen Studenten gemacht. Ich that mich auf zur Reise nach Tirol. Die herrlichen Berggipfel Steiermarks, Kärntens, des Pusterthales, des Eisackthales und der Etsch, sie hatten zwei Tage früher niedergeblickt auf den Trauerwagen, der fern vom Quarnero her den Liebling der Steiermark gebracht bis zu dem Gestade an der rauschenden Passer. Das schöne stolze Meran stand noch unter dem Eindrucke des Ereignisses. Ich stieg hinan das Rebengelände gegen Schönna mit dem ragenden Schlosse und dem feierlich-ernsten Mausoleum. Vor der stillen Pforte des Todes, über deren Zinnen die Etschthaler Ferner leuchten, zu Füßen die heilige Heimatserde Andreas Hofer's, getränkt von dem Heldenblute der Tiroler Landesvertheidiger — so stand ich da, und die Betrübniß meines Herzens ging in eine Hochstimmung über, wie ich sie selten noch so rein und trostreich empfunden. — Habet Dank für alles! Welcher Steirer schiede nicht mit diesem Gruße von dem Mausoleum zu Schönna! —

Digitized by Google

Dieſes Thal gehört zu den ſchönſten Gegenden auf Gottes Erde; die wackeren Tiroler haben auch ein Recht auf das dreifache Grab, und doch thut es mir wehe, daß Ihr, unſer Erzherzog Johann, unſere Anna von Auſſee und unſer Franz Graf von Meran, nicht bei uns ruhet in der grünen Steiermark.

Digitized by Google

# Frühling.

Ueber den Fluren lag ſchwerer Winter. Wo einſt die blühenden Matten geweſen mit den graſenden Herden und barfuß hüpfenden Hirten; die rieſelnden Bächlein, beſtanden von Dotterblumen und Vergißmeinnicht, bewohnt von flink nach vorwärts ſchießenden Forellen und behutſam nach rückwärts ſchleichenden Krebſen; die wogenden Felder, belebt von lachenden Schnittern mit klingenden Sicheln; die ſchalkhaft hin und her ſich ſchlängelnden Wege mit kollernden Karren und trillernden Handwerksburſchen; die lauſchigen Gärten mit Nelken und Reſeda hegenden Dirnlein — wo das alles und noch vieles Andere in Prangen und Prachten einſt geweſen, da ſtarrte jetzt eine unabſehbare Schneeheide. Wo einſt buſchige Fichten geſtanden, da ragten jetzt regloſe Schneeſchober auf; wo einſt Strupp und Sträucher gewuchert, da lagen jetzt glatte Schneehügel. Wo einſt ſchimmernde Teiche gelegen, da war jetzt das glaſige Auge des Eiſes. Etliche Raben flogen hin und her, ließen ſich nieder auf dem Schnee, ſuchten vergeblich nach Nahrung und krächzten erbärmlich. — Und wie man keine Erde ſah, ſo ſah man auch keinen Himmel.

Digitized by Google

Unten weiß und oben grau und nach allen Seiten hin in graue Nebeldämmerung verschwimmend das ganze Bild. — Was war das für ein grauses Gestöber gewesen, viele Tage lang, bis es so geworden! „Graus!“ hatten die Leute gesagt, und ich jauchzte im Innern. Hätte ich laut hinausgejauchzt in das Unwetter, so würden sie mich für närrisch gehalten haben, denn wie kann ein vernünftiger Mensch sich freuen an Sturm, Schneien und wüstem Schneetreiben? Also strich ich draußen umher, bis auf die Knie im Schnee, an den Wangen die eisigen Nadeln — und jauchzte still für mich. Und als die Stürme sich endlich gelegt hatten, als die starre Ruhe eingetreten war, und aus frostigem Nebel sich nur bisweilen ein Schneeflinklein hervorspann, nahm ich mein längstes Paar Füße und ging hinaus aufs Land. Stellenweise waren die Füße noch zu kurz und ich versank in die Schneewehen bis an die Lenden, später festete sich unter mir der Boden, der Schnee war hart wie Stadtpflaster und ich ging darüber hin.

Ueber ein eisernes Kreuzlein stolperte ich plötzlich — ein schmiedeeisernes, rostiges Ding mit zwei Querbalken. Wer das nur in den Schnee gesteckt haben mag! Der Schnee ist ja doch kein Grabhügel, vielmehr eine Wiegendecke, unter welcher der junge Frühling schläft. Mit scharfem Ruck riß ich das Kreuz heraus und trug es mit mir bis zu einem großen Gehöft, das halb in den Schnee versunken und halb aus dem Schnee herausgewachsen war. Der Greuthof.

Dort waren sie in der warmen Stube beisammen; eine ältliche Frau stand hinter dem großen Ofen und hielt die blaue Schürze ins Gesicht gepreßt; ein paar Männer am Tische spielten Karten, wobei der Eine schmunzelte und der Andere fluchte.

Digitized by Google

Ich war in diesem Hause nicht fremd, daher fragte mich der Fluchende, was ich ihnen denn für ein Kreuz ins Haus brächte, sie hätten ohnehin Kreuz genug. Auf meinen Bescheid, wie ich dazu gekommen, schrie der Mann auf: „Herr Jesses! So hoch ist der Schnee? Von der gemauerten Pestsäule, die am Rain steht, hat der Mensch das Giebelkreuz gerissen! Und im Sommer kunnt's der größeste Mann mit der Hand nit derlangen!" — Als Heiligthumschänder hätten sie mich jetzt packen können; der Pestsäule das Kreuz vom Schopfe zu reißen! Sofort zog ich mir einen Gulden Sühngeld aus der Tasche für den Maurer oder Schmied; was weiß ich, wer's wieder festmachen kann!

Nun wollte ich einmal sehen, warum das Weib die Schürze vors Gesicht hielt. Sie stand am Fenster, that als schaue sie hinaus, sah aber nichts, als Urwald. Tropischen Urwald, den das Eis an die Scheibe gemalt, gleichsam wie einen schwermüthigen Traum aus längst vergangenen Zeiten, da thurmhohe Schachtelhalme und Farrenkräuter gestanden in diesem Himmelsstriche, wo heute der starre Winter liegt.

So wird es kalt und kälter auf Erden. Nur das Mutterherz bleibt warm.

Die Greuthoferin hatte ein liebes Kind gehabt, eine Jungfrau von neunzehn Jahren. Ein weißes Gewand am Leibe, einen grünen Zweig um die Stirn — so war sie vom Elternhause fortgeführt worden der Kirche zu, wo die Glocken klangen. — Darum weinte die Mutter still vor sich hin. Da hegt und erzieht man ein Kind mit Noth und Sorgen, hängt sein Herz und Hoffen daran, und wenn man alt wird, ist man wieder allein.

„Sie zog in ein Land, wo nicht Winter ist, sondern ewiger Frühling!" also tröstete der Pfarrer, denn das Brautpaar

Digitized by Google

hatte seine Hochzeitsreise angeblich nach Italien gemacht. Es ist ja so der Brauch, und obzwar die Braut gesagt hatte: „Gustav, was sollen denn wir jetzt in dem stockfremden Italien anfangen?“ drang doch der Vater des Bräutigams, ein Kaufmann im Flecken, die Vornehmheit mitzumachen, denn er gehörte zu den ersten Häusern, und die ersten Häuser fahren, wenn sie neu verheiratet sind, nach Italien.

Wenn der Pfarrer mit dem italienischen Paradiesesgarten getröstet hatte, so tröstete ich das trauernde Weib mit kleinen Kindern, Buben und Mädeln, Blauäuglein und Braunäuglein, Blondköpflein und Schwarzköpflein — lauter Enkelkinder, die ihr allmählich die Stube beleben würden und das Herz erfüllen mit neuen Sorgen, Lieben und Hoffen. — Jetzt, wie ich so schön tröstete, weinte das Weib noch mehr, und wir wären Beide in eine großartige Rührseligkeit gerathen, wenn der Mann, der Greuthofer, nicht so wacker geflucht hätte.

„Du Hauptschelm!“ rief er seinem Gegner zu, „meine Tochter hast mir schon abgespielt, jetzt willst Du mir auch noch das Haus abspielen!“

Denn sein Gegner war der Eidam, der Bräutigamsvater, Herr Wernhut, der gekommen, um die vereinsamten Brauteltern ein wenig zu zerstreuen. — Lasse ich ihn gewinnen, so dachte der schlaue Handelsmann, dann sagt er: Gott, es wäre alles schön, wenn ich nur auch das Töchterlein hätte! — Lasse ich ihn verspielen, so ärgert er sich, flucht und schilt, und vergißt das Herzleid. Deswegen laß ich ihn verspielen. — Also der Kaufmann, und gewann dem neuen Schwieger Groschen um Groschen aus dem Sack. Sieht man, wie resolut manche Leute trösten können.

Ich blieb im Greuthofe über Nacht, um am nächsten Morgen meine Winterreise fortsetzen zu können. Ich wollte

Digitized by Google

ins Gebirge, so recht in den nordischen, finsteren, in den allertiefsten Winter hinein. Der Mensch, dem innerlich wohl und warm ist, verlangt manchmal nach großer Rauheit, Herbheit, Wildheit der äußeren Welt. Und wenn der Schnee so hoch ist, daß man über die Wipfel der Fichtenwälder hin spazieren gehen kann, fühlt man sich im Bereiche der Vöglein der Erde fern und den Gräbern ganz entrückt.

Beim Nachtmahle ging es leidlich zu und wir plauderten natürlich von dem neuvermählten Paare. — Heute wird's in Mailand sein, oder schon in Florenz?

„Reisen sie auch nach Rom?" war meine Frage.

„Jetzt nicht; die Frau erst später," gab der Kaufmann Wernhut zur sinnigen Antwort.

„Den Kopf kunnt ich mir herabreißen," schmetterte die Bäuerin auf einmal und riß einen nagelneuen rothseidenen Sonnenschirm aus dem Kasten, „hat sie vom Oheim das Dachel bekommen für Italien, und dieweilen sie jetzt dort in der Sonnenhitz' umhersteigt, steht das bluthroth' Unding da im Kasten! Wie ein Weibsbild so verliebt sein kann! Den Schirm vergessen!"

„Das ist noch nichts," gab ich drauf, „Manche sind so verliebt, daß sie sich selber vergessen. Desweg ist's allemal gut, wenn man ordnungsmäßig zusammenthut, was beisammen sein will."

„Den Sonnenstich kann sie kriegen!" jammerte die Mutter.

„Des Weibes bester Schirm ist der Mann," sagte ich. Das junge Paar war mir schon lange bekannt. Gustav war ein Jugendkamerad von mir gewesen, ein hübscher, kluger Bursche, der auch ein bißchen frische Eigenart in sich hatte und also zum aufgeweckten, gelehrigen Großhof-Töchterlein



Digitized by Google

wohl paßte. Ein Jahr oder zwei hatten sie sich heimlich gern gehabt, der Kaufmannssohn und das kreuzsaubere Dirndel. Wenn ich sie an Sonntagsabenden so miteinander im Garten umherschleichen sah, nicht viel miteinander plaudernd, umsomehr einander aber in die Augen lugend und ein wenig schäkernd — da ward mir oft angst und bang. Neidisch war ich nicht, ich hatte die Meine schon im Trockenen, aber bei zwei Liebenden, die gerne scherzen, ist immer die Gefahr, daß sie auf einmal ihr Glück verscherzen können.

Nun, jetzt hatten sie sich fest und sicher, und ich konnte mich am selbigen Abend ruhig schlafen legen.

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Ein kalter Sonnenschein vermochte den dichten blauen Aether, welcher über der Gegend lag, kaum zu durchdringen. Der Schneepfad winselte unter meinen Füßen, die Schuhe klangen wie Holz, der Bart war weiß bereift, die Ohren brannten im eisigen Feuer. Vor mir stand das Gebirge, dessen Waldung der unteren Region in weißem, flimmerndem Gezacke prangte. Aus dem Engthale kam Wasser heraus, das in seinem Bette zu Eis gestockt war. Eine Weile war es noch unterhalb der Eisdecke mühsam fortgekrochen, endlich ward es ihm in solchem Gewölbe zu eng, es ergoß sich über das Eis, rann auf die Flächen hinaus und bildete dort sulzige Tümpel. Im Engthale war Schatten. An den Wasserfällen, wo es zur Sommerszeit rauschte und toste, hatten sich in Orgelpfeifenform Eiszapfen und glasige Schäfte gebildet, stellenweise ganze Burgen aufgebaut, und das Wasser gurgelte darunter kaum vernehmbar.

Der Weg war gut ausgefahren durch die Schlitten, welche Holz zu Thale beförderten. Er ging die frostige Schlucht entlang, ging die Hänge hinan und kam ins Bereich von

Digitized by Google

Sonnenschein, der hier heller und wärmer war, als unten. In den Zweigen der Bäume hüpften Eichhörnchen und Vögel umher und schüttelten Schneeschollen von den Aesten. Weiter am Berge hatten die Fichten und Tannen ihre Schneemäntel schon früher abgeworfen und sie standen wie dunkle Kegel auf weißem Grunde. Ich kam zu einer verlassenen Köhlerei, da lagen statt Kohlenmeiler große Schneewuchten zusammengetrieben, aber daneben rieselte aus der Berglehne ein munteres Brünnlein und das Wasser im Troge war klar wie Krystall und ich sah daran nicht ein Krustlein Eis.

Noch weiter oben auf der Holzschlagblöße luden Männer Baumstrunke auf einen Schlitten, ihre Röcke hatten sie an Lärchenäste gehangen, sie selbst waren in Hemdärmeln. Auch ich hatte schon längst meine Pelzhandschuhe von den Fingern gestreift und den Mantel aufgeknöpft. Und das war eine saubere Enttäuschung auf meiner wonnigen Winterfahrt!

Endlich waren die Wälder hinter mir, freie Almmatten dehnten sich weithin und die weißen Flächen hatten stellenweise dunkle Flecken. Der Blick war frei ins weite Land hinaus, über welchem das eingefrorene Meer des Nebels starrte. Hoch über Allem die Himmelsglocke in unendlicher Bläue und der Sonnenstern so prächtig lodernd, wie in Sommertagen. Um eine Bergkante bog der Weg in die Hochmulde der Karalm, da waren die sonnigen Hänge ganz schneefrei, moorige Wieslein lachten in hellem Grün der Kresse, und an den Rändern blühten zarte Schneeglöckchen. Auf einer Gruppe von Schirmtannen sangen Finken, nichts ahnend vom Jänner, der im Kalender stand. Der graue Kiesweg lag trocken vor mir und ging einem stattlichen Hause zu, das hinter den Schirmtannen stand und von welchem helles Hundegebell herüberhallte.



Digitized by Google

Neben dem Wege ſtand ein wandiger Felshügel. Den beſtieg ich von hinterwärts und ſetzte mich auf einen von der Sonne hübſch bewärmten Stein. Alſo blickte ich hinaus in die Welt. Anſtatt ſtöbernden Winter, den ich geſucht, hatte ich im Gebirge den Frühling gefunden. Warm, ſonnig und feierlich umgab mich die milde, reine Luft. Auf dem ſandigen Grunde blühten Eriken; zu meinen Füßen rieſelte ein Eidechschen hin, und unterhalb meines Felſens hörte ich eine heitere Mädchenſtimme.

„Daß doch," kicherte ſie, „die Männer gar ſo ungeſchickt ſind!"

„Ich habe ſchon mancherlei verſucht," ſagte auf das Gekicher unten zart und ſchmiegſam eine männliche Stimme, „ganz mißlungen iſt mir eigentlich noch nichts. Und juſt mit dem Weiberhaar ſollte ich nicht fertig werden können?"

Ich war ganz nahe den Sprechenden, ſah ſie aber nicht, weil ſie unten enge an der Felswand ſitzen mußten, über welcher ich lehnte. Ich hätte nur an den Rand hinausſteigen und hinabgucken müſſen.

„Ja ja," ſagte nun das Mädchen, „im Weiberhaar, da hat ſich ſchon Mancher verwickelt. Das iſt unſer Netz, mit welchem wir fiſchen. Aber, Tſchapperl, Du wirſt doch Zöpfe flechten können! Nur nicht ſo feſt."

„Einmal iſt es zu feſt, dann wieder zu locker," antwortete der junge Mann — es war gewiß ein junger, weil er ſo täppiſch ins Garn gegangen. „Die Zöpfe ſind ja fertig, nur muß ich ſie an den Enden immer feſthalten, ſonſt gehen ſie wieder auf."

„Närrlein, mußt ſie halt mit dem blauen Bändchen binden und nachher hinabhängen laſſen, wie es der Brauch iſt bei einer deutſchen Jungfrau."

„Bei wem?"

Digitized by Google

„Ei geh, Du zupfst schon wieder zu arg!"

„Rickerl," sagte nun die männliche Stimme — aber da mußte ich die Ohren schon heidnisch spitzen, daß ich's verstand — „Rickerl, das möcht' sich nicht recht schicken. Ich denk' um das Köpferl winden, die Zöpfe, wie es bei einer deutschen Hausfrau der Brauch ist."

„Mach' mich halt, wie ich Dir am besten gefall'," sagte sie, „wenn Du mich garstig herrichtest, hast Du selber den Schaden."

Nach einem Weilchen versetzte die männliche Stimme: „So, jetzt hast Du wieder Dein Kranzel auf dem Haupt, eines aus Menschenhaar, das steht Dir am besten."

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Ich kroch an den Rand des Felsens hinaus und lugte hinab. — Wie? Was? — Ei, das ist hübsch! So steht's? Darum hat sie den rothseidenen Sonnenschirm zu Hause vergessen!

Ich zog mich zurück und rief laut: „Italien ist dies Jahr hoch gelegen!"

War es mäuschenstill. Ich aber stieg an der rückwärtigen Seite hinab, und bald hatte ich sie Beide zwischen mir und der Felswand.

„Ein Entkommen ist unmöglich," sagte ich, „ergebt Euch!"

Nach dem ersten Schreck ein lautes Auflachen: „Der Peter ist's!"

„Ja, der Peter ist's. Aber nicht der zu Rom in Italien!"

„Nein," rief Gustav, „der auf der steirischen Alm. Bist aber doch eine schlechte Haut, Peter, daß Du uns nachsteigst . . . ."

„Ich steig' Euch nicht nach, aber Ihr stieget mir voraus! — Nein, Kinder, das ist kein Land für Hochzeits-

Digitized by Google

reisende. Ja, für Liebende, das laß ich mir gefallen, für die giebt's nur auf der Alm kein' Sünd; für Verheiratete giebt's auf der ganzen Welt keine, nicht einmal im heiligen Italien."

Gustav reichte mir die Hand und sagte: „Nicht wahr, zum Mittagsmahl giebst uns die Ehre und dann mach', daß Du wieder fortkommst. Gegen Abend wird es arg frostig da heroben, ich versichere Dich. Und kein Mensch da, mußt bedenken! Wir sind heute und morgen in Florenz, dann reisen wir nach Pisa zum schiefen Thurm, hernach wollen wir uns in Padua noch aufhalten beim heiligen Antonius, und in Venedig bei Sanct Marco. Es kann noch der Tage zehn oder zwölf währen, bis wir heimkommen."

In diesem Augenblick gellte vom Jagdhause her ein Pfiff.

„Mittag ist's, Kinder, lassen wir die Suppe nicht kalt werden."

Also gingen wir zu Dreien gegen das Haus hin, Gustav links, ich rechts, Nickerl in der Mitte. Was die für eine Gesichtsfarbe bekommen hatte auf der Alm! So glühend roth hatte ich ihre Wangen noch nie gesehen.

Im Forsthause, in einer traulichen Stube, dessen großer Kachelofen eine behagliche Wärme ausströmte, dessen Fenster in die weite Alpenwelt hinausschauten, war ein Tisch gedeckt, freilich nur für zwei Personen, doch dem munteren, rothbärtigen Forstjäger und seiner emsigen, gelbhaarigen Frau machte das dritte Gedeck keine Sorgen.

„Im Bunde der Dritte!" Also declamirend setzte ich mich hin.

„Das ist Dein Theil," sagte Gustav und stellte mir die Weinflasche hart vor die Nase hin.

Welch ein Tropfen!

Digitized by Google

„Vom Rhein, vom deutschen Rhein! Peter, bade in ihm Dein Herz."

Gott, und wie es nun Frühling wurde in jedem Winkel der Seele!

„Jetzt begreife ich, Kinder!"

„Was begreifst Du?" fragte Gustav. „Daß wir nicht nach Italien gepilgert sind? Ha, das ist wahrlich leicht zu begreifen. In der wonnigsten Zeit, heiteren Frieden, süßeste Seligkeit im Herzen, werde ich mein Weibchen in den Eisenbahnwaggon zerren, von Hotel zu Hotel schleppen, es den Glotzaugen frecher Portiers und dummer Kellner aussetzen, ihm unter fremdem Klima jeden Tag eine neue Unbequemlichkeit machen, hier eine schlechte Fahrt, da einen schlechten Tisch, dort ein schlechtes Bett, ruhelos hetzen von Stadt zu Stadt, von Galerie zu Galerie, ohne Interesse dafür, beständig in den Bädeker schauen, statt einander in die Augen — natürlich, ich werde eine Hochzeitsreise machen!"

„Und wozu habt Ihr es uns denn glauben machen, Ihr falschen Leut?"

„Ja, Alter, das wird freilich schwer zu errathen sein, weshalb wir den Leuten aus dem Wege gehen. He? Weil wir für uns sein wollen. Was ist die Hochzeitsreise anders, als eine Flucht? Eine Flucht vor Bekannten und Verwandten. Ob das Asyl Italien heißt, oder Jagdhaus auf der Karalm, das ist eins. Mit meinem alten Freunde, dem Karjäger, ist die Geschichte schon lange abgemacht gewesen, er hat uns, wie Du siehst, gut eingenestet. — Gelt, Nickerl, es thut's!" — So wandte der Schelm sich zu seiner jungen Frau.

Der ganzen Anlage nach merkte ich, daß die Beiden sich kein Leid anthun würden, wenn sie mich ehestens wieder verlören. Doch gab ich ihnen vor meinem Aufbruche noch

Digitized by Google

zu bedenken, daß sie dem Jänner-Frühling auf dem Berge nicht zu sehr trauen sollten. Schon die nächste Nacht könnte einen so schweren Schneepelz über sie werfen, daß sie wochenlang nicht mehr hervorzukriechen vermöchten.

„Schweig!" unterbrach mich Gustav, „ich mag gar nicht daran denken, es wäre zu himmlisch!"

— Er mochte wohl recht haben. Auch unter dem Winterpelz ist Frühling, wenn zwei junge Leute sich gern haben. Alles Alpengestöber und nordische Eis ist nimmer im Stande, das göttliche Flämmlein zu ersticken, das im Herzen des Liebenden ist und an Glanz und Wärme den Maien-Sonnenschein weit übertrifft.

In dem Augenblicke, als ich fortgehen wollte, stellte Gustav sich mit seiner stattlichen Gestalt in die Thür und sagte: „Oho, Freund, so leichten Kaufes kommst Du mir nicht davon. Den schauderhaftesten Schwur, der je geschworen wurde, mußt Du mir jetzt schwören, daß Du uns nicht verrathen wirst!"

„Bedenke, daß ich Poet bin," war mein zagender Einwand, „wie soll ich so etwas für mich behalten?"

„Bis wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt sind, magst Du plaudern. Und nun siehe, daß Du vor Abend zu Thale kommst."

Bin ich also von den sonnigen Höhen wieder hinabgestiegen in die frostige Fläche, um im Greuthofe die Mär zu erzählen: Auf der Karalm wäre die Luft so rein, daß man von dort aus mit freiem Auge bis nach Italien hinein sehe. Mit einem guten Fernrohr könne man sogar die Hochzeitsreisenden erblicken, und wie der junge Mann seiner jungen Frau die Haarzöpfe flechte.

Digitized by Google

# Sommertage im Waldland.

Das größte Raffinement eines Weltgenießenden iſt die Rückkehr zur Einfachheit. Wer ſich an Auſtern und Champagner überſättigt hat, dem ſchmeckt Schwarzbrot und friſches Waſſer wieder.

Ich hatte an den prunkvollen Stadthäuſern und geiſtreichen Stadtleuten gerade wieder einmal genug. Die Akademien, Theater, Kunſtgalerien und wiſſenſchaftlichen Cirkel langweilten mich. Meine Bücherkäſten und Büchertiſche und Bücherladen und Bücherſtellen und Bücherſendungen der Poſt waren mir läſtig. Die Journale, Zeitſchriften, Feſtprogramme, Parteimanifeſte, die mir durch alle Fugen meiner Wohnung zugeflattert kamen, ekelten mich an. Ich hing die Reiſetaſche um, that die Gedichte von Schiller hinein und einen Band von Goethe, den ich mit geſchloſſenen Augen wählte, nahm den Wanderſtab und ging ins Gebirge.

In den Mauern beunruhigt uns täglich drei- bis viermal die Poſt, ſie greift wie eine fremde Macht in unſere Tage. Je größer die Spannung und Erregung, mit der Mancher dem Poſtboten entgegenſieht, um ſo heilſamer, wenn

Digitized by Google

dieſer ganz ausbleibt und man am Morgen von den Göttern den Tag als Eigenthum in Empfang nehmen kann, ohne befürchten zu müſſen, daß er durch fremde Wünſche und Willkür geſtört werden könnte. Es iſt nichts, das man ſo ſchwer zu vermiſſen vermeint und ſo leicht vermißt, als den Briefträger — heißt das, ſo lange uns die Zauber des Waldlebens umſtricken. Vergißt man in ihnen ja ſogar ſeiner eigenſten Gewohnheiten, körperlichen Gebrechen und Leiden.

Wo weitum kein Wirthshaus und keine Poſtſtation war, kehrte ich in einem Bauernhofe zu, in der Abſicht, dort alt zu werden und zu ſterben, falls mich nicht etwas wieder zurücktriebe in das Weltleben. Eine beſondere Stube konnte ich nicht haben, wohl aber ſtand mir die gemeinſame offen, in welcher Hausvater, Hausmutter, Kinder, Großeltern und das übrige Geſinde, einſchließlich der Hunde, Katzen und Hühner, zu den Mahlzeiten oder auch zur Schlafenszeit ſich einfanden. Mir wurde in der Heuſcheune ein Bett aufgeſchlagen und die Erlaubniß ertheilt, ein Dachbrett zu verſchieben, falls es mir im Raum zu finſter wäre.

Nun iſt aber in einem Bauernhofe eine abſolute Finſterniß gar nicht denkbar; zu allen Fugen lodert das Sonnenlicht herein, ja ſelbſt die Sterne in der Nacht gucken noch in den Frieden und in die Geheimniſſe der Kammern.

Manchmal aber vernehmen im Waldhofe die Ohren des Menſchen mehr, als die Augen des Himmels. Bisweilen ſind es zwar nur Nachklänge. Es mußte im Hauſe geſtern der Ausdruck: „Alte Margerl" gefallen ſein. In dieſer Nacht hörte ich aus der benachbarten Knechtekammer ganz deutlich folgenden Erguß: „Von Dir hätt' ich's am wenigſten gedacht, Kaſpar, daß Du mir den Spitznamen Alt aufbringſt, von Dir thut mir's am allerwehеſten. Einmal bin ich Dir jung

Digitized by Google

genug gewesen. Weißt Du noch, wie Du mir das erstemal nachgeschlichen bist auf den Heuboden? Hergenommen hast mich, und so ein jung frisch Bröckel Gottesgab, hast Du gesagt, kann der Christenmensch nicht verachten. So ein jung Bröckel, hast Du gesagt!" — „Aber Margerl!" höre ich eine männliche Stimme, „das ist ja vor dreißig Jahren gewesen!" — „Dreißig Jahr hin, dreißig Jahr her!" ruft sie, „eine Dirn, die dem braven Burschen einmal jung gewesen, wird er sein Lebtag nicht alt schimpfen. Und bin ich's? Schau her, ob ich's bin!" — „Blutjung bist," sagt er, „weil's bei der Nacht finster ist; aber gestern beim Tag ist's licht gewesen. Schau mich an bei Tag, ob ich nicht auch meine grauen Haar und meine Runzeln hab'." — „Desweg ist's am besten, wir schauen uns bei Tag gar nicht an." — „Ist mir ganz recht, und bei der Nacht schlafen wir. Gute Nacht."

Was weiß ich? Unangenehm genug, daß ich aus meiner guten Ruh gestört worden. Ich nutzte mein Obdach nur zur nächtlichen Rast, tagsüber schwamm ich draußen in der warmen Juliluft durch die Wälder, Bergschluchten und über Hochmatten.

Manche besitzen ihr Taschenmesser in scharfem Zustande nur kurze Zeit, im schartigen tragen sie es viele Jahre lang mit sich herum. So geht's auch mit der körperlichen Gesundheit. Ich schneide meinen Wanderstab in Wald und Berg längst schon mit der schartigen Klinge und wundere mich nur, daß der geschnittene Stock manchmal, wie beim heiligen Josef, noch grüne Zweige treibt.

Wie erquicklich waren mir also die Tage im Waldland!

Der Himmel war stets wolkenlos und die Luft so trocken, daß der Rauch eines in weiter Ferne brennenden Waldes in milchstraßenartigen Bändern tagelang am Firmament zu sehen war.

Digitized by Google

Gerne saß ich auf einem hochgelegenen Waldanger, der mit jungen, üppigen Fichten umstanden war; über den scharfzackigen gekreuzten Wipfeln blaute ein fernes Felsgebirge herein, in welchem man zur Nachmittagszeit die leuchtenden Kalksteintafeln und die schattigen Schründe und die Schneereste in denselben genau sehen konnte. Mitten auf dem Anger standen zerstreut etliche Lärchenstämme in ihren regelmäßigen, lichtgrünen, weichen Kegeln auf. Ein einziger solcher Baum schon ist werth, daß man ihn tagelang betrachte. Hoch hinauf der ästelose Schaft mit seiner rauhen, in wunderbarer Unregelmäßigkeit zersprungenen Rinde. Diese Unregelmäßigkeit innerhalb des höchsten Ebenmaßes kann kein Mensch machen; das menschliche Auge ist in diesen Dingen doch so plump, die menschliche Hand so unbeholfen! Wer nur an einem Buche einen marmorirten Schnitt machen will, der muß die Naturselbstzeichnung einer mit Farbe marmorirten Wasserfläche dazu benutzen. Wer einen Sternenhimmel zeichnen will, der muß, um die scheinbare Unregelmäßigkeit zu finden, Körner auf die Fläche streuen. Ja selbst der Maler einer barocken Arabeske findet seine ersten Anhaltspunkte nur, wenn er kleine Hölzchen oder Sand wie zufällig auf das Blatt schleudert. In dieser äußerlichen Unordnung liegt das Geheimniß der höchsten Ordnung. Wer die rauhe Rindengestaltung eines Lärchbaumschaftes aus eigenem Augenmaße nachbilden wollte, der brächte ein lächerliches Ding zuwege, das mit der Natur nicht die geringste lebendige Aehnlichkeit hätte.

Von einem ursprünglich angelegten, mit wunderbarer Begabung ausgezeichneten Menschen sagt man: er ist genial. Kann man das auch von der Natur sagen? Gewiß nicht. Die Natur steht unendlich erhaben über dieser Bezeichnung. Betrachten wir den Lärchbaum noch in seiner Ast- und Zweig-

Digitized by Google

bildung. Es giebt an dem ganzen Baum keinen Aſt, keinen Zweig, der einem anderen Aſt oder Zweig ganz gleich wäre. Es giebt am Baum keine Nadel, die einer anderen genau ebenmäßig wäre, ſowie behauptet werden kann, daß auf der ganzen Welt nicht zwei Laubblätter wachſen, die in allen ihren Theilen vollkommen gleich wären. Welch eine ſcheinbar willkürliche Unregelmäßigkeit in dem Geäſte, Gezweige, und welch eine unbeſchreibliche Harmonie und Einheitlichkeit im ganzen Baum! Wer befiehlt es jedem einzelnen Aſt, daß er ſo lange hinauswachſe und ſtrebe und ſeine Zweige ſtrecke, bis dieſe die anderen erreicht haben? Wer ruft ihm Halt zu, ſobald er in Einklang mit allen anderen ſteht, ſo daß der Lärchbaum im Großen genau die länglich-kegelförmige Geſtalt hat, wie das rothe Blüthenkätzchen, das dieſer Baum im Frühjahr auf ſeinen Zweigen wiegt? Daß es nicht Engel ſind, die da ſtutzen und glätten, und den Baum ſozuſagen friſiren, das haben die Männer der Wiſſenſchaft mit einer faſt leidenſchaftlichen Beſtimmtheit feſtgeſtellt. Gleichwohl ſind ſie uns den Aufſchluß, wie das eigentlich zugeht, ſchuldig geblieben oder haben denſelben in eine Art gekleidet, mit der uns gewöhnlichen Leuten nicht gedient iſt. Ich denke mir meinen Theil, oder vielmehr, ich empfinde ihn, und ich bin tiefinnerlich froh, wenn ich in Waldeinſamkeit die Thaten der Natur ahnen und ſchauen kann. Daß ſelbſt im Walde, im Baume aus der unendlichen Verſchiedenheit der Individuen die Einheitlichkeit des Ganzen hervorgeht, beruhigt mich; auch unter uns Menſchen giebt es viele abſonderliche und widerhaarige Geſellen, Parteien, Völker, ſie gehören eben auch dazu und werden dem Ganzen nicht ſchaden.

Immer darf man aber auf die Verwandtſchaft und Verſtändnißinnigkeit zwiſchen dem Menſchen und ſeinem

Digitized by Google

Gegenüber, der äußeren Natur, nicht bauen. Vor mir stand ein junger, strammer Fichtenbaum, der hatte so dichte, geschmeidige Aeste, so saftige Zweige und sein Wipfel war üppig vollbeladen mit dunkelrothen, harzigen Zapfen. Wie manches zweibeinige Geschöpf, so dachte ich ihm zu, kann dich wohl niederhauen mit der Axt, aber deine strotzende Jugendkraft kann er sich nicht aneignen. — Da kam ein Windstoß, die Baumhäupter rauschten und bogen sich, der junge Wipfel mit dem Samenzapfen aber brach unter seiner eigenen Last und stürzte zur Erde. Hier hat es doch an dem richtigen Verhältniß gefehlt zwischen Kraft und Kraft; die Kraft des Individuums war zu schwach, um die Kraft des Geschlechtes ertragen zu können. Oder soll derlei nicht manchmal auch an Menschen vorkommen?

Zum Walde gehört der Jäger, aber er zerstört mitunter die Stimmung. So ein stattlicher Bursche mit Doppelgewehr und Hirschfänger sieht recht tapfer aus; ich vermuthe aber, daß lange nicht so viele schmucke Jäger in den Wald gehen würden, wenn die Rehböcke und Auerhähne ebenfalls Doppelgewehre und Hirschfänger bei sich hätten.

Der Jäger Florian in hiesiger Gegend hat vor kurzem einen „Rehrufer" gekauft. Das ist ein Messingpfeifchen, durch welches man den Lockton junger Rehe und Rehweibchen nachahmen kann. Damit wird der Rehbock herbeigelockt, um niedergeschossen zu werden. Beim Familiensinn also wird das Thier durch den Herrn der Schöpfung gefaßt, um es zu überlisten. — Ich freue mich über die Maßen, daß ich nicht so bin wie die Thiere, sondern das „edelste Geschöpf" — ein Mensch. —

Am traulichsten ist mir in der Waldschlucht, wo das kalte Wasser gischtet. Wo nicht ein Gebirgsbach rauscht,

Digitized by Google

dort ist keine echte Sommerfrische. Nichts Erquickenderes, als die kühlende, thauende Luft, die über solchen Wassern uns anhaucht. Wir stehen am Bache still und blicken in das vorüberziehende Wasser und meinen, wir seien die Feststänbigen. Das ist aber wieder einmal umgekehrt; die Menschen, die Geschlechter ziehen vorüber, der Bach hat unseren Voreltern das Taufbecken gefüllt und wird unseren Nachkommen die Gräber bethauen. Die Menschheit ist wohl mit Wasser vergleichbar, aber nicht mit über Kieselsteinen fließendem, sondern mit gen Himmel steigendem und vom Himmel in Tropfen zur kühlen Erde fallendem.

Die Freundschaft mit dem Waldbach ist übrigens nur bei einiger Entfernung gut. Wer sich aus Liebe zu ihm in sein Bett legen wollte, dem erginge es übel. Und so trifft es sich ja häufig, daß die Wesenheiten der äußeren Welt, die der Naturfreund so begeistert verehrt, bei näherer Berührung unsere Feinde werden. Platonisch wollen sie von uns geliebt sein, sonst hätte der schönste Bach Lust, uns zu ertränken, der freundlichste Baum, uns todtzuschlagen, das herrlichste Felsgebirge, uns in den Abgrund zu schleudern. Wenn ich durch Wald und Flur wandere, begehre ich keinen Nutzen. Ich bescheide mich und bin doch im Vollbesitze höchster Güter. Ich konnte einmal nicht verstehen, was die Religion sagt, nämlich, daß die Auserwählten in der ewigen Anschauung Gottes selig seien; und nun bin ich schon selig, wenn ich fortwährend die Matten und Wälder, die Wasser und Wolken anschaue!

Dazu bedarf es freilich noch eines Zaubers, der aus unserem Innern kommt und dort geweckt werden muß. Ein oder zwei Bücher stehen zur großen äußeren Welt im richtigen Verhältniß. Sonst haben wir zu viele Bücher und

Digitized by Google

zu wenig Natur. Wer in seinem stillen ländlichen Kreise nichts als einen Band von Schiller oder Goethe in der Tasche hat, und hinter derselben ein wahrhaft lebendiges Herz, der wird — und er braucht keinen gelehrten Ausleger dazu — die Reichthümer allmählich entdecken, die in dem Buche niedergelegt sind und an denen er sonst etwa durch andere, durch nichtige Bücher beansprucht, zerstreut und irregelockt, sein Leben lang vorüber gegangen wäre. Versuche es einmal Einer und lese in der stimmungsvollen Waldeinsamkeit ein Gedicht von Einem jener Großen! Das wird anders sein, als wenn er den Band in seiner Arbeitsstube aus dem Bücherkasten gezogen und so im Vorbeiblättern ein wenig darin genascht hätte. Glaubt mir nur, man kann bei zu vielem Lesestoff das Lesen ganz curios verlernen! Man wird flatterhaft, genäschig, ohne zu genießen, wählerisch, ohne zu wählen, launenhaft, kritisch, ohne wirklich zu urtheilen. Eine Bibliothek ist wie ein Harem, aber ein einziges Buch ist wie eine Geliebte, mit der man allein sein muß, wenn man ihre Süßigkeit und ihren Gehalt inne werden will. Wenn mich im Walde aus meiner Lectüre das Brausen des Wildbaches aufweckt oder der helle Schlag einer Amsel oder der still heranwehende Dufthauch einer Cyclame, so zerstört das die Stimmung nicht, sondern erhöht sie vielmehr.

Gefährlich wird im Walde dem Buche nur die trällernde Hirtin oder die leichtgeschürzte Beerensammlerin. Dagegen kann kein begeisterter Hymnus Schiller's, kein glühendes Weltlied Goethe's aufkommen. Wenn ich schon den Stein und den Baum und die Blume und das Käferchen des Waldes so aufmerksam und eingehend betrachte und auf mich anwende, warum soll ich ein Gleiches nicht mit der jungen Hirtin thun? Sie gehört doch auch zur Natur, in

Digitized by Google

die ich mich ja ganz und gar versenken will, und Goethe räth' mir selbst, ich solle sein Buch ins Gras werfen und der holden Schäferin nacheilen. Der Mann versteht sich drauf, und wenn die Kleine auch noch nicht über achtzehn Sommer zählt, so hat doch die Sonne dieser Sommer ihr Gesichtlein, ihre Arme und rundlichen Schultern so frisch bräunlich gefärbt, die Glieder sanft geschwellt und in den schwarzen Aeuglein eine Gluth entfacht, daß man sie wohl vergleichen kann mit der reifen Himbeere, die sie in ihr Körbchen sammelt.

Ich erhebe mich sachte von meinem Mooskissen, um mir von ihr eine Beere zu erbitten; da huscht aus dem Dickicht flink wie ein Hirsch ein Jägerknab', wirft Gewehr und Weidtasche, Hut und Rock von sich, und in Hemdärmeln faßt er die Maid um die Lenden und schwingt sie so hoch, daß er an ihren rothen Lippen saugen kann. Sie wehrt sich, aber je strammer sie ihre runden Arme gegen seine Brust stemmen will, desto fester umspannt er sie und preßt sie an sich. Sie würde um Hilfe rufen, fürchtet aber, daß sie Jemand hören und sich in den Handel mischen könnte. Jetzt haben sich noch dazu ihre nußbraunen Haarflechten gelöst und so unselig um den Nacken des schlanken Knaben gewunden, daß er sich tief niederbeugen muß, wenn er sie wieder auf den Boden stellen will. Ehe denn aber ein Jägersknab' den Nacken beugt, eher kniet er hin. Ich erkenne bald, daß hier meines Bleibens nicht länger sein könne; die Natur hat ihr Allerheiligstes, in das wir nicht zu jeder Stunde blicken dürfen.

An demselben Tage zeigt mir das Waldleben auch eine ganz andere Seite. Ich bin noch durchglüht von dem idyllischen Ereigniß, dem ich entfliehen mußte, als ich auf



Digitized by Google

dem steilen Hohlweg, den ich abwärts gehe und auf dem wegshin die rinnförmige Spur eines geschleiften Holzblockes ist, eine dunkle Masse liegen sehe. Aus der Ferne halte ich es für einen zusammengeballten Mantel, als ich in die Nähe komme, sehe ich ein zu einem Ballen zusammengewalztes Menschenwesen daliegen, dessen Glieder noch ein wenig zucken. An dem schier zwischen die Beine durchgepreßten Haupte erkenne ich den Sepp am Rain, einen Häusler, dessen Vermögen in zwei Pferden bestand, mit denen er durch Holzfuhrwerk seine zahlreiche Familie ernährte.

„Aber Sepp!" rief ich, „was ist denn das? Was ist geschehen?"

Er rollte langsam seine Augen gegen mich, und todtenblaß bis an die Lippen, sagte er: „Geh', hilf mir ein wenig zurecht. Mich hat's arg erwischt."

Als ich den Mann aber zurecht richten wollte, ächzte er vor Schmerz und sagte: „Laß mich, wie ich liege, und gehe meinem Fuhrwerk nach, das ist davon mit meinem Bübel; weiß Gott, was dem geschieht! — Wir haben," fuhr er unter Athembeklemmung fort, „Holzblock geführt. Da fliegen Wildtauben auf, die Rösser erschrecken, thun einen Sprung und rasen davon. Ich will einschleifen, stolpere, komme unter das Holz. Hat mich mitgeschleift, hat mich so zusammengewalzt. Auweh, mit mir ist's vorbei. Ich bitt' Dich und bitt' Dich, lauf' den Rössern nach — mein armes Bübel! Auweh!"

Man muß freilich den Sterbenden, den man doch nicht retten könnte, verlassen in seiner größten Noth, wenn ein Anderer in Lebensgefahr unsere Hilfe heischt. Ich ließ ihn liegen und lief wegabwärts, mit jeder Wendung erwartend, den Knaben ebenso wie den Vater zermalmt auf dem Wege

Digitized by Google

liegen zu sehen. Es war aber nichts, als die gleichmäßige Spur des geschleiften Holzblockes. Zehn Minuten lang mochte ich so dahingeeilt sein, eine Ewigkeit waren sie mir, und eine Ewigkeit könnte man laufen in solcher Aufregung, ohne zusammenzubrechen. Und kein Mensch glaubt es, wie viel man denkt, im Geiste sieht, im Herzen empfindet bei solcher Jagd hinter dem Unglücke her!

Endlich an einer geschlossenen Thorschranke standen die Pferde mit dem zweiräderigen Blockwagen. Und auf dem Blocke saß der etwa siebenjährige Knabe und schaute verblüfft drein, daß anstatt des Vaters ein Fremder kam.

Ich hob den Knaben auf den festen Boden herab, spannte an einer Ausweichstelle den Wagen los und führte die Pferde und das Kind eilig hinab zum Häusel am Wiesenrain. Als wir demselben nahe kamen, fing der Knabe an zu rufen: „Simon! Simon!" Das war ein alter, krüppelhafter Mann, der in dem Häusel auf der „Einlege" saß. Er kam aber nicht hervor, weil ihn seine Beine nicht tragen konnten, hingegen eilte, von sechs unerwachsenen Kindern umgeben, das Weib des Sepp aus dem Hause, und als sie den fremden Mann mit den Pferden kommen sah, wollte sie zusammensinken vor Schreck.

„Seppin!" rief ich ihr zu: „Euer Mann, geschädigt ist er worden."

„Arg?" fragte sie mit gefalteten Händen, „um Gotteswillen, arg geschädigt?"

„Ich weiß es nicht. Oben im Wald liegt er."

„So hat er sich gar einen Fuß gebrochen?" jammerte sie.

Wir gingen so schnell wir konnten der Unglücksstelle zu. Während des Laufens war ich bestrebt, sie vorzubereiten, ich wußte, wie glücklich und liebevoll das Ehepaar miteinander



Digitized by Google

gelebt hatte. — „Ein Fuß dürfte freilich hin sein, vielleicht beide. Er hat Schmerzen. Wenn ihm nur nicht auch die Arme gebrochen sind, er scheint unter das Holz gekommen zu sein. So etwas kann grob verletzen, grob . . ."

Zusammengekauert, wie er früher gelegen, so haben wir ihn gefunden. Keine Spur des Lebens war mehr in ihm. Das Weib riß ihn empor, sein Haupt sank auf ihren Schoß mit gebrochenem Auge, die Schmerzenszüge noch um den halboffenen Mund, so erzählte er stumm, was geschehen war. Das Weib labte ihn, tröstete ihn, herzte ihn mit den rührendsten Worten, rüttelte ihn und rief ihn laut beim Namen, als sei er aus tiefem Schlaf zu wecken; da aber kein Lebenszeichen mehr wiederkehrte, als er kalt und starr wurde, da preßte sie ihr Angesicht an seine Brust und begann herzzerreißend zu weinen.

Am Morgen, als der Sepp mit seinem Söhnlein ausgefahren war, hatte er ihr noch heiter zugerufen: „Liesel! heute mußt Du uns aber doch einen guten Sterz kochen zum Frühstück!"

„Nichts da," hatte sie scherzend erwidert, „für so zwei Lotter, wie Ihr seid, ist die Milchsuppe auch gut genug. Den Sterz kriegt Ihr auf den Abend, wenn Ihr heimkommt und ich sehe, daß Ihr ihn auch verdient habt." —

Am nächsten Tage, als ich das Häusel wieder besuchte, lag er im Vorgelaß aufgebahrt. Auf zwei Stühlen ein langes Brett, über den darauf schmal und schlank ausgestreckten Leichnam ein Leintuch gehüllt. Zu Häupten auf einem Bänklein ein Trinkglas, in welchem schwimmend auf dem Oel das Aemplein brannte; ein Kinderschälchen mit Weihwasser und Tannenzweig und das hölzerne Crucifixlein vom Hausaltar — das war alles.

Digitized by Google

Die Kinder ſtanden an der Bahre herum und hatten ſich mit der ſeltſamen Thatſache, daß hier unter dem weißen Tuche der Vater ſchlafe, bereits vertraut gemacht. Als ſie ihn todt ins Haus gebracht, ihn, der ſonſt mit ihnen immer ſo munter geweſen, da brachen die Größeren in Weinen und Raſen aus und riſſen hierin auch die Kleineren mit, die doch nicht einmal ahnten, um was es ſich handle. Nun ſtanden ſie Alle da herum, und der Familienvater, Ernährer und Schützer, der einzige treue Freund auf der Welt, lag ſtill und ſtumm auf dem Brette; im Hauſe und in der Nachbarſchaft wurden Anſtalten getroffen, ihn fortzutragen und zu begraben.

Das Weib war gefaßt. Weinen konnte ſie nicht mehr, mit Klagen war der unermeßliche Stein, der ihr auf dem Herzen lag, nicht zu heben. In dumpfer Stimmung — wie halbträumend — verrichtete ſie die gewohnten häuslichen Arbeiten, hegte die Kinder und ordnete das Leichenbegängniß an. Allemal aber brach ihr Schmerz los, wenn ihr einfiel, wie ſie ihm an ſeinem letzten Tage das gute Frühſtück verſagt hatte. — So — Ihr lieben Freunde — ſo iſt unſer Gemüth. An Unbedeutendes oft klammern ſich die Gewalten des Herzens, wenn das Bedeutende zu groß, zu allgemein iſt, um es zu faſſen.

Wie manches Familienvaters Leben, Arbeiten, Kümmern, Leiden und Sterben iſt ein unausgeſetztes Brandopfer für Weib und Kind. Nicht anders iſt's bei Manchem, als daß er willig ſeinen Leib ans Kreuz ſchlägt für das Leben der Seinen, daß er unter ſeinen Mühen und Laſten, unter den Schlägen, die ihm im Kampf um ſie verſetzt werden, langſam verblutet oder auch, wie es hier der Fall geweſen, plötzlich ein Opfer ſeines Berufes, ſeiner Arbeit wird. Glücklich das

New York Public Library
ACTUAL BRANCH
Digitized by Google

Weib, welches sich keines anderen Fehls anzuklagen hat, als daß es dem Einzigen sein Lieblingsgericht anstatt am Morgen erst am Abend vorsetzen wollte.

So hat auch das Waldland seine bunten Neuigkeiten, und es ist fast allemal Herzblut dabei. Ich schaute hinab auf den langen Leichenzug, als er sich nach einem Morgengewitter durch das grüne Engthal bewegte. Die Leute von der ganzen Gegend — und der Wald ist durchaus nicht so menschenleer, als man glauben möchte — waren zusammengekommen, um dem armen Weib das schwere Kreuz-tragen zu helfen, das so plötzlich vom Himmel gefallen war. Auch der schlanke Jägerknab' und die Schäferin gingen hinter dem Sarge drein — bei ihnen wird's auch einmal so sein. Nebenhin rauschte das Wasser, auf den Wipfeln der Lärchen und Fichten jubelirten die Vögel, und am Himmel stand hoch und hell ein Regenbogen. Und wie der saftiggrüne und blühende, von Waldhöhen umrandete Thalkessel unter dem Regenbogen so dalag, war es zu sehen wie ein ungeheurer Blumenkorb, der einen siebenfarbigen Henkelreifen hat.

Wenn die frivole Welt wieder einmal um meine Seele werben will — diesen Korb gebe ich ihr.

§

Digitized by Google

# Bergfrieden.

## Ein Ausflug.

Im Juni vorigen Jahres wurde ich eingeladen, einen berühmten Freund zu beſuchen, der weit oben im Gebirge wohnt. Alſo machte ich mich eines ſchönen Morgens auf. Ihr kennt ſie, die rollenden Reifen mit den Engelsflügeln, die ungeheuerliche und zugleich glückliche Verſinnbildlichung des eilenden Dampfwagens. Auf ſolch beflügelten Rädern flog ich davon. Anfangs ging's durch ein ſonniges, wohlangebautes Thal, das viele Ortſchaften hat und ſanft aufſteigende, mäßig hohe Berge zu beiden Seiten. Dann ein ſtattlicher, ſtahlgrauer Fluß, dem man eine halbe Stunde lang entgegenfährt. Auf dieſer Strecke zwei blühende Landſtädte. Bald biegt die Eiſenſtraße nach rechts in ein Thal, deſſen Berge ſchon höher aufſteigen zu glatten Almen oder zu kahlen, braunen Kuppen und einzelnen Felsriffen. Im Thale ſelbſt geht auf dem Höhepunkt einer Waſſerſcheide der Ackerboden in moorigen Wieſengrund über. Hernach kommt ein anderes breites Thal, das ſich von Morgen gegen Abend zieht. Da ſtehen in lichtem Höhenrauche die felſigen Berge, wovon einer ſich wuchtig und

Digitized by Google

schroff in die Wolken erhob. Die Ortschaften können nicht mehr mitten im Thale stehen, weil sie dort im Moore versinken müßten, sie schmiegen sich lieber an die Bergsohle. Auf Moorgrund weitum zerstreut zahlreiche Heuhütten. Ein schöner großer, grünlich schimmernder Fluß, dem wir stundenlang entgegenfahren, bis er sich im Almbereiche sachte verliert und wir in ein anderes Wassergebiet gelangen. Die Bauernhäuser sind hier schon nach Schweizerart gebaut, mit flachen, steinbeschwerten Schindeldächern und Glockenthürmchen. An einer Stelle Ausblick auf Gletscher. Der Zug rollt über Brücken, durch Tunnele in ein tieferes Thal nieder, da giebt's ein großes, lehmgraues Wasser, da giebt's die schlanken, spitzen Tiroler Kirchthürme, da giebt es senkrecht aufsteigende, zerrissenwändige Felsberge. Die Richtung geht gegen Abend, an einer alten, aber noch immer wie drohend starrenden Bischofsveste vorüber, dem tosenden Wasser entlang in eine großartig wilde Schlucht, eingeengt zwischen himmelansteigenden Wänden, eine Wildniß, die sich schwer auf unser Herz legt. Endlich ist anders nicht mehr vorwärts zu kommen, da durchbohrt die Bahn einen Berg, und nach langem unterirdischen Rollen gelangen wir hinaus in ein breiteres Thal, wo neben Eisenbahn und Fluß auch wieder Matten, Felder und schöne Ortschaften liegen. Vom Fuße eines Berges herüber rauscht es wie ein Wasserfall. Das Dampfroß eilt weiteren, lichteren Gegenden zu, die Berge werden niedriger und niedlicher, zur Linken noch ein zerrissenes Gebirge mit reichstem Sagenkranze; rechts eine sanfte Bergkuppe, auf deren Spitze ein leuchtendes Gebäude steht, zu welchem keck und frisch eine Eisenbahn emporsteigt. Zwischen diesen beiden Alpenausläufern liegt am grauen Flusse eine Stadt, mit ihrem Bergcastell malerisch wie das tempelgekrönte Athen.

Digitized by Google

Hier verlasse ich die Eisenstraße, welche hinausgeht ins Hügelgelände, in die Ebene gegen den großen Strom. Auf einer kleinen Seitenbahn, deren versäumter Dampfwagen nöthigenfalls mit einem flinken Einspänner einzuholen ist, durchrassele ich die Stadt, berühre auf weiter Fläche Dorf um Dorf, Schloß um Schloß, auch einen herrlichen Garten, in welchem Neptun seine Taschenkünste treibt, und komme endlich an den Fuß des wilden Berges mit der Sagenweihe. Hier steige ich in einen Stellwagen, der in das bewaldete Engthal biegt und aufwärts fährt an einem schönen, klaren, breiten Alpenwasser. Zu einem Flecken komme ich, der im Engthale liegt und der vor etlichen Jahren in einen See versinken mußte. Solcher See hatte sich eines Tages gebildet, weil, durch einen Bergsturz unterhalb des Ortes gehemmt, das Wasser nicht abfließen konnte. Im Hintergrunde des ansteigenden Thales dämmern finsterblaue Bergriesen, denen ich zufahre. Das Thal weitet sich, aber der Abend ist angebrochen und der große, weitberufene Ort, der zerstreut auf Hügeln und Höhen liegt, winkt mir mit seinen Lichtern zu.

In diesem Orte erwartet mich der Freund mit seinem Wagen. Wir fahren noch ein halbes Stündlein in die Nacht hinein; manchmal rauscht der Fluß, manchmal noch blinkt eine Felstafel nieder, und das Abendroth verglost langsam hinter den finsteren Baumwipfeln, die über unseren Häuptern sind. Am Wege ein blasser Holzpfahl, an welchem es vor Jahren verkündet worden war, daß der Freund, der nun geruhig an meiner Seite sitzt, nach romantischen Stürmen sein Weib gefunden. Wir fahren in einer düsteren Wildniß, und die schwarzen Wuchten der Berge engen immer mehr den Sternenhimmel ein.

Digitized by Google

Plötzlich hält der Wagen. Wir steigen aus, und von einer Anhöhe herab winken bunte Lichter. „Da oben steht sie, meine Klause," sagt der Freund. Wir steigen hinan. Im Scheine der Lampen tritt aus der Dunkelheit ein stattliches Haus mit steilen Dachgiebeln und Thürmen. Ueber dem Eingange das Wort: „Bergfrieden." Am Söller steht livrirte Dienerschaft mit Lichtern, und die Quaderstufen nieder steigt eine schlanke, herrliche Frauengestalt, den Ankömmling zu begrüßen. Ich werde hineingeleitet in die mit Teppichen üppig bedeckten, mit schwellenden Ruhesitzen bestandenen, hell erleuchteten Räume, bin anfangs geblendet von der Farbenpracht, die überall ihre bunten Gluthen spielen läßt. An den Wänden kunstvoll geschnitztes Getäfel, Gemälde, Seltsamkeiten aus verschiedenen Ländern und Zeiten, weiße Marmorgebilde classischer Kunst. Der würdige Zeus und die erhabene Pallas Athene, die sinnenweckende Aphrodite und der schalkhafte Amor — sie alle sind da in Gestalt und im Geiste. Daneben prangende Palmen, darüber duftendes Tannengewinde, davor Alpenrosen und Edelweiß. Das alles und vieles Andere ist so berückend, überwältigend und gemüthlich zugleich, daß ich es am besten bezeichne mit dem Worte: Ein Nest der Schönheit.

Und in diesem Hause, genannt „Bergfrieden", herrscht ein noch jugendliches Paar, dessen Haupt mit einem Lorbeerzweige gekrönt ist. Auf unserer Wanderung durch die Räume des Hauses kamen wir endlich in ein Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war zum Abendmahle. Beim Rubine des Weines feierten wir unser Wiedersehen.

Um Mitternacht führte der Hausherr mich hinan die Treppe in mein Schlafgemach. Bevor er mich verließ, sagte er: „Freund, morgen, wenn Du aufgestanden sein wirst, thue

Digitized by Google

mir den Gefallen und tritt durch dieſe Thür auf den Söller hinaus." — In meinem Schlafgemache war mit traulicher Behaglichkeit finſterer Ernſt gepaart. Ueber dem Bette ein Raphael'ſcher Engelskopf, vor dem Bette das Chriſtushaupt vom „Letzten Abendmahle" des Leonardo da Vinci. An der Wand mit gothiſchen Buchſtaben tiefſinnige und lebenablehnende Gedenkſprüche. Alſo: „Ich will allein ſein." „Werde ſtarr, wie dort vor Dir der trotzige Fels." „Und ſiehe, es war die Stimme eines Predigers in der Wüſte." „Ruhm iſt eine Quelle von Leiden, Dunkelheit eine Quelle von Glück." „Den Götzen ſtürze, den Gott gieb Dir ſelbſt." — Bald glitten die ſchweren Gedanken ab von meiner frohen Seele und ich ſchlief.

Am nächſten Morgen, als mein Auge aufging, badete ich in einem hellen, goldigen Lichte. Wo kam es her? denn das Gemach hatte kein Fenſter. Es kam vom Dache herab, durch einen rothen Vorhang ſanft gedämpft, ſo daß alles, was um mich war, in Roſen blühte. Ich öffnete eine Thür und trat auf den Söller hinaus. — O Sommermorgens-Herrlichkeit! Auf grüner, thaufunkelnder Matte, nach dem Berge hin in einem Halbkreis von mächtigen Ahornen und Fichten umgeben, ſtand das Haus. Da unten ein weites Thal mit Waldſchluchten und Hochebenen, beſtanden von Bauernhöfen und Herrenhäuſern, im Hintergrunde Waldhöhen, Almen und graue Felswände, dazwiſchen eine tiefe Thalſcharte hinaus ins ebene Land. Gerade vor mir über Buchen- und Ahornkronen, hinter einem einzigen Vorberge ſteigt ein zweihörniges Felsungethüm in die Himmelsbläue an, und unterhalb der Hörner, wovon das kleinere ſcharf und ſpitzig, das größere maſſig und ſtumpf iſt, ein blinkendes Eisfeld.

Digitized by Google

Dieſes Felſenungethüm iſt der Watzmann. Ich bin im Thale von Berchtesgaden, in der nächſten Nähe des Königsſees. — Wenn Du, mein Leſer, verlangſt, daß ich Dir die Schönheit dieſes Morgens und dieſer Gegend beſchreibe, ſo muß ich lachen. Das geht nicht, Freund. Hundert Federn und tauſend Pinſel haben ſich ſchon abgenutzt in dieſem Vorhaben, und doch rollen da unten die glatte Straße im Sommer täglich zahlloſe Wagen von Leuten, die aus aller Welt herbeikommen, um, mißtrauiſch gegen Wort und Bild, mit eigenen Augen zu ſehen.

Meine Stimmung wurde auch noch durch Außerordentliches gehoben. An jenem Morgen um zehn Uhr begann eine Sonnenfinſterniß, die aus dem urgewaltigen Feuerrade ein freundlich leuchtendes Mondkipfel machte. Ein klein bißchen wäſſerig und mattfarbig war das Licht im Gebirge; doch wer die Sonnenfinſterniß nicht aus dem Kalender wußte, in der Natur hätte er ſie kaum bemerkt; und dennoch war die Sonne — durch dunkle Gläſer beſchaut — mehr als zur Hälfte dahin. So viel Ueberfluß hat ſie noch an Licht und Wärme. Und das iſt mir ein rechter Troſt, trotz mancher Verfinſterung: „Die Sonne Homer's, ſie leuchtet auch uns.“

Gegen Abend mit dem Freunde einen Spaziergang zum Königsſee. Die Straße glatt, wie mit Aſphalt gepflaſtert, durch ſchattige Waldſchachen und über Wieſenpläne, auf welchen mancher hausgroße Felsblock liegt, der von hohen Bergen einſt mit Rieſenſchritten herabgeſprungen ſein mag. Am See links entlang einem Waldſteig bis zur Stelle, wo eine Bank zum Sitzen iſt und der See ſich in ſeiner düſteren Pracht aufthut bis nach dem Jagdſchloſſe von St. Bartholomä. Das Plätzchen, wo wir ſtehen, heißt der Malerwinkel. Hier iſt der Urſprung der unzähligen Königsſeebilder mit den

Digitized by Google

ſteilen Bergen an beiden Seiten des Sees, mit der zweithürmigen Kirche in St. Bartholomä, mit den Vorwänden des Watzmann, des Gotzen, des großen Hundstod, des Steinernen Meeres und des Horn. Eines der großartigſten, düſterſten Landſchaftsbilder der Erde, vorwiegend die finſterblauen Schatten des Seeſpiegels, der bewaldeten Berghänge, der ſtarrenden Felswände. Aller Glanz des Himmels, alles Wolkenleuchten, alles Alpenglühen der Hochzinnen vermag es nicht, die blaue Dämmerung zu brechen, die über dieſer ſchaurigen, mit Waſſer gefüllten Gebirgsſpalte herrſcht. Hie und da das Toſen eines Waſſerfalles, der Piſtolenknall eines Schiffers und der Wiederhall in den Wänden, das Krächzen des Geiers, vielleicht auch das Bröckeln der von Gemſen losgetretenen Steine unterbrechen die Stille des Sommertages. Ein anderes Lied, wenn es Sturm giebt! Da wird der ſonſt ſpiegelglatte See ſelbſt zu einem Gebirge mit hohen Wogen und Giſchtkämmen, deren weiße Fetzen von der Woge losgeriſſen in den Lüften fliegen. Mein lieber Genoſſe erzählte mir von einem Fährmann, der von Bartholomä nach Königsſee herüberfahren wollte auf ſeinem Boote. Da kam von den Gebirgen ein Sturm niedergefahren, der ließ das Schifflein nirgends landen; von den wenigen Landungsplätzen, wo es anfahren wollte, warf er es zurück in den wildbrauenden See, auf welchem der Fährmann eine lange, ſchreckliche Nacht zubringen mußte. All ſein Anſtrengen war vergebens auf den raſenden, krachenden Waſſern, Nebel, Regen und Nacht, alſo dreifach war er eingewölbt in ſein Verderben. Er ließ die Ruder aus der Hand ſinken, denn die armſelige Menſchenkraft war lächerlich gegenüber den entfeſſelten Urgewalten. Er legte ſich der Länge nach in das Boot, unabläſſig begoſſen, geſchaukelt, hin und her geworfen im kellerfinſteren Chaos,

Digitized by Google

und trotz des wahnsinnigen Getöses — so hat er nachher erzählt — hörte er die Engel im Himmel singen. Aber das Fahrzeug wurde nicht umgeworfen, nicht an die Klippe geschleudert, es versank nicht und es barst nicht. Als der Morgen kam, gelang es dem Manne, am Fuße des Gotzenberges zu landen, und einem Almer rief er zu: „Ich denk', Alter, heut' bin ich um einen Thaler mehr werth, als gestern!"

Im Malerwinkel, zwischen struppigem Gebüsche und kantigem Gerölle saßen wir auf einem Steinblock und blickten hinein über den dunklen Seespiegel in die zerrissenen Berge, die drinnen beim noch wilderen Obersee aufstiegen. Wir saßen da und schwiegen. Wir schwiegen lange. Zwei arme, hilflose Menschenwesen in der grauenhaften Wildniß, zwei heißpochende Herzlein zwischen ungeheuren Steinwuchten. Denn diese Wildlandschaft am Königssee ist nur ein Gleichniß für die große Wildniß dieser Welt. Selbst das leidenschaftlichste Wesen muß zu solcher Stunde seine Fahne senken und capituliren . . .

Auf dem hohen Göll lag schon das Alpenglühen, als wir unseren Heimweg antraten, und vom Thurme zu Berchtesgaden klang leise die Aveglocke herüber, als wir die Anhöhe hinaufstiegen zu dem dreigiebeligen Hause, das mit seinen Sprüchen und aus Holz geschnitzten Emblemen, mit seinen Epheuranken und Rosen ein architektonisches Gedicht ist, genannt: „Bergfrieden."

Auf einem der Dachgiebel hockt ein hölzerner Kater und sinnt. Darunter an der rechten Ecke ist ein hölzernes Herz, und in der linken ein Bündel Pfeile. Und der Kater Hidigeigei sinnt darüber nach, wie es wäre, wenn das Herz plötzlich von Amors Pfeilen getroffen würde. O du lieber Kater Hidigeigei, wenn das Herz von Amors Pfeilen getroffen wird, so ist

Digitized by Google

das eine ganz eigene Sach'! Mancher, der im Bergfrieden geraſtet, weiß davon ein Liedel zu ſingen, Einer, der darin hauſt, darüber eine Tragödie zu ſchreiben, und wenn die Tragödie aufgeführt wird in Berlin oder Wien oder Graz, ſo beben Weiber und ſchluchzen Männer . . .

Wer an den tiefen Ufern des Königsſees geſtanden, der möchte wohl auch auf einer Berghöhe ſtehen in der Berchtesgadener Gegend, um die großartige Alpenlandſchaft auch von oben zu ſchauen. Wohlan, folge mir. An ſchattigen Waldwegen führe ich Dich hinan und immer hinan, bis dort, wo die Fichten aufhören und die Legföhren anheben. Auf der Almmatte, 1000 Meter hoch, ſozuſagen auf dem Schoße des hohen Göll, ſteht ein ſtattliches Hoſpiz, eine großartige Herberge für Touriſten, Sommerfriſchler und Luftcurgäſte. Die Penſion Moriz, auch das bayeriſche St. Moriz genannt. Von dieſem Hauſe aus welch ein Bild! Da unten in dem reichgegliederten Thale das überaus maleriſche Berchtesgaden, dort drüben das langgezogene Lattengebirge bei Reichenhall, und gerade vor uns — Bruſt an Bruſt ſteht er uns gegenüber — der ſtarre, graue, zerriſſene Untersberg, in welchem Kaiſer Rothbart geſeſſen bis zu dem Tage, an dem im Schloſſe zu Verſailles auf das Haupt des Kaiſers Weißbart die deutſche Kaiſerkrone geſetzt ward. — Und rechts hinaus, am Untersberge vorbei, liegt die Ebene mit der ſchönen Stadt Salzburg.

Doch nicht allein der Ausblick, auch der Einblick iſt intereſſant bei der Penſion Moriz. Ein vereinſamtes Weib aus dem Volke, welches Schiffbruch gelitten hat an ſeinem Glücke, beſchließt, auf unwirthlichem Berge den Boden urbar zu machen und ein Hoſpiz zu gründen für Fremde, Kranke und Naturfreunde. Sie iſt arm und ohne Einfluß, hunderterlei

Digitized by Google

Widerwärtigkeiten stellen sich ihr entgegen, aber sie hat einen sicheren Blick, eine feste Hand, ein starkes Herz, sie ist eine Brigittanatur nach Adalbert Stifter, und es gelingt ihr, die Matten zu entsteinern, die Moore zu entwässern und auf hohem Alpenplan eine Anstalt zu gründen, welche Hunderte von Bewohnern faßt und trotz des kurzen Bestehens schon weit und breit berühmt ist. — Der Förster Mayer zu Reichenhall, so wird erzählt, hatte in seinen späteren Tagen Anwartschaft auf einen Sprossen bekommen. Er hatte gar kräftigen Willen und beschloß, den Knaben, wenn er erschiene, auf den Namen Moriz taufen zu lassen. Aber statt des Knaben erschien ein Mädchen, also taufte er — weil sein Wille galt — das Mädchen: Moriz. Und dieses Mädchen Moriz Mayer ist die tapfere Gründerin der großen Pension geworden, welche auf dem grünen Mattenschoße des hohen Göll steht und freundlich hinausleuchtet über Berg und Thal. Die stattliche Jungfrau von achtundvierzig Jahren führt die Zügel der Wirthschaft mit sicherer Hand, stramm und urwüchsig in ihrem Wesen, macht sie nicht viel Aufhebens von den Vorzügen der Anstalt; freundliche Zimmer, gute Betten, Fichtennadelbäder, herrliches Quellwasser, nahrhafte Kost verspricht sie, Luft und Sonnenschein giebt der Herrgott vom Himmel dazu, und fertig ist's. Kein befrackter Kellner, keine französische Speisekarte, kein Clavier! Wohl aber Kugelbahn, Schützenstatt, und wer mit der Welt schwatzen will, Fernsprecher nach Berchtesgaden und so weiter. Mancher stieg hinan auf einen Tag und blieb wochenlang oben.

Mir zog sich leider die Nebelhaube zu früh über Augen und Nase herab, da kroch ich thalwärts zum lieben, einsamen „Bergfrieden". Dort vom Söller aus war nun zu beobachten, wie ein Weltuntergang anhebt. Zwischen den Hörnern des

Digitized by Google

Watzmann hatte sich anfangs ein bleigrauer Nebelballen hervorgedrängt und war rasch niedergeflossen über das Eisfeld. Ebenso sanken die Wolken herab an den Hängen des Jenner, des Hochkalter, des Lattengebirges. Der Untersberg war gar nicht mehr da, nur seine Sohle sah man noch als finsterblauen Streifen. Ganz dunkel war es geworden, und doch erst Frühnachmittag. Regungslos jeder Halm auf der Matte, jedes Blatt am Epheu der Hauswände. Von der Schlucht her ein dumpfes Brausen. Soll das der See sein? Plötzlich springen aus finstergrauer Nebelfläche weiße Fetzen hervor, wie ein Gischten der Wolkenmassen ist es. Da heben dort drüben die Wipfel an zu wanken, heftig aneinander zu schlagen. Die Dienerschaft des Hauses eilt, alle Läden zu schließen, Lichter werden angezündet wie am Winterabende, und schon ist es da. Laut stöhnt der feste Bau, als die erste Sturmwoge anprallt, die Fugen der Läden entzünden sich grell — der erste Blitzschlag, und nun geht der Tanz los. Als ob tausend Fässer Sandes niedergeschüttet, angeschleudert würden ans Haus, so rauscht und prasselt es, von den Blitzen nur der Schein, nicht der Donner, denn der erstickt in dem Getöse des Regens und des Hagels.

Meines Freundes Gesicht war blaß, als wollte es sagen: Morgen kann dieses Haus eine Ruine sein. Hatte er es doch auch in seinem Romane „Bergasyl" so aufgeschrieben, und die Denksprüche dieses Hauses sind so düster wie der Wetterhimmel. — Eine Stunde später schien die Sonne. Emsig flossen die Gießbäche ab, an den Dachtraufen lagen Schichten von kleinen Hagelkörnern, aber die Matte war grün geblieben. Leichte Wolken stiegen auf, und vom Untersberg über das Salzachthal hin spannte sich ein Regenbogen.

„Richard," sagte ich zu meinem Freunde, „so geht es oft in diesem Leben. Manchmal glaubt man, alles sei verloren, aber das Leben siegt und die Sonne siegt. Du sagst es selbst, daß Dich die Schatten rauher Felsen krank, und die liebliche Maria-Grüner Sonne bei Graz wieder gesund gemacht. Die Sinnsprüche auf Deinem Hause stimmen nicht. Sie taugen nicht zum Leben, nicht zum Schaffen, nicht zum Glücklichsein. Laß sie stehen an der Wand als ein Denkmal wetterschwüler Zeiten, und von nun an schreibe Deine Gedanken auf die grünen Blätter der Bäume, auf die bunten Blätter der Blumen, da erscheinen sie neu mit jedem Frühling wieder. Ei siehe, was steht denn auf dem Stamme dieser Buche geschrieben?

O Einsiedler Du, besonderer Art,
Wie hast zur Natur auch die Kunst gepaart,
Zum Himmel die Erde, zum Walde die Welt,
In Deiner Klause ein Weib Dir gesellt.
Ein herrliches Weib im trauten Neste
Ist für den Klausner das Allerbeste.
Einig im Herzen, im Sinn, wie Ihr Zwei,
Ist doch die göttlichste Einsiedelei.

Freund Richard legte lächelnd seinen Arm um den Nacken der Frau Melanie, und in den Zweigen der Buche sang ein Fink.

Am nächsten Morgen wanderte ich unter Tücherschwenken davon. Auf Wiedersehen, wenn die Trauben reifen! Auf Wiedersehen im lieblichen Graz!

§

Digitized by Google

# Nacht.

Wenn ich fragen wollte, welche Jahreszeit Euch die liebste ist, die mit den längsten Tagen oder die mit den längsten Nächten? so würdet Ihr als vernünftige Leute antworten: Keine von beiden; wir lieben stets den goldenen Mittelweg, also jene Jahreszeit, in welcher der Tag zur Nacht in gutem Gleichgewichte steht — den Frühling und den Herbst. Und insofern ich auch ein wenig vernünftig bin, würde ich ganz dasselbe antworten. Insofern ich aber unvernünftig bin, ein Poet oder so etwas, dürfte ich mich für das Außerordentliche entscheiden und sagen: Ich liebe den längsten Tag, weil er die kürzeste Nacht hat, oder die längste Nacht, weil sie den kürzesten Tag giebt, oder ich liebe die kürzeste Nacht, weil sie mich nach wenigen Stunden wieder ins goldene Licht führt, oder den kürzesten Tag, weil er mir reichlich die Freuden der Nacht bescheert.

Es ist ja recht anständig wenn man wie im Frühjahre und im Herbste mit Sonnenaufgang zur Arbeit geht und mit Sonnenuntergang Feierabend macht. Aber herrlich ist die Zeit, in der die Sonne nicht auslischt. Karl der Große



Digitized by Google

glaubte ein Reich zu beherrſchen, in welchem die Sonne nicht untergeht. Ich kenne im Lande einen hohen Berg, der zur Hochſommerszeit faſt dasſelbe von ſich glauben könnte. In der Stunde vor Mitternacht iſt der weſtliche Eishang ſeiner Spitze blaß erſcheinend, wie Phosphorglanz. Er haucht noch Lichtäther des vergangenen Tages aus. Und bald nach Mitternacht hebt der öſtliche Firn an ſich zu lichten. Nach ein Uhr kommt ein ſanfter Roſenhauch über ihn, nach zwei Uhr gleicht er dem feurigen Eiſen, das der Schmied aus der Eſſe hebt, nach drei Uhr, da die umliegenden Berge ſchon in milchigem Lichte ſtehen und die Thäler in blauem Schatten ſich zeigen oder die weißen Seen ihrer Nebelſchichten enthüllt haben, leuchtet die Bergſpitze ſchon wie ein Metall, aus dem man Sonnen ſchmiedet — plötzlich lodert ſie in blendendem Feuer, und Licht, Licht fluthet nieder von allen Hängen. Im Oſten ſteht ſie, die uns alles Geſicht ſpendet und die ſich ſelber nicht anſehen läßt! Nichts iſt natürlicher, als der Sonnencultus gewiſſer Völker, und nichts iſt unnatürlicher, als daß dieſer Sonnencultus nicht bei allen Völkern der Erde zu allen Zeiten geherrſcht.

Die Menſchen ruhen zu dieſer Stunde noch in ihren Wohnungen. Der Eine oder der Andere ſchlägt vielleicht einmal ſeine Augen auf. Taghell iſt es in der Stube, aber er kehrt ſich auf die andere Seite. 's iſt lichte Nacht und noch nicht Aufſtehenszeit! Endlich iſt auch das Nachſchläfchen vorüber, die Sonne iſt zum Fenſter hereingeſtiegen, kitzelt ihn in den Lidern, wie Samenkörner keimen die Augenſterne auf, der Mund thut noch faul und gähnt, hei! da ſcheint ihm die Sonne bis in den Hals hinab. Im Winter prangt die Sonne um Mittag kaum höher am Himmel, als ſie jetzt ſteht, da das Menſchenkind ſachte aus ſeinem Neſte kraucht

Digitized by Google

und seinen Morgen anhebt. Die Schatten der Bäume sind kurz geworden, doch funkelt in ihnen noch Thau. Die älteren Blumen falten ihre Blätter fast schamlos auseinander, aber auch die jüngeren lockern ihre Knospen und thun dürstend ihr Inneres auf — sie können ja nicht anders, der gewaltige Sonnenstern küßt sie mit heißer Gier. Und tragisch ist das Geschick der Liebe! Bald senken sich welk die bunten Häupter, die Blätter sinken lautlos zur Erde, der Sonnenstern aber steht im Zenith und besorgt mit erbarmungsloser Gluth das Reifen der befruchteten Wesen. Den Vögeln ist vor Wonne das Singen vergangen, es sind Stunden der Ruhe, unerquicklich, unwirthlich wie Wüstenschauer, es ist eine glühende Nacht mitten am Tage. Erst nach vier Uhr, zu jener Zeit, da im Winter die Dämmerung eintritt, hebt eine ersprießlichere Epoche des Tages an, der ja endlos, endlos ist. Denn selbst wenn die Sonne versinkt hinter dem mit zartesten Wölklein verbrämten Gesichtskreise, ist's immer noch hell und wonnig, und dem Menschenkinde werden eher die Augen müde, als des Tages letzte Lichter vergangen sind. Selbst in den Niederungen kann man zu dieser Hochsommerszeit sprechen von einem zwanzigstündigen Lichttage, auf hohem Berge waltet ein vierundzwanzigstündiger, der nur einmal auf ein kurzes Weilchen die Augen schließt. Eintagsfliegen! Wer verachtet sie denn? sie leben ja eine kleine Ewigkeit, sie erleben mit offenen Sinnen an einem einzigen Sonnentage mehr, als ein mattherziger Mensch in achtzig Jahren. Und wenn am Abende die Fliege altersschwach unter dem Urwaldstamme eines Grashalmes ruht und zurückdenkt an die seligen Zeiten der Jugend, da die Seen der Thautropfen blauten auf den grünen Auen des Ahornblattes, wird es vielleicht ganz elegisch und hebt an zu säuseln: „Lang', lang' ist es her!"

Digitized by Google

Dichter pflegen das menſchliche Leben mit einem Tage zu vergleichen. Kindheit — des Lebens Morgen, Manneszeit — Mittag, Greiſenalter — Abend; ſie machen alſo auch den Menſchen zu einer Eintagsfliege. Wie kommt es aber, daß im Gehirn einer ſolchen Eintagsfliege ein Maßſtab vorhanden iſt, der unendlich größere Zeiten und Räume zu meſſen vermag, als ſie der Menſch braucht? Hier geht die Verwandtſchaft dieſer Eintagsfliege mit dem Ewigen an; der Menſch weiß, daß die heute mit ihm niedergeſunkene Sonne morgen wieder aufgeht; er weiß, daß ein zu Grab geſunkener Leib zu neuem Leben wieder auferſteht . . .

O, langer Sommertag, dich habe ich lieb! Und wie, wenn jetzt das Bekenntniß käme, daß ich die lange Winternacht noch lieber hätte?

Der nebelige Decembertag iſt wie ein Blinder, dem noch dazu die Augen verbunden ſind. Wie kann man daran eine Freude haben? Doch nicht an dem armſeligen Taglein freue ich mich, ſondern an der gewaltigen Nacht. — Ja, mir gefällt die wochenlange Nacht, „December" genannt, überaus. Sie bringt Frieden und Behaglichkeit, während der wochenlange Tag „Juni" uns einmal hierhin lockt, dorthin hetzt und die Sinne begehrlich macht zum weiten Ausſchauen und Ausgreifen. Die Winterszeit ſchränkt ein, aber vertieft. Und, wie munter ſich's ſein läßt in der langen Winternacht! — Wenn mein Mittagsmahl, das ich thatſächlich um die Mittagszeit einzunehmen pflege, noch mit einem kleinen Nachtiſch geſegnet iſt, ſo wird's gut ſein, die Lampe anzuzünden, damit man an der aufgeknackten Nuß auf dem Tiſche Kern und Schale unterſcheiden kann; und dann bleibt die Lampe brennen. Man geht an die zweite Hälfte des Tagwerkes, die Straßenlaternen weiſen mir den Weg nach Hauſe; es wird der Kaffee

Digitized by Google

eingenommen, zum Fenſter ſtarrt ſchwärzeſte Nacht herein zu einer Stunde, da man im Sommer vor der Hitze ſich noch flüchtet in die ſchattigſten Zimmer. Im Ofen kniſtert ein friſch angemachtes Feuer, die Lampe wird erneuert, und das iſt jetzt unſere Sonne. Wir ergeben uns — würde es von dieſen Stunden in dem Aufſatze einer „höheren" Tochter heißen — der Muſik, der Dichtkunſt, heiteren Familienſpielen oder pflegen ernſter Arbeit. Endlich nach langer Weile kommt das Nachtmahl. Nach demſelben auf ein Plauderſtündchen mit guten Freunden ins Weinhaus. Aus einem Stündchen werden natürlich zwei; denn auf einem Fuße kann man nicht nach Hauſe gehen, behauptet der Kumpan. Zwei Füße braucht ſelbſt der Nüchterne dazu, ſagt der andere Kumpan, und ſchlägt noch eine dritte Stunde vor als dritten Fuß. Auf drei Füßen geht nur ein gebiſſener Pudel! darauf der weitere Kumpan, und ſie ſitzen vier Stunden lang. Wie es dann mit dem Nachhauſegehen ausſieht in der finſteren Nacht — ſo weit ziehe ich den Vergleich nicht. Man hat noch Zeit genug, ſich auszuſchlafen, Zeit genug, Träume zu haben, die ſcheinbar ganze Tage lang dauern, und wenn man endlich erwacht, iſt es immer noch kohlrabenfinſter auf der Welt. Wieder die Lampe, wieder der Ofen. Man kleidet ſich an, man frühſtückt, man lieſt die Zeitung, in welcher der Attentatsverſuch ſchon gedruckt ſteht, der am Abende zuvor lange nach Sonnenuntergang in Petersburg geſchehen iſt. — Nach all dem und noch Anderem wird es im Fenſterglaſe ein wenig blaß, aus der ſchwarzen Finſterniß wird eine graue, voll froſtigen Nebels. Neun Uhr Vormittag iſt es, die Zeit, da im Sommer auf dem Felde die Ochſen ausgeſpannt werden müſſen, weil die Stechfliegen ihr Unweſen treiben in der Tageshitze.

Digitized by Google

Und dieſe troſtloſe Winternacht ſoll der Menſch lieb haben? Ja. Aber warum verkriechen wir uns vor der Nacht in die Häuſer mit ihrer drückenden Luft, an die Lampe mit ihrem engen Geſichtskreis? Ich habe die Winternacht anders kennen gelernt. — Einſt in einer Adventnacht fuhr ich auf einem Schlitten von Rettenegg am Wechſel bis Mariazell, um dort dem Leichenbegängniſſe eines Freundes beizuwohnen. Es iſt eine Wegſtrecke, die man zu Fuß in zwei Tagreiſen zurückzulegen pflegt. Wir fuhren im Finſtern ab, und als wir nach Mariazell kamen, war es noch ſo dunkel, daß vom Leichenhauſe der rothe Lichterglanz zum Fenſter herausſchien. Oft hatte uns unterwegs wüſtes Schneetreiben umwirbelt, und über unſerem Haupte in den Bäumen toſte der Sturm, das Pferdegeſchelle ſchauerlich übertönend. Ich aber ſtak tief in den Pelzen, nur die Naſenſpitze und die Augen waren frei; erſtere fror tapfer, letztere weideten ſich an den Wundern der Nacht. Tief ſchwarz ſtanden aus weißem Schneegrunde die Fichten und Tannen und die Felſen auf. Am Himmel zwiſchen Schneewolken flog der Mond, flogen die Sterne wie von zornigen Armen geſchleudert dahin, während die Wolken — o, armes, getäuſchtes Menſchenauge! — ſtill zu ſtehen ſchienen. Stellenweiſe brüllten unter hohlem Eiſe die Waſſer, ſtellenweiſe war ein Eiſenhammer und ſprühte aus dem Eßſteine ſeine grellen Funkengarben in die Nacht. Die meiſten Häuſer und Hütten, an denen wir vorüberfuhren, waren ſtill und lichtlos wie Grabhügel, aus einzelnen aber ſchimmerte ein halbverhülltes Lichtlein — man weiß, was Lichter um Mitternacht bedeuten können. — Ein hoher, ein gewaltiger Ernſt liegt über der Erde in einer ſolchen Nacht. Da man auf der Erde nichts ſieht, ſo hebt man das Auge gegen Himmel, und das Menſchenhaupt iſt ſo eingerichtet,

Digitized by Google

daß es anders denkt, wenn es zur Scholle niederschaut, und anders, wenn es zur Höhe blickt. Ein Naturforscher, der alles weiß, sagt mir am Ende, die Ursache dessen liege in der unterschiedlichen Lage des Gehirns, welches also eine unterschiedliche Thätigkeit entwickle, je nachdem das Hinterhaupt erhöht oder vertieft sei. Weil Poeten jedoch mehr wissen als alles, so meine ich, daß ein Blick zum Himmel darum andere Gedanken hervorruft, eben weil er ein Blick zum Himmel ist. Und welch ein unerhörtes Wunder, die Sternenwelt! — Als wir von Rettenegg fortgefahren waren, guckte hinter einer Niederung des Wechsels just ein Sternlein herauf. Dasselbe wurde heller, hob sich immer höher. Als wir im Thale von Neuberg dahinglitten, und bei dem Postwirthshause eine Stunde lang die Pferde rasten ließen, stand es gerade über unserem Haupte, und als wir die Anhöhe hinauffuhren gegen den Markt Mariazell, sank mein Sternlein hinter dem Oetscher hinab. Es hatte also gleich uns eine Reise gemacht vom Wechsel bis zum Oetscher, wenn nicht vielleicht hier der Naturforscher mir andeutet, daß die Reise des Sternleins, falls es nicht etwa ganz stille stand, in jener Nacht eine wesentlich größere gewesen.

Im Morgengrauen betrat ich mit halbsteifen Beinen das Haus zu Mariazell. Die Kerzen, welche das Todtenbett umstanden, waren tief herabgebrannt, und das abgeronnene Wachs hing in starren Striemen und Knoten an den Leuchtern. Mein Freund lag schmal und schlank im Sarge. In der ersten Blüthe der Jahre, und ein solches Bett! Noch auf der Bahre war er ein hübscher Bursche. Sein nußbraunes Haar war glatt gekämmt um die feine, weiße Stirn, und das Schnurrbärtchen an der vollen Oberlippe zierlich ausgestrichen, als ginge er zu einer Kirchweih. Zwischen den

Digitized by Google

Fingern der übereinander gelegten Hände, wie er sonst gern die Cigarette gehalten, stak jetzt ein kleines, schwarzes Crucifix. So hatte ich ihn noch gesehen, den guten Jungen, dann nagelten sie den Deckel auf den Sarg. Als er eine Stunde später in das enge, tiefe Grab rollte, war das Sonnenleuchten auf den schneebedeckten Fluren so mächtig, daß mir das Augenlicht verging in der kalten, lodernden Gluth. Ueber den weißen Flächen des Thales, über den silberig bereiften Wäldern, über den klar und starr aufragenden Bergriesen ringsum stand der blaueste Himmel, und mitten drin der funkelnde Sonnenstern, der freilich so schräg hereinschien ins Grab, daß es unten über der Truhe nächtig blieb.

Eine lange, theils laut lustige, theils still verschwiegene Nacht war's gewesen, die den zweiundzwanzigjährigen Knaben umgebracht hatte. Seine bergmännischen Studien hinter sich, war er vor wenigen Wochen auf einige Tage zu seinen Eltern gekommen, Hüttenbeamte zu Gußwerk bei Mariazell. Beim Wirthe in der Grünau war Katharinenball, dem alle jungen Leute der Gegend zustrebten. Es war schon dunkler Abend, als der Vater zum Sohne sagte: „Ich habe nichts dagegen, August, wenn Du auf den Ball gehen willst. Unterhalte Dich. Es kommt ohnehin jetzt für Dich eine ernste Zeit der Arbeit, des eigenen Broterwerbes. Uebermorgen wirst Du ja abreisen nach Deinem neuen Bestimmungsorte, Idria in Krain. Also bringe diese letzte Zeit daheim heiter zu." Auf dem nächtigen Wege nach Grünau sang und scherzte August mit anderen Burschen. Auf dem schallenden Tanzboden angekommen, versuchte er es mit mehreren Dirndeln; die Einen foppten ihn, die Anderen foppte er; ein paar Reigen mit Jeder, aber Bestand hatte es mit Keiner. Er verlegte sich wieder aufs Singen. In bloßen Hemdärmeln, wie es

Digitized by Google

Bauernweis iſt, ſtellte er ſich in eine Gruppe von Jodelnden und that mit, und trank Wein dabei und rauchte lange Cigarren und trocknete ſich mit rothem Sacktuche den Schweiß von der Stirn und ging mit Genoſſen in die friſche Luft und ſang, was von der Kehle ging. Gegen Mitternacht hielt er ſich unter dem Menſchengewirre im dämmerigen Vorboden auf und ſchäkerte mit einem friſchen, drallen Mädel. Später ſaßen die Beiden an einem Tiſche ſehr nahe beiſammen, aßen Braten und tranken Wein und der Burſche ſpielte neckend mit ihrer Hand, die auf dem Schoße lag. Das Mädel war von dem Bruder zum Balle geführt worden, aber der Bruder ergötzte ſich mit Leuten, welche ihm verwandtſchaftlich weniger nahe, in manch Anderem aber näher ſtanden als die Schweſter. So war dieſe großentheils auf ſich ſelbſt geſtellt, und das iſt keine Stellung für ein lebensluſtiges Dirndel. Sie ließ ſich bei Auguſt den Wein ſchmecken, dann nahm ſie ſeine Werbung zu einem Tanze an und bald darauf flog das Paar durch den Saal, wie ein mit Kraft entfeſſelter Kreiſel, und die Geigen fiedelten dazu und die Pfeifen jauchzten. Eine Stunde ſpäter ſtand der Burſche mitten im Raum und ballte trotzig die Fauſt. Das Mädel kauerte in einem Winkel und ſchluchzte. Der erſte Verdruß. Eiferſucht. Als ſie nachher mit einem anderen Tänzer reigte, nahm auch Auguſt eine Andere und raſte mit auffallender Luſtigkeit durch den mit Weindunſt erfüllten Saal. Lange ſchon hatte die Geſellſchaft ſich zu lichten begonnen und von den noch Anweſenden waren die meiſten betrunken oder ſtanden gelangweilt umher. Auguſt und das Dirndel, mit dem er in Feindſchaft lebte, waren nicht mehr zu ſehen. Die Nacht war ſtille geworden. — Als wieder nach Stunden zu einem Hinterpförtchen des Gebäudes ein junges Menſchenpaar hinausſchlich

Digitized by Google

und flüchtig sich verabschiedete, klotzten auf dem Wege die schwerfälligen Schritte von Holzhauern dahin, die in den Wald gingen zum Tagwerk, vom Zellerthurme herab tönte die Glocke zum Frühgebete, aber Nacht war es immer noch, und immer noch Nacht.

August war in scharfem Morgenfroste müde nach Hause gegangen, um sich auszuschlafen. Aber aus dem Schlafe weckte ihn — zuerst eine Weile sich mit Traumvorstellungen verflechtend — ein stechender Schmerz in der Brust. Er konnte nicht mehr Athem holen. Schüttelfrost riß ihn hin und her, Stirn und Hände waren glühend. Als der Doctor erschienen war und ihn untersucht hatte, sagte er nicht, es werde sich bald wieder geben, er sagte gar nichts und am neunten Tage fertigte er den Todtenschein aus. — Zuversicht für die Zukunft, Freude, Gesang, Schäkerei und Scherzen, Bekanntschaft machen, sich nahen und vertrauen, sich umfangen und kosen im Reigen, sich entzweien, sich meiden und suchen, sich wieder finden, versöhnen, müde gehetzt durch Lust und Zorn sich endlich in wild entfachter Gluth zu Tode herzen ... das alles in einer einzigen Nacht! — Also kann der Mensch ein ganzes Leben auskosten, während die Sonne ein einziges-mal abwesend ist und hinzieht über die Häupter der Gegenfüßler.

Liebe hat sich die Nacht erkoren; nicht allein die irdische, sondern auch die himmlische Liebe. Die längste Nacht des Jahres ist auserwählt, das Heil zu fassen, welches das Christkindlein vom Himmel gebracht hat. Zum innigsten, gemüthvollsten Feste, das wir feiern, brauchen wir die Sonne nicht, wir begehen es in der Nacht; die kalte, kurze Christtagssonne stört uns fast bei diesem Feste, wir blicken nicht ins Weite hinaus, wir verinnerlichen uns, wir weben uns in die Welt des Herzens ein.

Digitized by Google

Nach Monden, wenn Tag und Nacht in gleicher Wage stehen und das Zünglein senkrecht gen Himmel weist, wendet sich Samenkeim und Menschenherz nach auswärts. Ungeheuere Mächte der Natur werden sichtbar in lieblichster Gestalt, und alles, was wir sehen, hören und fühlen, bedeutet Auferstehung, neues Leben.

Und wieder nach wenigen Monden ist der Höhepunkt des Lichtes, der Herrlichkeit erreicht. Der lange Pfingsttag ist über alle Maßen schön, und wenn es auf Erden etwas noch Schöneres giebt, so ist es die Pfingstnacht. Die stille, laue, blüthenduft durchhauchte Nacht mit der flimmernden Sternenkrone darüber. Und wie ist sie durchfluthet vom alllebendigen Leben! Die Wässerlein, die Heimchen rieseln, die Nachtigallen, die seligen Herzen schlagen. — In einer solchen Nacht war's, in dem kurzen Weilchen, als der Sommertag sein Auge schloß, da hat meine Lippe das erstemal die Lippe des Weibes gefunden. Ein holdes Kind, das mich mit Bangen und Zagen erfüllte seit manchem Jahre! Ganz im Zufall war's, ich schritt durch den Garten, weil es mir Sünde dünkte, eine solche Nacht zu verschlafen, und eine Sünde wollte ich nicht begehen. Da begegneten wir uns zwischen Rosenbüschen.

„Bist Du auch noch wach, Maria?" fragte ich sie leise.

„Es wäre ja Sünde, eine solche Nacht zu verschlafen," antwortete das Mädchen. Auch sie also, und sündigen wollten wir Beide nicht.

Nach diesen Worten standen wir so ein wenig nebeneinander und schwiegen. Im Sternenschein hatte ich ihr liebes Angesicht bisher noch nie gesehen .... Wenn man am Ufer eines Flusses steht und lange hinabblickt in die Wellen, so kann es sein, daß der Leib unwillkürlich sich hinneigt, sachte

Digitized by Google

nach vorwärts und immer weiter, bis man in die Fluth ſtürzt. So ähnlich muß es auch damals geweſen ſein in der Pfingſtnacht. Nachdem ich dem Mädchen eine Weile in das liebe Angeſicht geſchaut, muß ich plötzlich die Beſinnung verloren haben. Als ich mich wiederfand, hing meine Lippe an der ihren. — Hierauf gingen wir noch eine ſüße Weile Arm in Arm zwiſchen den Roſenſträuchern hin und her. Ich konnte mich vor Ueberraſchung nicht faſſen darüber, was mir da paſſirt war ...

In einer ſolchen Nacht war es auch geweſen — ein halbes Jahr nach meiner Schlittenfahrt nach Mariazell — daß dort im Thale der Grünau vor einem Muttergottesbilde ein junges Weib lag und bitterlich weinte. Sie klagte es der heiligen Jungfrau; drüben auf dem Kirchhofe modert ein junger Menſch und ſie iſt von dem loſen Geſchicke dazu auserkoren worden, dieſen Menſchen zu erneuern ... Er ſoll wieder auf Erden ſein zum Schäkern und Koſen. Und darüber wird ſo viel Glück und Tugend und Ehre zunichte. — Dort unten im Thale ſteht ein weißer Punkt, es iſt die Mühle. Der junge Müller ſchläft jetzt ahnungslos, weiß nichts davon, daß morgen Früh ſeine Braut kommen will und ihm geſtehen: Mein lieber Anton! aus unſerer Hochzeit kann nichts werden! — Und wenn er fragt: Warum? Dann — dann — der rauſchende Mühlbach wallt den Rädern zu. Die Ewigkeit iſt auch ein Rad. Wäre es nicht beſſer, früher als nachher? — Ueber dem Oetſcher iſt ein Gewölke aufgeſtiegen, in welchem es wetterleuchtet. Das junge Weib athmet auf, dieſe eherne Ruhe der Nacht war ja eine Pein für ihr in heißem Unfrieden pochendes Herz. Auch über den Zinnen des Hochſchwab blitzt es, über der Hohen Veitſch, ringsum, und der rothe Schein prallt an die Kreuze und

Digitized by Google

an die weißen Mauern des Kirchhofes. Dumpf und noch wie halb erstickt rollt ein Donner. Schwüle lastet die Luft und über den Bergen legen sich blasse Nebel herab. Plötzlich ein greller Blitz, daß die dreithürmige Vorderseite der Wallfahrtskirche wie eine dreifache Riesenflamme aufzulodern scheint. Nach dem Knalle schaut das junge Weib verwundert um sich. Ist denn nichts geschehen? Ich bin noch? Der lieben Frau heiliges Haus steht noch? — Durch rieselnden Wetterregen dämmerte der Morgen. Wieder tönte die Glocke zum Frühgebete, wie damals, als er von ihr gegangen. Der junge Tag bringt frischen Muth. Wozu, so fragt sie sich, so viel Herzleid werfen auf ihn, auf mich! Ich kann ihn ja doch nimmer lassen. Vielleicht läßt sich's bemänteln, und wir sind Beide glücklich. Aber in die Kirche will ich jetzt gehen und beichten, damit mein Gewissen Ruhe findet.

Es ist Sonntag. Das junge Weib steht in der Kirche hinter einem Pfeiler. Links ist der Beichtstuhl und dort rechts am Seitenaltare steht der junge Müller, ihr Bräutigam. Sein lichtes Haar legt sich in zwei Büschlein weich über die Stirn herab, sein blaues Auge ruht im Gebetbuche. Er ist schön und gut und fromm. Im Winter zu Mariä Lichtmeß hat er sich ihr in Ehren vertraut. Damals hatte sie es freilich noch leicht, die Stunde der Nacht zu verschweigen. — So steht sie jetzt zwischen Beichtstuhl und Bräutigam. Gerade vor ihr prangt das Gnadenbild der Mutter Gottes. Dieses fragt sie jetzt in Gedanken: Soll ich links hingehen und beichten, oder soll ich rechts hingehen und beichten? — Es geschieht keine Antwort. Also fragt sie das zweitemal: Soll ich's dem Priester gestehen oder dem Bräutigam? Starr und stumm bleibt das Bild und ruhig wie stehende Goldlanzen brennen an beiden Seiten die Lichter. Sachte

Digitized by Google

beginnen dieſe Lichter ſich jetzt in gleicher Reihe zu heben, emporzuſchweben, durcheinanderzutanzen — — — — —

Als ſie wieder zu ſich kommt, ſieht ſie über ſich den freien Himmel und ihr Haupt ruht im Schoße des Bräutigams, der ihr mit feuchtem Tuche die Stirne kühlt.

„Was iſt denn das mit Dir?“ ſo fragt er ſie. „Du biſt in der Kirche umgefallen wie ein Block.“

„O mein lieber Franz, freilich bin ich gefallen,“ ſagt ſie.

Er läßt ſein Auge ruhen auf ihrer Geſtalt, aber es ruht nicht, es iſt unſtet. „Johanna,“ ſagt er hernach, mit einer Stimme, die wankt und zittert, „Johanna, ich weiß nicht — Du kommſt mir nicht recht vor....“

„— Wird Dich nicht betrügen,“ ſagt ſie, preßt ihr Antlitz krampfig in ſeinen Oberſchenkel und beginnt ſo heftig zu ſchluchzen, daß ihr ganzer Leib erbebt.

Der junge Müller ſagt nichts mehr. Eine Weile läßt er ſie noch kauern an ſeinen Beinen, endlich ſchiebt er ſie ſachte von ſich, ſo daß ſie auf dem Raſen liegt. Ganz langſam ſchreitet er in ſeiner ſtrammen, markigen Geſtalt zwiſchen den Häuſern entlang, er darf nichts merken laſſen, was in ihm vorgeht. Als er draußen zwiſchen Feldern und Wieſen iſt, hebt er an ſchneller zu gehen, faſt zu laufen, bis er nach Hauſe kommt auf die Mühle. In ſeiner Stube ſetzt er ſich an den Tiſch, mit rollenden Augen und zitternder Hand ſchreibt er einen Brief. Aber als der Mühljunge damit über die Matte hinanläuft, ruft der Müller denſelben noch einmal zurück, reißt ihm den Brief aus der Hand und ſchleudert das Papier zerknüllt in den Mühlbach. Das zweitemal ſetzt er ſich hin und ſchreibt — diesmal weniger aufgeregt, aber bei feuchtem Auge. Das heiße Herzweh jetzt iſt doch ſüßer, als vorhin der harte Zorn. „Den giebſt ihr,“

Digitized by Google

ſagt er, das Blatt verſiegelnd, zum Jungen, „wo ſie wohnt, weißt Du, ſie wird wohl ſchon zu Hauſe ſein.“

Als nach zwei langen Stunden der Müllerjunge nicht zurück iſt, eilt der Franz ſelbſt hinan gegen den Markt, da begegnet ihm unterwegs der Knabe, er bringt den Brief wieder mit und berichtet, daß er die Johanna nirgends gefunden habe. —

Ich bin jetzt zu Ende. Man hat ſie nirgends gefunden, nicht daheim bei ihrer alten Muhme, nicht beim Bruder, nicht bei Bekannten, nicht in der Kirche, nicht vor derſelben auf dem Raſen. Man hat den ganzen Ort durchſtöbert, man hat die Gegend durchſucht, man hat hinausgeſchrieben ins weite Land. Nirgends eine Spur. Und bis zum heutigen Tage liegt über dem Geſchicke dieſes jungen Weibes geheimnißvolle Nacht.



Digitized by Google

# Die umworbene Schöne.

## Ein ländliches Bildchen.

Sitzen sie da, ihrer Drei, Jedes mit seinem Instrumente, Saiten und Pfeifen! Aber die letzteren werden geblasen, ohne daß sie tönen, anstatt Klang — Rauch! Da hast du etwas Armseliges gelernt, du derber, zuhabiger Bursch! Wird dir nicht unbehaglich, wenn du siehst und hörst, wie die Töne der anderen Instrumente so lieblich schmiegsam, so verständnißinnig und traut zusammenklingen?

Was mögen sie spielen auf ihren bäuerlichen Lyren? Was mögen sie singen dazu? Von Haß? Von Heldenthaten hoch zu Roß? Von Schlachten und vom Sterben? Ich glaube nicht. Da klingt durch der Menschheit Kette von Glied zu Glied ein süßes gluthheißes Lied, verstanden von allen Geschlechtern, verstanden zu allen Zeiten. Die gewaltigsten Thaten, die gräßlichsten Leiden, die unergründlichsten Sünden, die herrlichsten Tugenden werden wie bunte Perlen aneinandergefügt, zusammengehalten von dem goldenen Faden des Liedes, dessen erster und letzter, dessen einziger Laut das jauchzende, zagende, weinende Stammeln ist: Ich liebe dich!

Digitized by Google

Ob nun einer seinem Schatze dieses Lied *singt* oder *spielt*, oder *schweigt* oder *raucht*, das ist eigentlich einerlei, die Hauptsache dabei sind funkelnde Augen und frischrothe Lippen. — Na also, da sitzen sie beisammen.

Die beiden alten Knaben strengen sich tapfer an um die dralle Agathel.

Am Sonntag Nachmittag ist's, dachte sich die Agathel, sie nehme ein wenig die Zither auf den Schoß, um Gott zu Ehr einen Steirischen aufzuspielen. Und wenn's die Mannsleute hören, die draußen vorbeigehen und stehen bleiben, so ist das auch kein Unglück. Na freilich ist's kein's, du feines Dirndel, du!

Und der Sägemeister Luidel hört's, stellt sich bald ein mit seiner „Zupfgeigen", die er gerade vom Wirthshaus mit heimtragen will.

„Bist leicht allein daheim, Dirndel?" fragt er. „Nachher will ich Dich ein bissel begleiten."

„Wenn Du gut begleitest," antwortet sie, „so thun wir halt eins miteinand."

Er zwinkert sie an. Er ist in den Jahren, wo die Liebe das zweitemal blüht — eine ganz verhexte Zeit, wenn der Apfelbaum zarte Röslein trägt im Herbst, da auf anderen Bäumen schon die reife Frucht prangt. Aber es macht nichts, die Leute eilen zusammen und rufen: Seht, da blüht noch ein Apfelbaum! Und schier so guckig werden die jungen Dirndeln, wenn ein Mannsbild den Johannestrieb ansetzt.

Der Luidel weiß so alte Volkslieder und erwischt alsbald das richtige.

Klimp — klimp — klimp, auf den Saiten, und er hebt an:

„Ich hab' Dich lieber als Haus und Ham (Heim)
Und als mein Bett, wo ich schlaf und tram (träume)."



Digitized by Google

Hier wird er schon unterbrochen. Der Halter-Michel hat im Vorbeigehen das Klingen gehört, und hätte er es auch nicht gehört, er wäre doch in die Hütte geschlichen, denn draußen unter freiem Himmel könnte es regnen. Es war zwar ganz heiter und kein Wölklein stand am Himmel; um so besser, braucht sich Einer nicht zu eilen auf dem Heimweg, kann sich ein wenig aufhalten bei der Agathel.

Eintretend sieht er, der Michel, es ist schon Einer da. Das macht nichts, ihm — das weiß er aus Erfahrung — ihm wird nicht leicht Einer gefährlich. Er braucht sein Liebeslied gar nicht zu singen, er schweigt es den Weibern vor, und Jede hört ihm zu, so schön kann er schweigen. Der Michel setzt sich neben das Dirndel auf die Bank und sagt bedächtig: „Na, spielt's eins, Allzwei, ich hör' Euch zu." Sonst sagt er nichts, zündet die Pfeife an und hört auch schon zu.

Der Luidel läßt die seine gar nicht ausgehen, auch beim Singen nicht. Also klimp — klimp — und fährt fort, zwischen Zähnen und Schnurrbart hervor also zu singen:

„Ich hab' Dich lieber als Haus und Ham,
Und als mein Bett, wo ich schlaf und tram,
Ich hab' Dich lieber als Roß und Wag'n,
So lieb — ich kann Dir's gar nicht sag'n."

Jetzt klimpert auch sie auf ihrer Zither, schlägt die Augen nieder und singt mit feiner, weicher Stimme:

„Ich hab' Dich lieber als Kuh und Gas (Geiß),
Als Milch und Butter, als Rahm und Kas (Käse),
Ich hab' Dich lieber als Zucker und Meth,
Mein feiner Bursch, Du glaubst mir's net."

Hierauf wieder der alte Luidel:

„Ich hab' Dich lieber als die Kugelstatt,
Wann's auch neun neue Kegel hat,

Digitized by Google

Ich hab' Dich lieber als Bier und Wein,
O wann ich nur oft bei Dir kunnt sein."

Dann das Dirndel:

„Ich hab' Dich lieber als mein' Mutter gar,
Ich hab' Dich lieber als das Kranzel im Haar,
Lieber als Vetter und Muhm, als Godel und Göd,
Mein Knab' nur weitersag'n thu's net."

Und jetzt klingen Zither und Guitarre, ihre Kehle und seine Kehle zusammen:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt Eins dem Andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit."

Das Lied ist aus. Der Luidel klimpert eine Weile nach, der Michel bläst ein paar Rauchwölklein von sich und schmunzelt. Die kann sich verstellen! Das ist sein Gedanke.

Die Agathel thut, als wäre er gar nicht da, der Halter-Michel. Sie spricht nur mit dem Luidel und sagt: „Willst Du heut' noch hinüber in den Kargraben?"

„Na freilich," sagt der Luidel.

„Nachher hast bald Zeit, daß Du gehst. Der Weg ist weit hinüber in den Kargraben."

„Wenn ich auch in die Nacht komm', das macht mir nichts," sagt der Luidel.

„Es wird aber stockfinster werden unterwegs in den Kargraben," giebt das Dirndel zu bedenken, „und Morgens wirst zeitig bei Deiner Holzsäg' sein müssen. In Deinem Alter braucht der Mensch schon nachtschlafend' Stund."

Jetzt schaut der Luidel einmal auf. Er schaut das Dirndel an, er schaut den Burschen an, der neben ihr sitzt und jetzt sachte seinen Arm um ihren Nacken legt.

Digitized by Google

„Ihr Saggera!" murmelt er endlich, „mir ſcheint, Ihr wollt mich draußen haben! Iſt ja rechtſchaffen lieb von Dir, Agathel, daß Du Dich ſo bekümmerſt um meine nachtſchlafend Stund; ſollteſt es ſchon wieder vergeſſen haben, was Du mir juſt voreh zugeſungen haſt?"

„Was hab' ich Dir denn zugeſungen?" lacht ſie. „Ich hab' halt ein altes Lied geſungen, Du haſt mich begleitet, und wen ich gemeint hab' im Lied, das geht Niemand nichts an."

„So!" murmelt er. „So! Seine hageren Finger zupfen noch ein paarmal an den Saiten, dann ſagt er: „Iſt mir ſchon um jeden Ton leid, den ich hab' losgelaſſen, meiner Seel'!" Packt die Guitarre zuſammen, wirft den Rock über die Achſel und ſtolpert ſchiefeckig zur Thür hinaus.

„Und jetzt, Michel, jetzt ſingen wir Zwei!" ſagt die Agathel ſchneidig zum Burſchen.

„Singen?" antwortet dieſer langſam, „ſingen iſt mir zu ödweilig."

„So ſpielſt halt eins auf der Zither."

„Zitherſpielen? Ah na, das kann ich nit."

„Ja, was willſt denn nachher da?"

„Ich? — Was ich will? — Dirndel!" Er legt den Arm noch enger um ihren Nacken und will es ſo einrichten, daß ſeine Wangen den ihren nahe kämen.

Die Agathel ſteht raſch auf und ſagt: „Bübel, Du irrſt Dich! Geh Du nur hinab ins Kroißdorf, dort iſt Eine, die verlangt ſich nach Dir. Im Tannerhof wartet auch Eine auf Dich. Willſt Du eine Dritte foppen in dieſem Monat?"

„Warum," ſo meint nun der gedäftete Michel mit träger Geberde, „warum haſt denn nachher den Sägemeiſter fortgeſchickt?"

„Damit ich Dich nachſchicken kann."

Digitized by Google

„Wenn ich aber nit geh?"

„Nachher wirst halt fliegen."

In dem Augenblicke weiß der Halter-Michel nicht recht, wie das gemeint ist. Wie kann er denn fliegen, wenn er kein Vogel ist? — Nicht lange Zeit vergeht und er begreift. Ein strammer, bildhübscher Jäger tritt in die Stube. Die Agathel geht ihm entgegen, giebt ihm die Hand und sagt: „Grüß Dich Gott, Anton!"

Der Jäger hat ein glühendes Auge, mit diesem schaut er zuerst das Dirndel an und dann den Halter, der mißmuthig in der Ecke kauert.

„Was will denn der da!" sagt der Jäger, zwar fast leise sagt er's, aber der Michel ist nicht schwerhörig. Ziemlich flink steht er auf und eilt zur Thür hinaus.

Auch wir glauben, daß wir überflüssig sind in der Hütte, daher treten wir ins Freie — wegen der gesunden Luft. Doch mögen wir es nicht lassen, an der Wand ein bißchen zu horchen. Drinnen wiegen und schmiegen zwei schöne Stimmen sich aneinander und singen trautsam leise:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt Eins dem Andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit."

Digitized by Google

## Wie die Bauern Politik treiben.

Wie die Leute überhaupt Politik treiben, darüber ließe sich manches poſſierliche Capitel ſtellen. Am poſſierlichſten aber treiben die Bauern Politik. Am Werktag thun ſie's nicht, und daran unterſcheiden ſie ſich von den Stadtleuten. Am Sonntag thun ſie's, denn eine Unterhaltung muß der Menſch auch haben.

Sitzen ihrer Etliche beim Jagerhanſel in der Stube. Ein paar Stamperln Schnaps — und Tabakrauchen dazu. Der Roß-Maſel iſt auch da; kommt weiter herum in der Welt, der Maſel, als die Anderen, denn er iſt Pferdehändler und hilft eigentlich dem Kaiſer regieren. Wenn Kriegsrüſtung iſt, ſo wird der Maſel befragt, wo in der Gegend die beſten Röſſer ſind. Freilich, der Maſel kann ſchon was wiſſen. Sagt aber nicht viel aus; kaiſerlicher Geheimrath könnte er ſein, ſo geheim hält er's mit der Politik. Ja, wenn Der reden wollt'! Im Jahre Neunundfünfzig, wie wir mit den Italienern Krieg bekommen haben, hat er's monatelang voraus gewußt, aber nicht ein Sterbenswörtel geplaudert. Erſt ſpäter hat er's geſagt. Im Sechsundſechzigerjahr hat

Digitized by Google

er's vorausgesagt: die Preußen kommen! Und sind richtig gekommen. Ueber die Donau haben sie freilich nicht mögen, weil die Oesterreicher in Maria-Taferl mit den geweihten Glocken so viel geläutet haben, daß den Lutherischen die Kurasch ist vergangen! Das Läuten und das Beten, natürlich hilft's! Hätt' der Benedek bei Königgrätz aufs Beten nit vergessen, es wär' anders ausgefallen. Der hat aber hölliſch geflucht und sakermentirt. Na, so ist halt nachher die Sau fertig gewesen.

So pflegt es der Roß-Masel auszulegen. Aber erst wenn er ein paar Gläseln „Geist" in sich hat. Ohne Geist kann er nichts machen, der Masel, ohne Geist scheint er so wenig zu wissen, als die Anderen.

Heute sitzt er unter den Bauern und erzählt. Sie sperren Mund und Augen auf, denn bei den Ohren allein können die Neuigkeiten unmöglich alle hineingehen, die der Masel vorbringt, sie sind zu groß.

Anfangs hat ihn der Zaun-Peter gefragt: „Nau, Masel, was giebts Neues?"

Zuckt der Masel die Achseln und nichts weiter. Kommt das erste Glasel „Geist".

„Werden wir Krieg kriegen?" fragt der Peter.

Wieder ein Aufschupfen mit den Achseln: „Möglich ist's schon!" Und nichts weiter.

Nach dem zweiten Glasel thut er frischen Tabak in den Mund, denn Raucher ist er keiner, und fängt an: „Jetzt werden wir bald Sauerampferblätter beizen müssen; wie man hört, wollen die Ungarn keinen Tabak mehr ins Land lassen."

„Oho!" sagen die Bauern.

„Die Ungarn sagen, sie wollen mit Oesterreich nimmer zusammenhalten und sie wollen ihren König allein haben

und erlauben es nit, daß er nebenbei auch noch Kaiser von Oesterreich ist."

„Sackra! nachher setzt's was!" knirschen die Bauern. „Jagerhansel, bring' noch ein Glasel!"

„Mit dem Russen, heißts, soll's losgeh'n," bemerkt der Peter.

„Uns thut er nichts, der Russ'," berichtet der Masel, „aber auf die Bulgarner hat er's scharf! Die Bulgarner, das sind schon halbe Türken, die wollen dem Russen das Rußland wegnehmen. Da hat der Russ' gesagt: Ueber mein' Leich' geht der Weg ins Rußland."

„Kann ihnen auch so passiren, wie den Franzosen, Anno Dreizehn," sagt der Peter, „daß sie einfrieren, und im Sommer, wenn sie auflannen (aufthauen), sind sie hin."

„Kein Türk' ist sein Lebtag noch nit eingefroren," belehrt der Roß-Masel, „der weiß sich schon warm zu machen, mein Lieber, der thut sengen und brennen!"

„Haus Oesterreich hat aber doch dem Türken Bosnien wegthan," meint der Peter.

„Ist nur ein Köder, mein Mensch, nur ein Köder. Haben wir uns nur erst fest verbissen ins Bosnien, schwubs, wird der Türk anziehen und uns drin haben in der Türkei!"

„Ist mir auch recht," bemerkt jetzt der alte Wagner-Toni, „nachher geh' ich kirchfahrten nach Jerusalem ins heilige Land."

„Daß aber das heilige Land noch alleweil den Türkenheiden gehört!" sagt der Peter kopfschüttelnd.

„Weil sie's nit hergeben," belehrt der Masel. „Der Napoleon hat's eh haben wollen und hätt' dem Türken ganz Italien mitsammt der Romstadt geben mögen, fürs heilige

Digitized by Google

Land, aber der Türk' hat gesagt: Na, das Italien mag ich nit; sein mir z'viel Banditenrauber drinnen."

„Mit Haus Oesterreich steht Italien jetzt so weit gut?" fragt der Peter.

„Der Kaiser Franz Josef ist mein Freund, hat der Victor Emanuel gesagt."

„Der Victor Emanuel lebt ja gar nit mehr!" wendet der Peter ein.

„Ist alles Eins, hat's halt der Pimontesер-König gesagt."

„Uh Narr, Pimontesер-König giebt's auch schon lang' keinen mehr. Nur einen König von Italien.

„Na, so hat's halt Der gesagt," verbessert sich der Masel, „aber die Tiroler, sagt er, möcht' ich haben! Das sind schneidige Leut, und schießen können sie wie die Höllteufel, soll er gesagt haben."

„Ja, die Tiroler werden ihm was pfeifen. Die werden ihm's accurat so machen, wie dem Franzosen, Anno Neun!" ruft der Peter. „Ins Gebirg, wenn die Bauern nit wollen, kommt kein Feind herein. Piff! Puff! Hei, das möcht' ich sehen, was mir so ein Wällischer ins Suppenhäfen zu gucken hätt! — Schaut's die Schweizer an! Ein kleines Häuflein, aber fest bleiben sie."

„Hast nichts gehört, Peter," sagt jetzt der Roß-Masel, „kürzlich hat ein reicher Engelländer das Schweizerland kaufen wollen. — Verkaufen thun wir's nit, haben die Schweizer gesagt, aber verpachten auf ein Jahr, wenn du willst, und kannst nachher in unserem Schneegebirg umsteigen, so viel du magst. — Ob er zum Schneegebirg den Schweizerkäs auch thät' dazukriegen? fragt der Engelländer. Nein, den müßt er sich extra kaufen. — Auf das hat sich der Handel zerschlagen."

Digitized by Google

„Schon sakrisch viel Geld müssen sie haben, die Engelländer," meint der Toni.

„Ist keine Kunst, Geld haben, wenn ich die vielen Soldaten und das groß' Kriegführerwesen nit zu erhalten brauch!" bemerkt der Peter. „Bei den Engelländern wirst nit so viel Kriegsgespiel finden, wie anderswo!"

„Ich denk', Engel werden sie auch nit sein, und wenn sie zehnmal Engelländer heißen."

„Wenn's wahr ist!" sagt der Peter, „Engländer heißen sie nit der Engel wegen, aber weil sie so viel ein enges Land haben. Lauter Wasser. Ist mehr Fisch als Mensch, der Engländer. Deswegen soll er auch so kaltblütig sein. Beim Franzosen, sagt man, ist's umgekehrt, der thut lieber fliegen als schwimmen."

„Daß die Franzosen halt alleweil noch keinen Kaiser haben, glaub' ich!" bemerkt der Toni.

„Brauchen keinen," belehrt der Peter. „Die Franzosen, die thun abwechseln mit dem Regieren. Heut' zum Beispiel ist's ein Doctor, der regiert gut; da kommt ein Kaufmann und sagt: Ich kunnt's besser! — Gut, sagt der Doctor, so setz' Dich Du herauf, und steigt vom Thron. Morgen kommt ein Landwirth, der schreit: Nichts nutz, Kaufmann, wie Du regierst! — Wer's besser kann, sagt der Kaufmann, der soll hergehen. Einer um den Andern. So sollen sie's treiben. Ob's wahr ist, weiß ich nit."

„Krieg führen will der Franzos, hab' ich gehört, mit dem Preußen Krieg führen," weiß der Masel zu berichten. „Soll ihm letztlich einen Brief geschrieben haben, der Franzos, dem Preußen. Da drin soll gestanden sein: Preuß', mit Dir hab' ich noch eine Abrechnung. Von Anno Siebzig her. Jetzt hab' ich eine Million Soldaten und neue Kugelspritzen, die

Digitized by Google

viel beſſer ſind, wie dieſelben von Anno Siebzig. Jetzt wollen wir's wieder probiren, wenn Du Schneid' haſt! Gilts? — Der Preußenkönig iſt hundert Jahr alt, der hat ihm geantwortet: Es gilt. Aber wenn Du ſo gut ſein willſt und etliche Wochen warten. Ich bin mit meinen Soldaten noch nit ganz fertig. Nachher wollen wir uns ſchon verläßlich einſtellen. — Auf das geht der Bismarck her, zerreißt den Brief, haut mit ſeiner Fauſt auf den Tiſch und ſagt: Wir ſind geſtellt! Heut lieber wie morgen! — Der Franzos ſoll ſich nit mehr gemuxt haben."

In meiner Jugend kam eines Tages ein Handwerksburſche in unſer Haus, der wußte zu erzählen, daß der böhmiſche König ſeine Hauptſtadt Prag verſpielt habe, und zwar beim Brandeln (ein beliebtes Kartenſpiel) im Wirthshaus; aber man dürfe ſich kein gewöhnliches Wirthshaus denken, ſondern einen goldenen Palaſt, und die Spielkarten ſeien von Seiden geweſen. — Derſelbe Handwerksburſche ſprach auch folgendes Prophetenwort: „Bei der Achtundvierziger Revolution hat man Die gezählt, die gefallen ſind; bei der Achtundneunziger Revolution wird man Die zählen, die lebendig bleiben."

Daß Joſef II. nicht todt iſt, weiß man im Volke allenthalben, er iſt nur irgendwo eingekerkert, aber wenn die Zeit kommt, wird er das Volk erretten aus Noth und Bedrückung. Uebrigens aber iſt der Antichriſt im Anrücken, der will nur eitel Geld und Gut haben und dem Papſt ſein Land und ſeine Schlöſſer wegnehmen und Gold und Edelgeſtein aus den Kirchen rauben. Aber der Erzengel Michael wird dem heiligen Vater all ſeine Beſitzthümer wieder zurückerobern.

So pflegen die Leute Altes und Neues durcheinander zu ſtellen und manchmal vielleicht ſogar Eines durch das Andere bedeutſam zu machen. -- In Kriegsgefahr, wenn viele

Digitized by Google

Soldaten ausgehoben werden, steigert sich die Phantasie der Leute ins Ungeheuerliche. „Alles muß fort, Alles was Hosen trägt. Auch die Weiber müssen mit den Ofengabeln ausrucken. Wien brennt. Drei Feldherren sind schon erschossen worden. Jetzt heißt's nimmer, die blaue Donau, jetzt heißt's: die rothe Donau. Man darf kein Salz und keinen Tabak mehr kaufen, alles vergiftet! Der Garibaldi ruckt an, der soll gesagt haben: heuer wird ein gutes Jahr sein, werden auf allen Lärchbäumen Bauern wachsen!" Und so fort. Einer oder der Andere hält eine Zeitung. Eine solche pflegt schon für sich zu übertreiben, der Bauer übertreibt weiter; wo sie aufhört, fängt er an, und mißversteht das Zeug und mischt allerhand durcheinander.

Manch alter deutscher Hintergebirgler, der sonst seine fünf Sinne ganz brav beisammen hat, wenn sichs um seine enge, greifbare Welt handelt, weiß heute noch nicht, daß ein Deutsches Reich existirt mit dem Kaiser in Berlin. Und er braucht's auch nicht zu wissen. Er ist im Steuerzahlen und Soldatenerziehen ein guter Oesterreicher und in seinem Blute, in seinen Sitten urdeutsch. Er weiß auch das nicht; seine Sach' ist, daß er friedlich lebt und tüchtig arbeitet. Des Himmelkommens wegen muß er Sonntags fleißig in die Kirche gehen und des Durstes wegen auch manchmal ins Wirthshaus, wo nachher manchmal ein wenig in obiger Weise politisirt wird.

Was den Ernst anbelangt, weiß ich nur so viel: aus Kriegslust wird der Bauer nicht ausrücken, wenn aber der Feind einmal ins Land brechen will, dann nimmt der Bauer sein Beil oder seinen Knittel und schlägt gewaltig drein.

Und hierin ist die Bauernpolitik die gründlichste.

---

Digitized by Google

## Die ſchlaue Mariandl.

Das Thal von Kapfenberg bis Aflenz kennen zu lernen, kann Niemandem ſchaden. Es iſt ein ſteiriſches Gebirgsthal, wie es „im Buch ſteht". Auf dem Boden des Curortes Steinerhof wandelnd, ſieht man noch die ſchönen Berge des Rennfeld, des Floning und andere Almen im freien Sonnenſchein. Wir wandern den Thörlbach entlang aufwärts bis zum Felſenblock, auf welchem die grünen Almen des Floning aufgebaut ſind. Hier engt ſich das Thal; an beiden Seiten ſteile, üppig bewaldete Berghänge, an den Lehnen manch kleines Aeckerlein oder eine Matte mit Heuduft. Im tiefen Grunde die weiße breite Straße mit maſſigem Geländer hin und hin, und mit den drei Telegraphendrähten darüber. Daneben rauſcht und toſt zwiſchen wuchtigen Felsblöcken das Waſſer, oder es wallt raſch und weich über die Steine hin, die in den Jahrtauſenden von der grünlichen Alpenfluth glatt geſchliffen worden ſind. Wo neben Straße und Fluß noch ein grünes Wieslein Platz hat im Thale, da liegt es zwiſchen Silberweiden, Schlehdornſträuchern und Eſchen. Dort auf dem Hange oder hier in der ſchattigen Nebenſchlucht blinken zwiſchen

Digitized by Google

Linden, Ahornen oder wilden Kirſchbäumen die taubengrauen Dachbretter eines Hauſes hervor, ein wehmüthig Denkzeichen an die Zeiten, da dieſe Berge noch der Tummelplatz fleißiger Bauern geweſen ſind. Heute verſinkt alles in die Schatten der aufwuchernden Wildniß, und nur der ſtattliche Eiſenhammer im Thalgrunde ſucht mit dem Klingen ſeiner Werkzeuge das Jodeln und Jauchzen zu erſetzen, das ehedem die Gegend belebt hatte.

So ſchlängelt ſich das Thal zwiſchen den waldigen Bergen hin, und oft muß der Weg den rollenden, grollenden Bach auf feſten Brücken überſpringen. Dann wieder eine räucherige Holzhauerhütte, deren Fugen der Wandzimmerung mit Kalk verklebt ſind; davor, ſchier unter dem Schatten des aufſteigenden finſteren Fichtenwaldes, ein Gärtlein mit kümmerlichen Kohlpflanzen und freundlichen Nelkenſtöcken.

In einer dieſer Holzhauerhütten war ich vor Jahren Zeuge eines Strafgerichtes geweſen. Wilde Nachbarsjungen waren in den Ziegenſtall gedrungen und hatten ein Zicklein entführt. Einer hatte ſogar ein Schußgewehr bei ſich, um dem Kohlenbrenner die Hühner abzuſchießen. Ich kam hier gerade zurecht, wie die Jungen vom eigenen Vater den Lohn erhielten; aber Einer davon ſagte während der Prügel zu ſeinem Vater: „Schlag zu, ſchlag zu! Biſt ſelber ein Wilddieb!“

Ein paarmal leuchtete aus dem Hintergrunde dieſes Thales über dem Waldkamme das weiße Gewände des Fölzſteins auf, denn endlich treten wir in das engere Bereich der Hochſchwabkette. Das Thörl bei Aflenz mit ſeiner uralten Felſenruine iſt der Eingang. Hier gehen an beiden Seiten von den Hängen Felſenrippen nieder, die das ganze Thal einengen nicht bloß zu einem Thor, ſondern ſogar zu einem Thörl, durch das zwiſchen dem ſtattlichen Eiſenwerk und

Digitized by Google

anderen Gebäuden, die ſich gerade hier feſtgeſtellt haben, Straße und Fluß nur mit Mühe durchkommen. Knapp hinter der Enge zweigt ſich das Thal; links geht's nach St. Gilgen und ins Herz der Schwaben hinein. Da drinnen ſteht auch jenes Wirthshaus, wo einmal ein übermüthiger junger Menſch gebührend beſtraft worden iſt, wie der Verlauf dieſer Darſtellung zeigen wird. Rechts führt die Straße über Aflenz und Seewieſen ins heilige Mariazell. Es lichtet ſich die Gegend, und der befreite Blick fliegt munter ins weite, ſonnige Bergrund von Aflenz. Da thut ſich links ein Thal auf. An den Lehnen Wald und Matten, aber im Grunde, zwiſchen einzelnen Fichtengruppen, blaſſe Sandhalden, durch welche beſcheiden ein kalkiges Bächlein rieſelt. Im fernen Hintergrunde des Thales blauen finſter und dräuend die wüſten Vorgewände des Hochſchwab. Vielleicht auch liegt auf den weißen Wänden oder Schneefeldern der Mulden ſo greller Sonnenſchein, daß es Dein Auge blendet, oder die gewaltigen Steinbilder ſind mit Schneegeſtöber verſchleiert, während im freundlichen Aflenzthale der milde Sommertag träumt. Dieſes Hochthal heißt die Fölz. Es hat wunderbare Herrlichkeiten, und hier iſt es, wo ich einſt einen lebensſatten Weltling rufen hörte: „Jeſus Maria! Und ein Menſch, der ſolches nicht geſchaut, will gelebt haben!" Im Juli flammen in dieſen ſchattigen Schluchten die Alpenroſen, die kein Thau des giſchtenden Wildwaſſers zu löſchen vermag. Und wenn Du weit hineingewandert biſt in die Falten des Hochgebirges, und wenn Du Dich auf einen Stein ſetzeſt, und wenn zwiſchen den Baumkronen die lichten Wände niederſchimmern, und wenn das Brauſen der Fölz Dein Ohr betäubt, und wenn Du trotz alledem noch ſo viel Beſinnung haſt, um hier Deinen Imbiß einzunehmen, ſo ſchauen Dir dabei die Gemſen zu.

Du warnſt ſie: „Hütet Euch vor dem Jäger!“ — „Hüte auch Du Dich!“ hallt es zurück. „Du willſt empor in die Steinwüſte, ſie iſt für den Unbeſonnenen voller Gefahren.“

Hier durcheilt man auf bequemem Poſtwagen eine der ſchönſten, abwechſelungsreichſten Gegenden der ſteiriſchen Alpen. Bei den Klängen des Poſthorns ſind Wald, Wieſen, Dörfer, Ruinen, Wäſſer, Mühlen, Matten und Felſenberge noch wonniger zu ſchauen, als bei dem Pfuſtern der Locomotive. Und die Wirthshäuſer! Und die goldhaarigen Schenkinnen! Das Poſthorn lockt alles hervor. Der Dampfwagen ſchleift dicht von einem Kellnerfrack zum anderen und Du weißt nicht, was unſere ſteiriſchen Wirthinnen für holde Roſenſträußlein in ihrem Mieder tragen.

Ein Wanderknab kümmert ſich nicht um Poſtwagen und ſchaut lieber anderen Dingen nach, als den Röſſern auf ſtaubiger Straße. Saß alſo damals — als ich an einem himmelblauen Sommernachmittag in goldener Jugendſeligkeit dem Thale entlang wanderte — unweit Thörl, unter dem Schatten einer Eſche, ein liebliches Kind. Auf dem Schoß hatte es in blaues Tuch geſchlagen einen flachen viereckigen Gegenſtand, auf den es die Hände legte. So ſaß es da und ſchaute mir entgegen. Ich wußte nicht, wollte es auf mich warten oder mich vorüberziehen laſſen, nahm aber das Erſtere an. Ein roſiges Vollgeſichtlein hatte es und zwei ſchwarze, kugelrunde Augen d'rin und ein feines Näschen, das ſich ſo ein wenig aufſtülpte, als wollte es ſagen: „Bitte, wenn Du bei den Lippen was zu thun haſt, ich ſtehe Dir nicht im Weg!“ Und welch ein Lippenpaar! Zwei rothe, ſanft aneinander liegende Kißlein, ſo harmlos preisgegeben den Blicken des herannahenden Knaben. Ein ſchwarzſeidenes Tuch hatte die junge Maid um das Haupt gebunden und darunter ſchlängelten ſich an den

Digitized by Google

Stirnſeiten ſo ein paar Goldlockenringlein herab, daß es ſchon des Teufels war.

So etwas hatte ich in meinem Leben noch nicht geſehen. Ich ſetzte mich zum Mädel hin, der Stein war breit genug für Zwei, nahm ſie bei der Hand und ſagte: „Das iſt ſchön von Dir, Mariandl, daß Du auf mich warteſt.“

Wer wochenlang Zeit hat, der mag die Bekanntſchaft mit einem herzigen Mädel unter „Sie“ anheben; auf der Wanderſchaft iſt mir dieſe Umſiederei immer zu langweilig geweſen.

„Warten thu ich ja nicht,“ lachte ſie, „ich will nur ein biſſel raſten, weil ich gar in Kapfenberg geweſen bin, und Mariandl heiß' ich auch nicht.“

„So?!“ rief ich, „hab' doch gehört, daß in der Aflenzer Gegend alle ſauberen Dirndeln Mariandl heißen. Was tragſt Du denn da?“

„Da drinnen, da?“ fragte ſie und hob den tafelartigen Gegenſtand ein wenig empor. „Das ſag' ich nicht.“

„Sicherlich ein ſchönes Muttergottesbild!“

„Nein, kein Heiligenbild iſt es nicht,“ ſchmunzelte das Dirndlein.

„Oder der Liebſte!“

„Keinen Liebſten hab' ich nicht.“

„Oder haſt Dich gar ſelber malen laſſen!“

„Ja wohl, gewiß!“ lachte ſie auf; „malen laſſen werde ich mich! Wer mich ſehen will, der ſoll zu mir ſelber kommen.“

„Das habe ich gethan. Malen kann man Dich doch nicht. Der Maler thäte früher mit der ganzen Staffelei niederbrennen vor lauter Lieb'.“

„Da müßt' man halt löſchen,“ meinte ſie.



Digitized by Google

„Und ich möcht' ſo gern ſehen, was Du da drinnen für ein ſchönes Bild haſt."

„Ja, das glaub' ich!"

„Dirndel, zeig' es mir!"

„Das zeig' ich nicht her," ſagte ſie ſchalkhaft und legte die Hände feſter über die verhüllte Tafel. Als ich ſie des Rahmens wegen ein wenig befühlen wollte, ſchob ſie meine Finger weg, ſagte, ſie könne ihre Lebenszeit hier nicht verſitzen, und machte ſich auf den Weg. Ich ging mit ihr und wir plauderten gemüthlich dahin.

„Wie alt biſt denn ſchon?" war meine Frage.

„Kann Er gut rathen?"

Ich ſtreckte meine zehn Finger aus: „Doppelt ſo viel!"

„Höher, Peter!"

„Höchſtens noch einen dazu!"

„Stimmt."

Bei manchem Stadtfräulein dürfte man beim Errathen der Lebensjahre der Wahrheit nicht ſo nahe kommen.

Nun begegnete uns eine Kreuzſchaar, die aus Mariazell kam. Hinterdrein kriſtelte Einer nach, der vielleicht bei der Raſt in Aflenz ſein Leben etwas zu ſehr durchgeiſtigt hatte; er traf die Straße nicht immer haarſcharf und trollerte ein paarmal an die Telegraphenſtangen.

„Aber der iſt fromm," ſagte meine Begleiterin, „der telegraphirt ſogar ſeinen Rauſch nach Mariazell!"

Ich fragte ſie nun, unſere Unterhaltung wieder anknüpfend, ob auch ſie ſchon einmal in Mariazell geweſen ſei.

Sie verneinte es.

„Aber," bemerkte ich nach dem bekannten Bauernſpruch, „jedes Dirndel muß ja neunmal nach Mariazell wallfahren gehen, bis es einen Mann kriegt!"

Digitized by Google

„Ja," entgegnete ſie, „und ein Mann muß neunmal nach Mariazell wallfahren gehen, bis er das Weibsbild wieder losbringt. Unſer alter Knecht ſagt's. So einen Spott brauch' ich nicht. Ich mag keinen Mann."

„Da haſt ganz recht. Die Burſchen ſind auch viel feiner. Geh', Dirndel, gieb her Dein Bild, ich will Dir's tragen."

„Dazu bin ich ſchon ſelber ſtark genug," war ihre Antwort, und dabei nahm ſie die verhüllte Tafel noch feſter unter den Arm.

„Woher haſt ſie denn?" wieder meine Frage.

„Vom Kapfenberger Glaſerer."

„Was iſt denn d'rauf?"

„Das braucht Er nicht zu wiſſen."

„Wo gehſt denn hin damit?"

„Heim."

„Ich geh' mit Dir."

„Der Weg iſt breit genug dazu."

„Wo wirſt denn das Bild aufhängen?"

„Halt über der Stübelthür."

„Zu Deiner Schlafkammer?"

„Kann ſchon ſein."

In dem Augenblick ſtand's bei mir feſt: Du gehſt mit ihr! Sie mag hingehen, wo immer. Gottes iſt die Welt überall, Du gehſt mit ihr.

Vor dem Wirthshaus in Thörl werde ich ſie — ſo viel mir noch erinnerlich iſt, und was auch ſchickſam war — gefragt haben, ob ſie nicht einkehren wolle? Nein, ſie könne auch daheim trinken. Wartete aber doch nicht ſo lang. Auf dem Wege gegen St. Gilgen, unter einem verknorpelten Ahorn, iſt ein Brunnen. Zu dem beugte ſie ſich nieder, nutzte die hohle Hand zu einem Schöpfer und trank.

Digitized by Google

„Kalt iſt's!" ſagte ſie und ſchlenkerte von der Hand das Naſſe.

„Jetzt geſchwind ein Buſſerl d'rauf, daß es warm wird!" war mein Rath.

„Warum denn nicht!" ſagte ſie und trocknete die Lippen, „ein Buſſerl in Ehr'n geb' ich Bauern und Herr'n."

„Und laß mir auch das Bild anſehen. Ich bitt' Dich, Dirndel! lieb' Dirndel! deck's auf!"

„Oha!" rief ſie, und es war ſo weit, daß ſie mir die Tafel entwinden mußte. „Da zeig' ich's nicht her, weil Er ſo gamerig (darnach lüſtern) iſt! juſt nicht!"

Etliche Minuten ſpäter trat ſie in ein Haus, über deſſen Thüre Fichtenreiſig und Hobelſpäne winkten. Wein und Bier! Alſo ein Wirthshaus. Und da iſt ſie daheim. Um ſo beſſer, da kehrt man ein und bleibt über Nacht, wenn's zu ſpät zum Weiterwandern wird. Alſo ins Haus.

„Gott ſei Dank!" ſagte ſie und legte in der Stube ab, dann zu mir gewendet: „Was ſchaffen wir?"

Ich aß und trank. Es waren ein paar luſtige Burſchen und Dirnen da, ſie tranken Apfelmoſt und Branntwein und tranken einander, und auch mir und meiner „Mariandl" auf gute Geſundheit zu. Stadtleute, die immer oben hinaus wollen, trinken ſich ein „Hoch" zu, Landleute „gute Geſundheit".

Um ſo viel ſind dieſe klüger. Endlich, als die Burſchen und Dirnlein recht viel Geſundheit in ſich hatten, gingen ſie davon.

Ich blieb zurück und machte mir mit der „Mariandl" zu ſchaffen. Als ſie neben mir auf der Bank ſaß, legte ich meinen Arm ſehr geſittig auf ihre Achſel, und es war wieder die Sprache von dem verdeckten Bilde.

Digitized by Google

Weil es mittlerweile dämmerig geworden war, ſo meinte ſie: „Jetzt warten wir ſchon damit, bis das Kerzenlicht kommt, daß wir eine gute Beleuchtung haben."

„Auch gut. Wir können bis Mitternacht hinein trinken, mir macht's nichts, und hier giebt's weder einen Nachtwächter, noch ſonſt einen Büttel. Wir können Eins ſingen miteinander und luſtig werden, mir macht's nichts. Wir können trautſam aneinander rücken; zwiſchen den kalten Steinbergen müſſen die Leute um ſo wärmer und weichherziger zuſammenhalten — nicht wahr, Dirndel?"

Endlich, als ſie mit ihrem Vater und dem kleinen Geſinde Milchſuppe und Salat mit Speck gegeſſen und Einiges von Kapfenberg ausgeſagt hatte, ging ſie an die Tafel, die auf einer Bank an der Wand lehnte, band die Tuchecken auseinander und ſchlug ſie zurück. Daß ich, den Kerzenleuchter in der Hand, nahe hinter dem Dirndel ſtand, ſehr nahe, iſt leicht erhärtet; daß ich mit ſehnſüchtiger Augenluſt auf das Bild blickte, welches ſo geheimnißvoll getragen und bewacht worden war und welches jetzt enthüllt wurde — iſt wahrlich leicht zu glauben. Die Hülle fiel und ich ſah.

— — Wie heißt es in jenem Gedichte? „Auf ewig war ſeines Lebens Heiterkeit dahin ...."

Die Polizeiordnung. An der Wand lehnte friſch enthüllt die Polizeiordnung in Glas und Rahmen.

„Und jetzt ſchlafen gehen!" ſagte der Wirth. „Mariandl, führ' den Herrn auf die Bodenkammer!"

Aus der Küche kam ein altes, ſchiefäugiges Weibsbild gewackelt, das nahm die Kerze und knurrte mich an, mitzukommen. Das war die Mariandl.

Am nächſten Morgen, als ich wohlausgeraſtet in die Gaſtſtube trat, war die Sonne da und der Kaffee und das

Digitized by Google

freundliche Dirndel von geſtern. Und die Polizeiordnung hing über der Thür zum Nebenſtübel.

Ich verlangte nach dem Wirth, um zu rechnen. Das Dirndel nahm die Kreide und ſagte, ich hätte geſtern die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ich möge es heute nur auch thun. Sie betrage juſt zwei Gulden, und froh ſollte ich ſein, daß ſie mir keine größere machen könne.

Zwei Gulden! Darauf war nun mein Handwerksburſchenbeutel freilich nicht gefaßt. Aber ſie hat Recht, dachte ich, 's kunnt ſchlimmer ſein!

Zur Geſundheit! Am nächſten Morgen ſchrieb ich in mein Tagebuch: „Wenn das Dirndel hübſch iſt, ſo lockt es die Burſchen ſelbſt mit einer Polizeiordnung ins Haus.“ — Gott, wenn ſo ein dummer Junge gefoppt wird, das iſt zu luſtig!

§

Digitized by Google

# Eine gute Kameradschaft.

„Seppel, Seppel, am Montag mußt Du zum Gericht!"

„Wer, ich?"

„Du."

„Bist aber nicht gescheit."

„Das bitte ich mir aus, der Gerichtsbote ist immer gescheit."

„Ja, was soll denn ich beim Gericht? Hab' ich was angestellt?"

„Stechen hast Dich lassen," antwortete der Bote.

„Ach, alleweil noch diese dumme Geschichte!" rief der Seppel aus. „Wer hat ihn denn verschergt, den Klachel-Schneider?"

„Hast denn nicht Du ihn selber verklagt, daß er Dir das Messer in den Leib gerannt hat?"

„Geh', wer wird der Dummheit wegen so Geschichten machen! Ich hab' nichts gesagt."

„Alsdann hat der Herr Staatsanwalt die Anzeige gemacht," sagte der Bote.

Digitized by Google

„Was geht denn das den Staatsanwalt an?" begehrte der Seppel auf, „den hat er ja nicht gestochen, der Schneider!"

„Den Staatsanwalt geht das schon was an, mein Lieber!" belehrte der Gerichtsbote. „Wer gestochen wird, der ist ihm freilich gleichgiltig, aber wer sticht, den packt er. Der Herr Staat, mußt Du wissen, kümmert sich nur um die schlechten Leut', nicht um die braven. Und ist in Ordnung, das; der Schlechten wegen ist er da, die Braven brauchen gar keinen Herrn Staat."

„So soll er auch mich in Fried' lassen!" sagte der Seppel, „ich will nichts mehr wissen vom Handel, und der Klachel-Schneider ist mein Kamerad, über den laß ich nichts aufkommen."

„Mußt am Montag zur Tagsatzung, gegen ihn Zeugenschaft geben, da hast die Vorladung. Und da auf diesen Zettel schreibst Deinen Namen her, daß das Gericht weiß, ich hätt' Dir die Zustellung richtig zugestellt. Kannst nicht schreiben, so mach' ein Kreuz."

„Deswegen hat's nix, schreiben können wir schon!" sagte der Seppel und zeichnete mit schwerer Noth, aber innerem Stolz, seinen Namen aufs Papier. Damit gab der Bote sich zufrieden und ging seines Weges.

Der Seppel war ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bauernbursche von hünenhafter Größe. Ueber sechs Schuh an Länge, bei den Achseln fast drei Schuh an Breite, aber mit gewöhnlichen Schuhen gemessen, nicht mit den seinen, denn von diesen war jeder zwei Schuh lang; großknochig an den Gliedern und muskelstark, aber schwerfällig an Bewegungen. Auf dem sonngebräunten Stiernacken ein stattlicher Kopf mit schlichtem rothblonden Haar, das breite Gesicht wohl geröthet, aber

Digitized by Google

bartlos, die Augen mattgrau und gutmüthig dreinschauend in die Welt, die er gerade so nahm wie sie war.

Als der Montag kam mit der „Tagsatzung" (der Verhandlung), stand nun dieser Bursche vor dem Gericht. Vor demselben stand aber auch ein kleines, mageres, überaus rührsames Kerlchen in schwarzem, halb städtischem Anzug, und ihm zur Seite ragten zwei baumstarke Gendarmen mit aufgesteckter Waffe.

„Also, Josef Lichtenbacher," sagte der Richter nach einigen Vorfragen zum Bauernburschen, „wie war es?"

„Ja, wie war es!" antwortete der Seppel achselzuckend. „Eine Dummheit!"

„Warum ist an jenem Abende im Wirthshause gerauft worden?"

„Aus Unterhaltung."

„Aus Unterhaltung bringen sich ja doch vernünftige Leute keine Wunden bei," meinte der Richter, „es muß einen Grund gehabt haben."

„Freilich hat's einen gehabt," versetzte der Seppel, „weil wir haben wissen wollen, welcher stärker ist."

„Wie viele waren Ihrer?"

„Mein Gott, wie viel werden gewesen sein?" sagte der Bursche nachsinnend. „Da war einmal der Blaser-Natz, nachher war der Schwaighofer-Simmerl, nachher war auch noch der Klopfer-Sohn, der Franzl."

„Waren das Alle?"

„Ich bin halt auch dabei gewesen."

„Und —?"

„Nachher wird auch der Fleischhacker-Steffel gewesen sein und der Rösselwirth. Sonst weiß ich Keinen mehr. Richtig, ein etlich Weiberleut' sind auch noch gewesen."

Digitized by Google

„Und der Anton Pöllersberger?“ fragte der Richter.

„Der Anton Pöllersberger — wer iſt der?“

„Genannt der Klachel-Schneider!“

„Jeſſes, der Klachel-Schneider!“ rief der Seppel, „den hätt' ich bald vergeſſen.“

„Der hat Ihnen ja das Meſſer in den Leib geſteckt!“ rief der Richter.

„Aber ſie haben's ja wieder herausgezogen.“

„Sind Sie mit ihm in Feindſchaft geweſen?“

„Ah beileib' nit,“ ſagte der Burſche. „Der Mirzl wegen iſt's halt hergangen. Wir haben ſie halt Jeder haben wollen.“

„Der Schneider und Sie?“

„Ah nein, ich und der Simmerl. Und die Mirzl hat geſagt: Den Stärkeren nehm' ich. Alſo haben wir halt wiſſen wollen, welcher der Stärkere iſt.“

„Wie kam aber der Schneider dazu?“

„Ja, der iſt halt auch dabei geweſen.“

„Mit dem Schneider ſollen Sie ja gar nicht gerauft haben!“ ſprach der Richter.

„Na freilich nit,“ entgegnete der Seppel ſchmunzelnd, „da haben wir's ſchon ſo auch gewußt, welcher der Stärkere iſt. Mit dem Natz und dem Simmerl hab' ich gerauft.“

„Und wie war es weiter?“

„Der Burſche zuckte die Achſeln: „Wie ſoll's denn geweſen ſein? Wir haben halt gerauft.“

„Fenſter zerſchlagen, hat ein Zeuge ausgeſagt, heidenmäßig geſchrien, mit den Fäuſten aufeinander losgedroſchen und zwei Stuhlfüße abgebrochen.“

„Na freilich, weil wir gerauft haben.“

„Und der Anton Pöllersberger?“

Digitized by Google

„Ja — der Schneider," sagte der Bursche, „der hat zuerst nur so zugeschaut. Nachher, wie er gesehen hat, der Schwaighofer-Simmerl liegt untenauf, da hat er ihm geholfen, weil er sein Kamerad ist."

„Wie hat er ihm geholfen?" fragte der Richter.

„Halt aushelfen hat er ihm wollen, weil ich dem Simmerl so auf dem Bauch bin gekniet und der Simmerl alleweil schreit: Du Gimpel, Du druckst mir ja das ganze Bäuschel heraus!"

„Und was hat der Schneider gemacht?"

„Ich hab' nichts gesehen. Wie wir nachher aufgestanden sind und brav gelacht haben, schreit auf einmal ein Weibsbild: Jesses Maria, Seppel! Dir steckt ja ein Messer im Buckel! — Ich drah mich um, seh' noch alleweil nichts. Teuxel! sag' ich, hab' schon a Weil was beißen gespürt! Hab' nachher hinüber'griffen mit der Hand und steckt richtig das Messer drin!"

„Soll ja gute zwei Zoll tief gesteckt sein," sagte der Richter.

„Kann schon sein," antwortete der Bursche ruhig, „weil es gar nicht heraus hat wollen. Ich gwiglatz' (hin und her ziehen) eine Weil, g'schaff' aber nichts. Simmerl, sag' ich, sei so gut, zieh mir das Messer heraus. Der Simmerl gwiglatzt auch eine Weil und g'schafft auch nichts. Geht der Teuxel denn nit auffer! sagt der Simmerl, schon damisch hat es sich verklemmt zwischen den Knochen und das Heft ist blutschlatzig. — Probier Du's, Natz! sagt der Simmerl. Müßt doch a Schand sein! sagt der Natz und gwiglatzt und gwiglatzt und endlich hat er's heraußen."

Nun fragte der Richter den Burschen: „Was haben Sie nachher gemacht?"

Digitized by Google

„Wer, ich?" fragte der Seppel entgegen. „Das Messer hab' ich angeschaut. Ist ein langes Brotmesser gewesen, aber weiter nit abgebrochen."

„Und das Loch?"

„Das Loch in der Jacken hat der Schneider ja wieder zugeflickt."

„Ich meine die Wunde, die er Ihnen gestochen hat!"

„Ja so, die Wunde auf dem Buckel. Die Weiberleut' haben ein Pflaster draufgelegt —"

„Und dann —?"

„Dann nachher sind wir Kartenspielen gegangen."

„Und der Anton Pöllersberger?"

„Ja, der Schneider! Der Schneider hat auch mitgespielt."

„Und haben Sie ihn nicht zur Rechenschaft gezogen?"

„Freilich haben wir gestritten. Der Schneider hat alleweil falsch ausgespielt."

„Und des Messerstiches wegen? Haben Sie es gleich gewußt, daß der Pöllersberger gestochen hat?"

„Ah freilich."

„Er hätte Sie ja todtstechen können!"

„Ja," meinte der Bursche, „das hab' ich ihm auch gesagt, ein andersmal sollt' er nit so ungeschickt sein. Das größt' Malheur kunnt man haben bei einer solchen Dummheit!"

„Josef Lichtenbacher!" sprach nun der Richter, „Sie fordern wohl Schmerzensgeld."

„Ich? Wegen was?"

„Ist die Wunde jetzt heil?"

„Ich glaub' schon. Hab' nachher nimmer nachgeschaut."

„Also verzeihen Sie ihm auch?"

„Wem?"

„Dem Anton Pöllersberger!"

Digitized by Google

„Ah," sagte der Seppel, „verzeihen! Warum denn? Bin ja gar nie harb (böse) gewesen auf ihn. Er hat mich halt a bissel jucken wollen."

Jetzt wendete der Richter sich zum Angeklagten und sprach: „Nun, Anton Pöllersberger, was sagen Sie dazu?"

Der Anton Pöllersberger zuckte erst recht die Achseln.

„Warum haben Sie gestochen?"

Der Schneider antwortete ganz beklommen: „Weil ich dem Schwaighofer-Simmerl hab' helfen wollen."

„Mit dem scharfen Messer?"

„Ja, mit den Händen allein hätt' ich halt nichts ausgerichtet," gestand der Schneider treuherzig zu.

„Pöllersberger, ich werde Sie einsperren lassen!"

Nun trat der Seppel vor und sagte: „Ich bitt', Herr Richter, machen's keine Geschichten. Der Schneider ist halt just ein bissel gut aufgelegt gewesen. Hat ein etlich' Glaserl Schilcher 'trunken gehabt. Einsperren wegen so einer Dummheit! Ist mein guter Kamerad, der Schneider. Ich bitt', lassen's es gut sein."

Der Richter rückte auf seinem Sitze etwas unstet hin und her und dann sprach er: „Ich fürchte, der Pöllersberger könnte wieder einmal gut aufgelegt werden, und will ihm nun Zeit geben zum ernsten Nachdenken, daß man bei guter Laune nicht dem guten Kameraden das Messer in den Leib rennt. Dreizehn Monate Arrest werden nicht zu viel sein."

Der Schneider sagte kein Wort. Der Seppel rief ihm zu: „So, Toni, jetzt hast die Dummheit!" und ging mißmuthig nach Hause.

Diese Geschichte hat sich vor Kurzem zugetragen mitten in Steiermark, mag sich ähnlich oft schon ereignet haben und wird sich immer wieder ereignen, denn der Seppel geht

Digitized by Google

im Lande tauſendfach um. Er iſt — getraue ich mir zu ſagen — das Urbild des ſteiriſchen Bauers: nicht wehleidig und nicht rachgierig, Einer, der erlittener Unbill ſich oft kaum bewußt wird, und wenn auch, ſo am liebſten kein Aufhebens davon macht. Ein paar Meſſerſtiche wegen hört die gute Kameradſchaft ſchon lange nicht auf.

Digitized by Google

## Muſſenſpielen.

### Ein Bild aus dem oberländiſchen Volksleben.

Mit dem Obſt ſchaut's bei uns halt ſchlecht aus; ein biſſel Waldkirſchen, ein biſſel Schlehen, ein biſſel Holzäpfel und ein biſſel Lethfeigen," ſo ſagte der Staggelhofer, meinte mit den Lethfeigen aber ſchon die Burſchen, die zu bequem und zu feige ſind, um am Kirchtag mit ein paar Stuhlfüßen ein paar Kameraden blau zu machen. Die „blauen Montage" waren faſt abgekommen zu Scherersbach. „Das beſte Obſt," ſo fährt der Staggelhofer fort, „iſt bei uns noch das, welches unter der Erde wachſt. Was bei uns im Sommer nicht unter der Decken iſt, das wachſt nicht — ſo friſch iſt's bei uns zu Scherersbach." Unter der Decke wächſt es um ſo beſſer, die Erdäpfel meint er.

Deswegen geſchieht es, daß der Staggelhofer im Spätherbſte eines Tages ein paar Ochſen einſpannt und auf einem Leiterwagen etliche Säcke mit Erdäpfeln ins Untergai ſchleppt. Dort werden die gelben Erdäpfel mit rothwangigen Baumäpfeln aufgemeſſen, und als Draufgabe bekommt der Alpenbauer noch ein volles Säcklein dazu, welches ſchauderhaft



Digitized by Google

raschelt, als es auf den Karren geworfen wird. Dann fährt er heim. Die Aepfel werden zum Jausenbrot genossen, die Kinder bekommen deren extra, wenn sie folgsam sind; der Halterbub schleicht manchmal heimlich zum Sacke. „Hat der Adam auch Aepfel gestohlen," meint er in Erinnerung an den genossenen Katechetenunterricht, und setzt aus Eigenem bei: „Der Adam hat's der Eva wissen lassen und so ist's aufkommen. Ich will gescheiter sein und das Apferl allein essen." Nach Jahren, wenn er ganz groß geworden, will er's bei einem lustigen Plausch im Wirthshause dem Staggelhofer einmal sagen: „Du Bauer, Deine Aepfel, die ich Dir gestohlen, haben sehr gut geschmeckt!" Wenn man's eingesteht, nachher ist's nicht mehr Sünd, denkt er, und will ein ordentlicher Mensch sein. Zur Zeit ißt der Halterbub keinen Apfel mehr allein, sondern läßt schon allemal auch eine Eva mithalten, hat also nicht mehr nöthig, seine Sünden selber auszusagen.

Herr Jesses, ich verweile mich da bei den Aepfeln und sollt' schon lang bei den Nüssen sein.

Am Tage des heiligen Nikolaus, am langen Abende, da die Leute nach verrichtetem kurzen Tagewerk in der Stube beisammen sitzen — späneklieben, besenbinden, rauchen, schuhnageln, flicken, spinnen, stricken, tratschen, duseln und was so der häuslichen Arbeiten mehr sind, raschelt auf einmal etwas. Der Bauer kommt langsam zur Thür hereingestiegen und bringt eine hölzerne Schüssel voll Nüsse.

Etliche schreien vor Freuden auf, besonders die Weibsbilder, und der Großknecht langt schon nach dem Spielkartenbüschel.

„Nussenspielen!"

Alles verläßt seine Arbeit und drängt an den Tisch, was nicht schon dabei sitzt. Eine Kerze wird angezündet, denn

Digitized by Google

das Kienſpanlicht iſt nicht heilig genug fürs Kartenſpielen, und die Oellampe iſt nicht ſicher genug, wenn ſie raufend werden — das größte Unglück könnte geſchehen.

„Ja, ja, Nuſſenſpielen!“ ſagt der Staggelbauer und ſtellt ſeine Holzſchüſſel neben ſich auf die Bank, „nix Nuſſenſpielen! Vorher Nuſſen kaufen! 's Paar um ein' Kreuzer!“

„Da mögen die Weiberleut' einkaufen, mir ſind ſie zu theuer!“ entgegnet der Weidknecht.

„Narr!“ verſetzt dieſem der Oberknecht, „die Weiberleut ſind immer theuer!“

„Die Nuſſen ſind mir zu theuer, Du Pölli!“ ſchreit der Weidknecht und fährt auf.

„Hi, hi, hi!“ kichert der kleine Bub, der alleweil die Hände im Sack hat, weil ohnehin die Läufeln barfuß ſind.

„Was lachſt denn, Lecker?“ fragt ihn der Stallbub.

„Weil ſie ſchon raufen wollen und ſpielen noch gar nit!“

„Wem's Paar um ein' Kreuzer zu theuer iſt, der ſoll zehn um ein' Batzen haben,“ ſagt der Bauer.

„So wegen meiner!“ antwortet der Großknecht und kauft ſich um drei „Batzen“ Nüſſe. Der Weidknecht auch ſo viel, der Stallknecht nicht weniger. Die Kuhdirn will auch um einen Kreuzer.

„Du kriegſt nur achte,“ ſagt der Bauer, „weil Du ſie eh ſammt der Schalen ißt.“

Gelächter. Aber die Kuhdirn ſagt: „Kannſt Du ſelber thun, Bauer, mir thäten ſie zu viel reixeln im Magen.“

„Der Bauer ißt ja auch die Erdäpfel in der Haut,“ ſpöttelt der Weidknecht.

„Nau, abziehen werd' ich ſie mir nit laſſen vor dem Nachtmahl,“ entgegnet der Bauer und zählt Jedem die gewünſchte Anzahl Nüſſe vor.



Digitized by Google

So sitzen sie nun beim Tisch und Jedes hat vor sich einen Haufen Nüsse. Die sind anstatt Münzen, und für „Nussen" wird jetzt gespielt. Sie spielen „um den letzten Stich", wer den hat, der bekommt von Jedem eine Nuß. Das ist leicht faßlich, da kann sogar das Abwaschdirndl mithelfen; wenn sie auch die Karten noch nicht kennt, allemal eine Nuß hergeben, das kann sie doch — heißt das, solange sie ihrer hat. Auffallend ist es, wie bei solchem Spiel zwischen beiderlei Geschlechtern fast allemal die Männer gewinnen und die Weibsbilder büßen. Man muß aber wissen — das heißt, man darf es nicht wissen — wie sich Erstere beim Spiel unter dem Tische einander auf die Zehen treten, ohne daß auch nur ein Einziger „Au weh!" schreit.

An der männlichen Seite häufen die Nüsse sich zum Verwundern, „und wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu!" sagt die Küchenmagd und schupft mit der Hand die neuerdings verspielten hinüber.

„Die redet jetzt von Tauben!" bemerkt der Weidknecht

„Ja, von tauben Nüssen," sagt der Großknecht. „Die muß lauter solche haben, von der mag ich keine."

„Hat der Fuchs gesagt wegen der Trauben!" schreit die Küchenmagd und hebt die auszuspielende Karte wie einen Dolch: „Gestochen!"

Diesmal hat sie den letzten Stich und nun rascheln ihr von allen Seiten Nüsse zu, daß sie vor Freuden kichert.

Um so kleinlauter ist die Kuhdirn, ihr Vorrath ist alle, zwei einzige Nüßlein und noch dazu kleinwinzige (denn die großen hat sie in ihrer Gutmüthigkeit zuerst hergegeben), liegen an ihrer Seite; — zwei feindliche Stiche noch, und sie ist fertig

Digitized by Google

Und auf diese paar Nüsse lugt ein mitleidiges Auge — das Auge des Stallknechtes. „Nit verzagen, Grethel," sagt er schmunzelnd, „solang noch das Paar ist, geht die Welt nit zugrund." Dabei schielt er ein bißchen auf ihre Karten, die sie wie einen Fächer in der Hand hält, prüft dann seine Karten in der Hand und tritt dem Nachbar ein wenig auf die Zehe. Dieser wirft keck das Blatt aus und wird „gezwickt", denn der Fußtritt war ein falscher gewesen, hatte den Spieler mißleitet. Die Stalldirn macht den letzten Stich und ist überrascht von solchem Glück, daß sie vor Schreck aufschreit, als hätte sie mit ihrem Stiche wirklich Jemanden erstochen. Jetzt rollen ihr die Nüsse zu und bald darnach erklärt der Bauer, es wäre morgen auch noch ein Tag.

„Zum Spielen!" sagt der Weidknecht.

„Zum Korndreschen!" ruft der Hausvater, „früh auf heißt's. Und jetzt schlafen gehen!"

„Ich thu' früher meine Nussen essen," meint der Halterbub und zerdrückt die erste mit dem Handballen auf dem Tisch. Der Großknecht öffnet seine Gewinnste mit einem Faustschlag. „Hau!" schreit er, als der rostige Kern zum Vorschein kommt, „ist so ein kohlschwarzer Teufel drin!"

„Ein schneeweißer Engel wird nit drin sein in Nussen, die einer erfalschelt," bemerkt der Weidknecht.

„Wer hat erfalschelt?" schreit der Großknecht und haut auf den Tisch, daß die Nüsse zum Tanzen anheben.

„Oho," sagt die Küchendirn zu den Nüssen, die sie fängt, „im Advent ist das Tanzen verboten!"

„Wer hat gefalschelt?" schreit der Großknecht, „Du!" und schleudert dem Weidknecht eine Handvoll Nußschalen ins Gesicht. Jetzt fährt der Weidknecht los, packt den Gegner

Digitized by Google

am Hemdkragen; die Anderen wollen abwehren, aber da die Arme ſchon einmal zugreifen ſollen, ſo ſchlagen ſie auch munter drein, die Karten flattern wie Unzücht, die Nüſſe fliegen raſchelnd in den Lüften und ſpringen wie gehexter Hagel an alle Wände, Käſten und Bänke, bis ſie zu Boden kollern.

Der kleine Bub reibt ſich vergnügt die kleinen Fäuſte ineinander, denn der Gewinn iſt ſein. Alle Nüſſe, die ſich in den Winkel verkollern, fallen ihm zu, morgen, wenn er Jagd darnach hält. Heute iſt's ſchon zu finſter dafür, denn auch die Kerze hat ihren Tackel bekommen, und der Bauer ruft heftig: „Die Saggra ſollen aufhören zu balgen, ihre Arme und Beine zuſammenſuchen und ſich ins Neſt trollen!"

„Kein Wunder wär's nit, wenn ich ſtatt meinem einen fremden Fuß derwiſch, bei der Finſtern!" ſcherzt der Weidknecht.

„Und ich muß meinen Kopf verloren haben," knurrt der Großknecht, „der, den ich jetzt aufhab', der paßt mir nit. Brummen thut er."

Unter ſolchem Warteln zerſtreuen ſie ſich und bald wird's ſtill im Staggelhof.

Das „Nuſſenſpielen" wiederholt ſich nun jeden Abend, gerade ſo oder ein biſſel anders, durch den ganzen Advent, über die Weihnachtsfeiertage bis Neujahr.

Und in der Neujahrsnacht iſt's, daß die Stalldirn, die Grethel, bei ſtets verſchloſſener Thür, auf ihrem Bette ſitzt und die Nuſſen zählt, die ſie in einer Schürze eingeſackelt hat. Sie weiß ſelber nicht, wie ſie dazukommt, kennt nicht einmal alle Karten und hat einen Gewinn von etlichen Dutzend aufzuweiſen. Hat aber noch keine gegeſſen. Sie iſt ihnen juſt nicht Feind, den Nußkernen, die Leute ſagen, man würde fett davon, beſonders wenn man auch fleißig

Digitized by Google

Schweinsbraten dazu esse — doch so ganz allein mag sie nicht naschen, da schenkt sie das ganze Schürzel voll lieber weg.

Natürlich fragt jetzt einmal wer zum Fensterl herein, ob sie keinen Nußknacker brauchen könne? Und natürlich ist's der Stallbub. Wie er heißt? Wenn sie Grethel heißt, so wird er Hansel heißen, natürlich.

„Ich hab mir's eh gedacht," sagt die Grethel.

„Was hast Dir eh gedacht?" fragt der Hansel.

„Daß Du mir die Nussen hast zugeschanzt, weil Du ein falscher Ding bist! Und daß Du sie jetzt wieder haben willst, das weiß ich auch."

„Das alte Jahr dauert nur mehr eine Viertelstund," sagt draußen der Bursche, „aber ich erfrier noch im alten Jahr, wenn Du nit aufmachst."

„Lapp, so geh in Dein Bett, dort wird's offen sein."

„Mein Bett ist mir nix seltsam. — Grethel, was zu reden hätt' ich mit Dir."

„Hast Dir auch die richtige Gelegenheit dazu ausgesucht."

„Weil ich mir vorgenommen hab': noch im alten Jahr red' ich. Jetzt ist nimmer lang Zeit. Geh her, greif' meine Hand an. Wie ein Eiszapfen so kalt."

Das Handangreifen ist ja nichts Schlechtes, denkt sich die Grethel und geht zum Fenster; aber die Hand ist wärmer, als sie geglaubt hat.

„Gernhaben sollst mich!" flüstert ihr der Hansel an die Wange.

Diese wird — so viel man beim matten Aemplein sieht — roth und das Dirndel haucht: „Gernhaben ist Sünd'."

„Wer hat denn das gesagt?"

Digitized by Google

„Der Pfarrer hat's geſagt. Das Gernhaben ohne Heiraten iſt grob Sünd! Geh, laß mich aus, Du brichſt mir ja die Finger ab."

„Das Patſcherl gehört mein," flüſtert er; „und ich möcht gern, daß wir Zwei zuſammenheiraten."

„Ja," meint ſie, „auf was denn?"

„Auf Dich und mich."

„Haſt ja kein Oertel, keinen Heimgang, und ich hab' auch nit viel mehr."

„Daß Du aber jetzt an ſolche Sachen denken magſt! Wo mir ſo kalt iſt!"

„Der Pfarrer," ſo drauf ſie, „der will das Heiraten nit erlauben, wenn zwei Leut nix haben."

Jetzt wird dem Hanſel warm.

„So!" ſagt er, „der Pfarrer will das Gernhaben nit erlauben, ohne Heiraten! und das Heiraten will er auch nit erlauben? — Was ſollen wir denn nachher machen?"

„Halt ſchön brav bleiben!" meint das Dirndel.

„Brav bleiben! Brav bleiben! Sollen's Andere probiren!" So der Hanſel. Zornig, zornig iſt er, und alſo läuft er in die finſtere Nacht hinaus, ins neue Jahr hinein.

Die Grethel geht traurig zu ihren Bettſtufen zurück und ſagt: „In Gottesnamen, muß ich halt meine Nuſſen allein eſſen." Ißt aber keine einzige. Und vor dem Einſchlafen kommt es ihr noch zu Sinn: Wer weiß, wie kalt ihm geweſen iſt!

Am Neujahrstag in der Kirche nimmt ſie ſich feſt vor, brav zu bleiben, auch im neuen Jahre wie im alten. Freilich, ſo denkt ſie, zwei, wenn ſie nichts haben, wie ſollen ſie denn zuſammenheiraten? Bettelleut' machen. — Bleiben ſie aber allein, ſo iſt's auch nicht viel beſſer. Sie hat Nie-

Digitized by Google

manden als ein paar arme Verwandte, davon sind ihr Jene die Liebsten, die schon gestorben sind. Die Lebendigen möchten sie nur ausnutzen, so lange sie arbeiten kann, nachher mit dem Sammelkorb gehen lassen von Haus zu Haus: „Ich bitt', ein armes Dienstbot, das nit mehr arbeiten kann!" — Ja, da heißt's wohl auch: Verlassen, verlassen, wie ein Stein auf der Straßen! — In der Kirche betet die Grethel schon lange nicht mehr um Glück und Segen, das hilft bei ihr nicht viel, sondern um Geduld, und die erbittet sie. — Nach dem Gottesdienste muß sie an der Kugelbahn vorüber, wo mehrere Burschen kugelschieben. Auch der Hansel ist dabei; der hat's eilig, daß er von der Kirche auf die Kugelbahn kommt! Weiß er's nicht mehr, was der Pfarrer einmal gepredigt hat: der Mensch ist selber ein Kegel, ob ein Eckſteher oder der König in der Mitten; und das Schicksal ist die Kugel, rollt vielleicht im Augenblick schon den Laden heran und schlägt! — Weiß er's nicht mehr? — So denkt das Dirndel, an dem sogar noch von einer Predigt was hängen bleibt. — Aber schieben thut er nicht uneben, der Hansel! Die Grethel bleibt ein wenig stehen, als ob sie das wollene Umhängtuch besser knüpfen wollt, dieweilen ist sie nur neugierig, ob er was trifft. Jetzt schiebt der Schachen-Knecht; Jesses, der wirft weich. Wenn Einer nicht einmal den Laden trifft, wie erst den Kegel! So ein Mann, das wär' eine Freud! — Jetzt schiebt der Domer-Franzl. Hau, der zielt lang! Mit einem schreckbar großen Schwung schleudert er die Kugel so heftig hinaus, daß sie draußen anstatt in die Kegel an die Wand schlägt, hochauf bis zur Decke springt, zurückprallt und wieder eine Strecke nach rückwärts rollt. Alle Kegel stehen. Wenn des Menschen Schicksal nicht schlimmer wär'! Denkt sich die Grethel. —

Digitized by Google

Jetzt schiebt der Hansel. Der zielt ruhig, und ohne viel Anstrengung schupft er die Kugel aus der Hand. Ganz ebenmäßig rollt sie den Laden hinaus, schlägt zwei Eckſteher, drei Seitenſteher und den König. —

Gerade einen Stoß ans Herz giebt's dem Dirndel, daß der Hansel gar so gut trifft. Auf so Einen kunnt man sich schon was einbilden, denkt sie und geht weiter.

Am darauffolgenden Abend klopft er wieder ans Fenster. Sie verriegelt eilends die Thür, löscht das Laternlicht aus und giebt keine Antwort. So wird's bald wieder still. — In derselben Nacht träumt ihr, es wäre Sommer. Auf dem Baum stünde ein Mann und schüttle Nüsse herab und sie halte die Schürze auf. Der Mann habe ein Gesicht, so schön wie ein Engel, aber ein falbes Schnurrbärtchen drin. Schneeweiße Zähne und kohlschwarze Augen und die Nüsse so groß wie eine Kugel auf der Kegelbahn. Jetzt schaukelt er sich auf einem Ast, himmlischer Vater, wie schön er sich schaukeln kann! — Sie wendet kein Aug' von diesem lieben Menschen. Auf einmal bricht der Ast, und in ihrer Schürze liegt der Hansel.

So ein dummes Träumen, wo man patschnaß wird vor lauter Schwitzen!

Am nächsten Tag ist Arbeit. Arbeit ist doch ein rechtes Glück, denkt sich die Grethel, auf was der Mensch für närrische Gedanken käm', wenn er alleweil müßig umginge! Der erste Feiertag gehört dem Herrgott, der zweite daneben schon ein bissel dem Teuxel. — Arbeit macht müd, und wenn man müd ist, will man schlafen, und wenn man schlafen will, muß man das Fenster vernageln mit einem Brett, daß die fürwitzigen Leut nicht hereinschauen können, sonst ist kein Fried. —

Digitized by Google

Mit großem Fleiße verrammelt sie das Fenster und rückt noch vorsichtshalber einen alten schweren Trog hin, daß die Bretter nicht weggetaucht werden können. Jetzt ist sie allein beim lieben Vieh und kein Mensch kann ihr an. Noch ein wenig an ihrer Truhe sitzt sie und flickt ein geflicktes Jöppel. Je mehr Flicken drauf, desto wärmer hält es. Der Arbeitsmensch muß geflicktes Gewand zweimal so lange tragen, als ungeflicktes.

„Noch fleißig bist, Grethel!" sagt er, denn auf einmal steht er vor ihr. Hat sie das Fenster bummfest vernagelt und heute vergessen, die Thür zu verriegeln!

„Was thust denn Du da?" fährt sie ihn an.

„Ein bissel Nussen essen helfen," flüstert der Hansel.

Ach Gott, Herr Pfarrer, freilich, freilich sollten sie brav bleiben!

Digitized by Google

# Der Meisterschuß.

## Ein Bild aus Tagen der Gefahr.

Im Jahre 1848 wollte man die Welt erneuern. In den großen Städten zuerst war den Leuten die alte nicht recht. Auf dem Lande, bei gesunder Luft und hellem Sonnenschein, konnte die Unzufriedenheit mit der alten Welt nicht so groß sein, und dort hieß es: Wir kriegen keine bessere.

Also auch die Tiroler. Als sie hörten, in Wien wäre Revolution und die Leute erkennten des Kaisers Gesetz nicht mehr, sondern trieben auf eigene Hand und in großen Rotten, was sie wollten, da standen die Tiroler auf und meinten: Es müsse etwas geschehen. Sie redeten nicht viel herum über das Was und Wie und Weshalb, sie ergriffen rasch ihre Scheibenstutzen, ihre alten Säbel und was sie sonst hatten an Wehr und Waffen. Es waren ja noch Männer aus 1809 da, und die wußten, wie man das angreift.

Ein Erstes in der friedlosen Zeit war, daß die Welschen anhuben. Denen war das Oesterreichische nie recht gewesen und sie wollten nicht allein ihre italienische Scholle zu Eigen haben, was ja kein Wunder war, sondern auch deutschen

Digitized by Google

Boden angreifen. Also versammelten in Lombardien und Venezien sich die Aufständischen, um wie einst die Römer über die Alpen zu gehen und vorläufig in Tirol einzufallen.

„Gut," sagte der Student Kosler, Bürgerssohn aus Bruneck, der eben von Wien heimgekehrt war, falls es galt, das Heimatland zu schützen. „Gut," sagte er, „wenn sie da hinten sich auf die Römer hinausspielen, so wollen wir ihnen zeigen, daß wir Germanen sind."

„Was, Germanen!" fuhr der Messeleser von Sanct Josef ihm in die Rede, „wir sind Christen. Und mit Deinem Geflunker von Deutschthum und Aufklärung und Freiheit hättest gleich können zu Wien bleiben. Euer neuer Glauben bringt uns nichts Gutes, uns Bauern, der ist nur für die Stadtleut' gemacht. Den Bauernstand bringt er um!"

Der Student Kosler antwortete: „Ihr sollt recht haben, weil zum Streiten jetzt keine Zeit ist. Gegen die Welschen geht's, und da sind wir Alle einig."

Und waren einig.

Die südwestlichen Grenzen an der Schweiz, an den Seen, an der Etsch wurden von den Etsch-, Inn- und Zillerthalern besetzt, die Pusterthaler hatten die Pässe und Joche in den Dolomiten zu bewachen.

Von Innichen geht in südöstlicher Richtung ein enges Thal ins Gebirge hinein, das Sextenthal. Durch dasselbe führt eine Straße, die endlich emporsteigt zu einem Bergjoche, um jenseits ins Piavethal niederzugehen, welches schon im welschen Lande liegt. Das Bergjoch, auf welches zur Rechten die weißen Felsen der Dolomiten niederstarren, und welches zur Linken von sanfteren Waldbergen begrenzt ist, heißt der Kreuzberg. Dort ist die Grenze. In der Nähe von der Grenze steht das deutsche Forsthaus, auch ein Wirthshaus und mehrere

Digitized by Google

Nebengebäude. Weiter hinten, auf der italienischen Seite, hatten sich beim welschen Mauthhause und in Hütten und Höhlen welsche Aufständische festgesetzt, in der Absicht, zur rechten Stunde das Joch zu überschreiten und in das Sextenthal einzubrechen.

Dazu wollte es aber der Förster auf dem Kreuzberge, Hlawaty hieß er, nicht kommen lassen; eilte er denn eines Tages, sobald er die ersten welschen Vorposten in der Nähe der Grenze gewahrt hatte, nach dem stundenweit entfernten Sexten hinaus: „Leute, kommt zusammen, sie sind schon da!"

Also kamen sie zusammen, etwa ihrer 130 Mann, Bauern, Bürger von Sillian, Sexten, Lienz, Welsberg, Bruneck u. s. w., geführt von tapferen Hauptleuten. Im Mai war's, aber auf den Höhen lag noch Schnee und die Mannschaft fand unter den wenigen Häusern und Hütten des Berges ein etwas kümmerliches Obdach. Anfangs ging's auch mit dem Proviant schlecht, aber ein rechter Tirolerschütz denkt mehr ans Pulver, als an Brot und Speck; es ging doch recht lustig her auf der Höhe. Als die Leute draußen im Pusterthale hörten, die braven Wächter des Landes auf dem Kreuzberg litten einigermaßen Entbehrungen, wetteiferten sie an Gaben, und die schwersten Wägen, beladen mit Brot, Mehl, Schinken, Speck, Käse, Branntwein und was sonst des Guten ist auf dem Pusterthaler Tisch, ächzten durch das Sextenthal und hinan zum Joche des Kreuzberges.

Mittlerweile hatten die Welschen in der Nachbarschaft sich verstärkt bis zu 200 Mann. Auch Gesindel darunter. Sie hatten dort auf der Wiese, um eine Almhütte herum, ein förmliches Lager aufgeschlagen und schienen auch ihrerseits sich recht wohl zu befinden. Ein paarmal hatten sie kecke Versuche gemacht, das Forsthaus und das Wirthshaus zu

Digitized by Google

erstürmen, waren aber hübsch artig zurückgewiesen worden. Seitdem plänkelten sie manchmal ein bißchen, was die Tiroler anfangs aber nicht beachten wollten. Endlich wurde diesen die stete Behelligung unangenehm und sie schossen mit einigen wohlgezielten Kugeln ein paar Rothhosen nieder. Seither gaben die Welschen Ruhe. Einmal thaten sie, als zögen sie von ihrem Platze ab, und da konnten die Tiroler zählen, wie zwischen den Sträuchern und Bäumen mehr als tausend Mann hinmarschirten auf einen höherliegenden Anger zu, der auch von Bäumen umstanden war.

„Teufel!" rief ein Tirolerschütze und that einen Pfiff. „Das isch la schon a ganze Armee!"

„Zum Narren halten laß Dich nit!" lachte ein Kamerad, „sie thun Komödie spielen und schleichen hinterm Busch alleweil wieder zurück. Wenn ihrer mehr als hundertfünfzig sind, so will ich meinen Kopf in die Serten schmeißen!"

Und war's auch so.

„Wollen ihnen aber doch aus ihrem Gänsemarsch ein paar Mandeln herausnehmen!" sagte ein junger Bursche, der Tangel Josef, und ließ eine Kugel hinabpfeifen. Der Andere that's munter nach. Unten purzelte Einer und die übrigen „Tausend" nahmen Reißaus in den Wald hinein.

Jetzt ging's los. Eine lustige Rotte Tiroler eilte hinab auf den verlassenen Lagerplatz der Welschen; da war freilich nicht viel zu holen, doch in der Almhütte, welche als das Hauptquartier gegolten haben mochte, hübsch im Winkel, zwischen Tisch und Ofen, lehnte eine dreifarbige Fahne. Wohl die einzige, die sie gehabt und hier versteckt hatten, und jetzt ward sie geschwungen in der Hand eines strammen Tirolers, der in heller Freude über den Fetzen einen Juchschrei um den anderen ausstieß.

Digitized by Google

Nun gingen wieder ein paar Tage so hin. Die Welschen campirten drüben auf der Waldblöße und verhielten sich im Ganzen recht bescheiden. Den Schützen auf dem Joch wollte aber endlich die Weile lang werden. „Wenn es nicht bald was giebt, so rostet uns die Kugel im Rohr!" klagte der Förster.

„Wenn sie sich nit bald ziehen, so werden wir ihnen doch heimleuchten müssen, und da hilft nichts!" sagte der Oberjäger Götz.

Da kam aus Bruneck vom Kreisamt ein großer Brief mit der Rüge, daß die Besatzung den Feind ohne Ordre angegriffen habe, und solches dürfte nicht mehr vorkommen. Der Posten habe sich nicht einen Schritt über die Grenze zu bewegen.

„Das ist ja recht hübsch!" bemerkte hierauf der Student Kosler. „Wenn es der Herr Kreishauptmann nur auch den Welschen so verbieten wollte, über die Grenze zu schießen."

Nun ging die Langweile erst recht an. Scheibenschießen? Man durfte das Pulver nicht verpuffen. Im Walde dem Wilde nachlugen? Man durfte sich vom Posten nicht entfernen. Blieb nichts übrig, als auf dem freien Platze etwas rangeln oder im Wirthshause rauchen, trinken und Karten spielen. Jodeln und Singen war das Einzige, so sie, Einer um den Anderen, den ganzen Tag trieben, und zur Nachtzeit mußten es die Welschen in ihren Verstecken recht unlieb vermerken, wenn sie sahen, wie das Wirthshaus auf dem Joch stets hell beleuchtet war und aus demselben fröhlicher Schall hervorklang. Auch manches Dirndel war heraufgekommen aus Sexten oder Innichen, um zu sehen, ob der Herzliebste noch frisch und gesund sei

Digitized by Google

Das ganze Lagerleben hatte seit einiger Zeit den Charakter eines Waffenstillstandes angenommen, und der italienische Anführer, Capitän Tita, der die Farben der Freiheit auf der Mütze trug, ging manchmal in elegischer Stimmung auf den Matten umher und suchte nach Primeln und Maßliebchen.

Und eines Tages kam ein welscher Junge gegen das Forsthaus heran und schwang auf langem Stabe ein weißes Tuch. Mehrere Tirolerschützen glaubten anfangs, der Feind wolle sich ergeben, indes hatte der Junge nur die schriftliche Anfrage zu überbringen ins tirolische Hauptquartier, ob es dem Capitän Tita und einigen seiner Officiere nicht gestattet sei, einmal in das Wirthshaus auf dem Kreuzberg zu kommen, und ob ihnen nachher freier Abzug gesichert würde? — Das Schriftstück war in erträglichem Deutsch verfaßt. Und nun hielten die Tirolerführer Rath, was da zu antworten sei.

„Nix!" rief ein Graubart, „wer kein Fried giebt, der soll auch kein Fried haben. Bei der Nacht Freund und beim Tag Feind, das mag welsche Manier sein, deutsche ist es nit."

„Bruderherz!" entgegnete der Oberlieutenant Plenk aus Sillian und schlug dem Alten die Hand auf die Achsel, „recht hast schon! Aber alleweil kann man doch nicht auf Kriegsfuß stehen. Und wenn man Frieden machen will, da gehört Politik dazu, wie die Herren sagen. Wenn wir auf Befehl der hohen Obrigkeit schon nicht schießen dürfen, so wollen wir ein wenig Politik treiben. Wer weiß, zu was es gut ist, ich glaube, der welsche Generalstab soll nur kommen!"

Also wurde es richtig beschlossen, und am nächsten Abende saßen sie an der Tafelrunde brüderlich beisammen, die Tirolerführer und die welschen Officiere.



Digitized by Google

Die Unterhaltung ließ sich anfangs etwas träge an, aber man trank Wein, und trank ganz tapfer, da wurde es allmählich lebendig. Und was die Herren Italiener für ein gutes Deutsch sprachen! Die Unterhaltung drehte sich ums Trinken, ums Rauchen, um die Jagd, um den Winter, um die Weibsleute, um alles Mögliche — nur Eines ließen sie hübsch unberührt, die Unruhen, die im Lande waren, und die Ursache, weshalb sie sich wochenlang schon so gegenüberstanden auf dem hohen Berge.

Auf einmal stimmte ein tirolischer Schütze das Lied an:

„Grean von der Schützenfahn!"

Alsogleich fiel mit frischer Stimme auch ein Dirndl ein und die Beiden sangen:

„Grean von der Schützenfahn',
Wahst uns so muathig an,
Thuast ja dem Aug so wohl,
Grean von Tirol!

Grean aufm Schützenhuat,
Gfallst oan halt gar so guat,
Thuast ja dem Herzen wohl,
Grean von Tirol!

Grean über Berg und Thal,
Frisches Grean überall,
Wia bist so hoffnungsvoll,
Grean von Tirol!"

Darauf jodelten sie Eins.

Ein anderer Bursche schlug das Folgende an:

„Han oft die ganze Nacht
Vor ihrer Hütten g'wacht,

Digitized by Google

Han hingschaut auf n Roan.
Han d' Stern am Himmel zählt,
Hot ma nit an oanzigs gfehlt,
Nur ihre Aeugerln aloan!

Der Mond hat schön gscheint,
Gar so bsunders war s heint,
Sie is ban Fensterl gloant.
Ih lauf ins Stüberl gschwind,
Han bußt däs herzig Kind,
Hobn la vor Freuden gwoant."

„Hübsch, aber etwas sentimental," bemerkte ein welscher Officier. Alsogleich stellten sich zwei kernfeste Tiroler zusammen und sangen:

„Wöllts epper an Hosnlupf wagn?
So fangts mit koan Tiroler was an.
Er faßt Enk ban Krips und ban Kragn
Und schmeißt Enk in alle Wänd an!"

Das fanden die fremden Herren just nicht mehr sonderlich sentimental. Sie wurden noch wortkarger und hielten sich an ihre Gläser.

„Saufen thun mer, meine Herren!" rief ihnen plötzlich ein angeheiterter Tirolerbauer zu, „und schießen thun mer!"

„Ja wohl, Freund, *ja* wohl!" antwortete Capitän Tita, „trinken und schießen."

„Und schießen thun wir Tirolerschützen besser als ihr welischen Katzelmacher!" schrie der Bauer.

„Das wäre noch zu erproben!" fiel ein anderer Italiener ein.

Jetzt war's mäuschenstill, ziemlich lange still. Die Männer schauten einander an.

An der unteren Tischecke saß der alte Jäger Steffel aus Sexten. Der hatte schon die längste Zeit mit seiner



Digitized by Google

Tabakspfeife umgethan, um sie anzuzünden; aber der Schwamm mußte feucht sein, das Ding kam nicht zu Stande. Das eine Auge drückte er zu, mit dem anderen starrte er auf den Nasenwärmer, und dann ließ er es ein-, zweimal hinzucken auf die welschen Gäste. Endlich brannte es. Und als es brannte, machte der Steffel ein paar kräftige Züge, und durch die Rauchwolken heraus sagte er ganz ruhig und leise: „Wenn's aufs Schießen ankommt, meine Herren, da will ich schon Eins wetten."

Den Italienern war das recht, sie wollten wetten.

„Eine Maß Wein gilt's," sagte der Steffel, „ich schieß' auf zweihundert Schritte einen Kupferkreuzer vom Baum."

Die Welschen lachten über den Prahlhans und die Wette ward ernst. Mit leidlicher Höflichkeit kamen die Gegner in derselben Nacht spät auseinander und der Tiroler Hauptmann gab den Gästen noch ein Ehrengeleite mit auf den Weg bis gegen ihren Wald.

Am nächsten Morgen fanden sie sich wieder ein auf dem Kreuzberg, und zwar zum Wettschuß.

Es war ein leuchtender Sonnenmorgen. Die Dolomiten hoch über Fichtenwipfeln lohten wie rothglühendes Eisen. Vom Forsthause längs der Straße hin war der Schußplatz. Von der Ecke des Hauses wurden zweihundert Schritte wohl gezählt bis hin zu einem alten Lärchbaum. An demselben in Manneshöhe wurde ein Kupferkreuzer mit Harz befestigt. Die Kupferkreuzer von damals, „gute Kreuzer" wurden sie im Volksmunde genannt, waren fast so groß wie ein heutiges Vierkreuzerstück.

Einer der Italiener konnte den frohen Zweifel nicht unterdrücken, ob das Geldstück wohl überhaupt für den Schützen sichtbar wäre.

Digitized by Google

„Die Herren können auch Einer hingehen und mit dem Finger draufzeigen, daß er ihn besser sieht," so spottete der Tangler Josef die welschen Hauptleute. Der Steffel sagte kein Wort. Er nahm seinen Stutzen, strich mit der Hand einmal flüchtig über das Rohr hinaus, dann stellte er sich an die Ecke des Forsthauses.

Um ihn in weitem Halbrund standen die Hauptleute und Schützen, lauter kräftige, eherne Gestalten, mit wetterbraunen Gesichtern, Viele mit eisgrauen Bärten, Alle mit funkelnden Augen. Mancher hielt die Pfeife in der Hand und vergaß sie in den Mund zu stecken, Mancher hatte sie im Munde und vergaß sie in Brand zu halten. Die italienischen Officiere standen auch da in ihren bunten Uniformen, mit wallendem Federbusch und die behandschuhte Hand am Degengriff.

Also standen sie da und blickten auf den Steffel.

Dieser, eine kleine, gedrungene Gestalt in abgenutzter mattfarbiger Landestracht, mit Lodenjoppe, Bocklederhose und nackten Knien, stand fest. Zwischen dem kurzgeschnittenen grauen Bart hervor ragte die stattliche Adlernase. Jetzt ließ er seinen Blick hinauszucken ans Ziel. Dann fuhr er mit dem Kolben langsam zur Wange, wie eine Gestalt aus Erz stand der Schütze einen Augenblick — da krachte der Schuß — und vom Lärchbaum weg flog die Münze.

„Zu weit rechts!" sagte der Steffel, indem er das Gewehr sinken ließ.

„Getroffen! Getroffen!" jubelten die Umstehenden.

„Aber nicht mitten durch!" sagte der Schütze, einigermaßen unzufrieden mit sich selbst.

Der Tangler Josef las den auf die Straße gesprungenen Kupferkreuzer auf und hielt ihn dem Capitän Tita vor die Nase.

Digitized by Google

„Diabolo!" murmelte dieser. In der Münze gegen den rechten Rand nach oben hin war ein rundes Loch.

„Will ihn der Herr zum Andenken haben?" fragte der Tangler.

„Danke!"

Den Wein bestellte und bezahlte Tita, dann fanden die Herren, daß es Zeit sei, sich wieder nach ihren Truppen umzusehen. —

Der tirolische Meisterschuß schien wohl doch etwas unangenehm berührt zu haben, denn an einem der nächsten Tage, als zur Morgenfrühe die Tirolerschützen auf dem Kreuzberg sich wieder fürsorglich nach dem Feinde umsahen, war kein Welscher mehr zu entdecken im weiten Gebirge.

Die „Römer" mochten gefunden haben, daß es im Frühjahre nicht allein auf der Alm schön ist, sondern auch draußen in den südlichen Thälern und Ebenen des Tagliamento, der Piave und des Po.

Digitized by Google

# Hauptmann Fortner und seine Frau.

## Eine Erzählung.

Hauptmann Fortner besaß so ziemlich alles, was Glück genannt wird unter den Menschen. Er hatte — und das sage ich voraus — ein lebensfrohes und naturfreudiges Herz. Sein Name war umleuchtet vom Glanze einer Heldenthat. Er erfreute sich an einem jungen, schönen Weibe, an einem frischen, aufgeweckten Kinde. Nur eine Kleinigkeit fehlte ihm, die aber nöthig ist, um dem Leben so recht nachlaufen zu können: anstatt des rechten bluteigenen Beines hatte er einen hölzernen Stelzfuß. Freilich war er auf dieses Stück Birkenholz stolzer als auf alle seine übrigen Glieder zusammen. Bei der Erstürmung von Serajewo hatte er den Fuß verloren und die Heldengloire gewonnen. Aber dieses empfindungslose Stück Birkenholz schmerzte ihn mehr als alle übrigen Glieder zusammen, und es waren doch etliche darunter, die häufig durchzuckt wurden von rheumatischer Erinnerung an Bosnien. Das hölzerne Bein hatte ihn verdammt zum Ruhestand in jungen Jahren, die härteste Verdammniß, welche ein Soldatenherz zu treffen vermag.

Digitized by Google

Doch mochte Hauptmann Fortner deswegen mit dem Schicksale nicht viel hadern. Er hatte sein Opfer redlich gebracht, und sein im Grunde weiches, friedliebendes Gemüth bequemte sich zum beschaulichen Pensionistenleben. Die Winterszeit in der Stadt war gerade nicht nach seinem Sinne. Er ging zwar auf Stelzfuß und Krücke wacker spazieren — denn Stubenhocken, das war seine Sache nicht — aber die mitleidigen Blicke waren ihm zuwider, und er ließ seinen Schnurrbart so martialisch auswachsen und schaute so scharf und finster drein, daß seine kampflustige Miene die mitleidigen Herzen zurückschreckte. Anders war es im Sommer, wo er mit seiner kleinen Familie auf einem Dorfe zu wohnen pflegte, in einem weiten Thalkessel, der mit schönen Bergen und dunkelnden Wäldern umgeben war. Da konnte er sich erfreuen an den Verrichtungen fleißiger Arbeiter, denen er oft stundenlang vergnüglich zusah, konnte sich ergötzen an der landschaftlichen Natur, zu der er Jahr für Jahr größere Neigung empfand.

Seine Frau Emma harmonirte in all diesen Dingen lange Zeit ganz mit ihm, nur daß ihre gesunden Glieder noch weiter ausholen wollten und konnten. An den zahmen Spaziergängen durch Wald und Wiese fand sie nicht Genügen; mit zweien ihrer Brüder hatte sie einst eine Hochgebirgstour gemacht, und diese ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Da sie ihren Knaben in der Pflege einer verläßlichen Kindsfrau wußte, so versäumte sie keine Gelegenheit, um sich Partien anzuschließen, die auf einen oder den anderen hohen Berg stiegen, wie solche sich im Hintergrunde des grünen Gaues gewaltig erhoben. Sie sei verliebt in die hohen Berge! so sagte sie selbst, weil eine Frau alles, was ihr gefällt, mit der Liebe zusammenspannt. Der Hauptmann schaute manchmal

Digitized by Google

der wohl ausgerüsteten munteren Gesellschaft ein wenig betrübt nach. Das Herz that ihm weh darob, daß er keinen der ins Land hinausleuchtenden Alpengipfel mehr erreichen konnte, und es that ihm weh, daß — doch genug der Sentimentalität für einen Soldaten! Sie ist tapfer und kommt ihm wohlbehalten wieder zurück.

Also geschah es eines Tages, daß ein Bruder der Frau Emma, welcher Reservelieutenant war, einige junge Leute mitbrachte aus der Stadt in das Dorf; unternehmungslustige Studenten. Sie wurden natürlich dem Herrn Hauptmann Fortner und seiner jugendlichen Frau Gemahlin vorgestellt und von diesen eingeladen zum Kaffee. Bei dem Kaffee entstand der Plan zu einer Besteigung des Hochschwab. Allgemeiner Jubel; nur der Hauptmann schwieg und dachte: Mußt Dich eben begnügen damit, Andere in Bergesluft zu wissen. Am Abende desselben Tages, während seine Frau ihm wie gewöhnlich das Rauchzeug zurecht that, stülpte sie ihren weichen Arm ganz leicht auf seine Schulter: „Nicht wahr, lieber Mann, Du hast nichts dagegen, wenn ich morgen mit von der Partie bin?"

„Wohin?" fragte er rasch.

„Die auf den Hochschwab geht. Gelt, Dir ist es recht?"

Der Hauptmann stopfte seine Pfeife und sagte nichts. Ihm war zumuthe, als ob ihm jetzt etwas sehr Unangenehmes passirt wäre, und er konnte oder mochte sich doch keine Erklärung geben, weshalb er seine Frau nicht mit der Partie wissen wollte. Sie hat ja recht, hat zwei gesunde Füße und die hohen Berge sind ihre Freude. Warum nicht? Der kleine Fritz zu Hause ist geborgen und versorgt. Allein ....

„Wirst Du Dich denn auch unterhalten mit den weltfremden Leuten?" fragte er sie fast zärtlich.

Digitized by Google

„Die werden mich wenig kümmern," antwortete die Frau, „ich gehe nur mit meinem Bruder Hans. Und am Abende, sagen sie, können wir wieder zurück sein."

„Es wird etwas spät werden," bemerkte der Hauptmann kleinlaut. Weil sie betrübt war, daß er keine bestimmte Antwort gab, sagte er endlich: „Ja, ja, Weibchen, wenn es Dir Vergnügen macht, gehe nur."

Am nächsten Morgen wollte er ihr noch Verhaltungsmaßregeln sagen, denn für den Hochschwab kam sie ihm etwas zart und unerfahren vor. Doch als er aufwachte, war sie längst schon fort und ihr leeres Bett hatte nur die herzige Unordnung der verschobenen Decken und Kissen, in welchen stellenweise noch der Eindruck ihres Körpers zu sehen war. Schon um drei Uhr morgens, so erzählte die Kindsfrau, wären die jungen Herren draußen gewesen, aber bevor sie noch am Fenster klopften, sei die gnädige Frau flink und leise aus dem Bette gesprungen und kurze Zeit darauf schon vollkommen marschfertig mit ihnen gegangen. Im Wirthshause wäre Thee gekocht worden und dann habe man die Gesellschaft vom Waldschachen her, wo sie angestiegen, noch munter lachen gehört. Es müßten lustige Leute dabei sein, und über Studenten stehe einmal nichts auf.

Als einst bei Serajewo der Arzt dem Hauptmann Fortner mitgetheilt, daß er sich für alle Zukunft mit einem einzigen Beine werde behelfen müssen, war ihm ein wenig weh geworden ums Herz. Aber so nicht wie jetzt, so weh nicht wie jetzt. Der Zeiger der Uhr stand auf Sechs, noch fünfzehn Stunden oder länger, bis sie wieder da sein wird. Mißmuthig suchte er sein Holzbein anzuschnallen, es wollte nicht recht gehen, die Kindsfrau machte sich erbötig, ihm dabei zu helfen, er wies sie fast unwirsch zurück zum Knaben und bediente sich zur Noth allein.

Digitized by Google

Im Laufe desſelben Vormittags, als der Hauptmann unter der Linde ſaß, kam der Fleiſcherknecht mit dem großen Hunde des Weges; ein Kalb wurde herangezerrt und gehetzt. Der Hund ſprang hinten drein, bald links, bald rechts, bellte heftig und that, als ob er dem Kalb in die Beine ſchnappen wollte, ſo oft es ſich weigerte zu gehen.

„Mylord, ſetz ab!“ rief der Burſche dem Treibhund zu; da ſtellte dieſer augenblicklich ſeine Arbeit ein und der Fleiſcher band den lockergewordenen Strick ſorgfältig um den Hals des Thieres.

„Die Schwabengeher werden ſchon hoch oben ſein!“ rief er ſo nebenbei dem Hauptmann zu.

„Haſt Du ſie geſehen?“

„Bei der zweiten Fölzbrücke ſind ſie mir begegnet,“ berichtete der Burſche, „ſind ihrer aber nicht mehr Alle. Der Herr Lieutenant hat in der Hütte zurückbleiben müſſen.“

„Mein Schwager?“

„Hat ſich beim Zaunſtiegel den Fuß zu ſtark verſtaucht, daß es aus war.“

„Iſt doch meine Frau bei ihm geblieben?“ fragte der Hauptmann.

„Die Geißer-Grethel giebt ihm Umſchläge.“

„Und meine Frau?“

„Sie werden jetzt ſchon hoch oben ſein. — Na, vorwärts. Pack an, Mylord!“

Unter Gekläffe trappelte es weiter, und der Hauptmann blieb an der Linde zurück. Aber er war aufgeſtanden. Vor Allem ließ er einen Wagen einſpannen und fuhr zur Hütte in der Fölz. Dem Herrn Lieutenant ging's nicht am ſchlimmſten, er war ſchon wieder davon, aber nicht auf den Hochſchwab, ſondern, wie ein Halter ſchmunzelnd darthat, in die untere

Digitized by Google

Fölzsteinalm, wo die kraushaarige Geißer-Grethel ihre Ziegen hütete.

Im Herzen des Hauptmanns wüthete ein heißer Zorn. Er machte allen Ernstes den Versuch, das Gebirge hinanzuklettern, es ging nicht. Er fuhr zurück ins breite Thal, und auf einer Anhöhe stieg er aus und starrte hin in die Wände. Die Wände waren hoch und fern und ätherblau, die Spitze des Gebirges, die weit dahinter lag, war nicht einmal seinem Auge erreichbar. Wenn er an die Beschwerden dachte, die von den Touristen etwa zu überwinden waren, als hartes Klettern, Sonnenbrand, Durst, Sturm, Frost, Erschöpfung, da wurde ihm leicht und tröstlich ums Herz; wenn er sich aber vorstellte, wie sie auf grünen Matten rasteten, oder in Felsnischen saßen, aßen, tranken, scherzten, da wollte er vergehen vor Qual. Am Nachmittage suchte er bei seinem Kinde Linderung des entsetzlichen Gemüthszustandes. Der Knabe war im dritten Lebensjahre und trieb allerlei Ergötzlichkeit mit seinen hölzernen, roth angestrichenen Türken, mit seinen kleinen Zehen, mit des Vaters Schnurrbart und Nase, der Vater scherzte überlaut mit dem Kinde, blickte dabei immerfort auf die Uhr, die es heute so gar nicht vorwärts brachte.

„Papa!" sagte der Kleine plötzlich, „werden die Studenten Mama wieder zurückbringen?"

Gegen Abend stand er immer nur am Fenster. So oft er auf der Gasse Schritte oder einen Wagen hörte, steigerte sich seine Spannung. Zum Nachtmahl bestellte er ihr Lieblingsgericht, Forellen mit Artischocken. Es ward neun Uhr, es ward zehn Uhr, sie kam nicht. Die Nacht war finster und schwül, manchmal leuchtete ein matter Blitzschein auf. Der Hauptmann legte sich zu Bette, aber als der Tag anbrach, hatte er noch kein Auge geschlossen. Am Vormittage stellte

Digitized by Google

sich sein Schwager Hans ein, der sehr aufgeweckt war und versicherte, daß sein Fehltritt über die Zaunstiegel keine weiteren Folgen haben werde.

„Zum Teufel, wer kümmert sich um Deinen Fehltritt!" rief der Hauptmann, „wo meine Frau ist, will ich wissen."

„Sind sie noch nicht da?" fragte der Lieutenant überrascht. „Also müssen sie in den Fölzerhütten übernachtet haben."

„Mensch!" sagte der Hauptmann und umklammerte mit ehernen Fingern den Arm des Schwagers, „Mensch, hast Du denn wirklich keinen Hauch einer Ahnung von dem, was Frauenehre ist!"

„Mit solchen Begriffen, lieber Freund, plagt sie sich selber nicht," antwortete Schwager Hans. „Bei Hirtinnen nimmt man's nicht so genau."

„Und was man so Ritterlichkeit nennt unter Brüdern," sagte der Hauptmann mit niedergedämpfter Wuth. „Du hast Dich zum Begleiter meiner Frau, Deiner Schwester, gemacht und hast sie fremden jungen Männern überantwortet. Die einzige Dame mit Studenten auf einer Alpenpartie, in Alpenhütten .... Man muß Sägespäne im Kopfe haben ...."

„Na, erlaube mir!" fuhr der Lieutenant auf, „in diesem Tone lasse ich von meiner Schwester nicht sprechen!"

„Den Spieß umkehren! Auch gut!" rief der Hauptmann seiner nicht mehr mächtig. „Kuppler!"

Der Lieutenant schoß auf dieses Wort wie von einer Feder geschleudert in die Luft. In demselben Augenblicke erhoben sich vor dem Hause fröhliche Stimmen. Die Touristen waren da. Keine allzugroße Müdigkeit sah man ihnen an, sie waren fröhlich und die junge Frau Hauptmännin war trotz der Schäden, die sie an ihrer Kleidung trug, lustig bis

Digitized by Google

an die Grenze der Ausgelassenheit. Die jungen Herren verabschiedeten sich vor der Thür von der Frau, welche sie noch an ein Versprechen erinnerte, bei einer nächsten Partie wieder ihre Kameraden zu sein.

Warum gehen sie heute nicht ins Haus, die jungen Herren? Warum treten sie ihm heute nicht unter die Augen?

Hauptmann Fortner hatte sich zurückgezogen auf seine Stube, er hätte es gerne gesehen, wie sich seine Frau beim Wiedersehen des Kindes benahm, er hätte gerne erfahren, ob sie nicht Ungeduld habe, den Gatten zu begrüßen. Sie kam aber nicht, sie zog in ihrem Gemache das zerfahrene Gewand aus, sie zog einen Sonntagsstaat an und machte sorgfältig Toilette. Endlich hielt er es nicht mehr aus, er trat bei ihr ein und fragte kurz: „Was wird denn heute noch sein?"

„Warum?" fragte sie, wie über seine Frage befremdet.

„Bekommen wir Besuch, oder machst Du welchen?"

„Ah, Du meinst, weil ich ein frisches Kleid angezogen habe? Mein Gott, soll ich nicht mehr ein anständiges Gewand am Leibe tragen?"

„Warum so trotzig?" Auch Die dreht den Spieß um, dachte der Hauptmann, aber das wird mich nicht irre machen.

„Emma," sagte er mit Aufwand aller Fassung, „Du scheinst von mir Vorwürfe zu befürchten, weil Du mir mit den Deinen zuvorkommen willst."

Alsogleich richtete sie sich auf und fragte: „Wieso?"

„Sei ganz unbesorgt," entgegnete er, „Vorwürfe werde ich Dir nicht machen. Aber das wirst Du Dir merken: heute bist Du das letztemal mit fremden Leuten auf einer Landpartie gewesen."

Sie blickte ihn befremdet an.

Digitized by Google

„Außer in meiner Gesellschaft wirst Du keinen Fuß mehr in die Welt setzen."

„Deine Gefangene also," entgegnete sie. „Es ist wohl ein Verbrechen, auf den Berg zu steigen. Es geht zwar Alles hinauf, nur die Philister nicht. Die Greise nicht und die Krüppel nicht. Ich will mein junges Leben —"

„Kein Wort mehr! — Du hast weder Takt noch —" Er sprach das Wort nicht aus.

Sie war still. Mit einer Handarbeit machte sie sich zu schaffen, endlich fing sie leise zu weinen an.

„Ich werde keine Landpartie mehr machen," schluchzte sie in ihr Spitzentuch hinein. „Ich will vergessen, was das ist, auf einem Berg zu sein. Ich werde zu Hause bleiben, eingemauert wie in einem Kloster. Das werde ich thun, ich verspreche es." Und sie weinte ganz kläglich.

Er verließ ihr Zimmer, denn lange wäre es ihm nicht möglich gewesen, fest zu bleiben.

Seit diesem Tage war es schon eine Weile her. Der Schwager Hans hatte anfangs fast Duellgedanken gehegt, sich endlich aber dafür entschieden, nicht mehr in das Haus des Hauptmanns zu gehen, so lange dieser ihn nicht ausdrücklich zu sich bitte. Der Hauptmann bat ihn aber nicht zu sich. Sein Verhältniß zur Frau war äußerlich wie früher. Von der Alpenpartie war nicht ein Sterbenswörtchen mehr gesprochen worden. Nur der Kindsfrau war eines Tages eine anzügliche Bemerkung über die schönen Studenten entschlüpft, das kostete ihr den Dienst. Der Hauptmann zahlte ihr auf der Stelle den Monatslohn aus und sie war entlassen. Frau Emma war seit jenem Tage in der That nicht hundert Schritte vom Hause fortgegangen. Sie saß immer, auch beim schönsten Sommersonnenschein, in ihrem Zimmer oder im

Digitized by Google

Hofraum neben dem Hühnerstall und stickte altdeutsche Zieraten in Tisch- oder Bettwäsche.

Anders der Hauptmann. Ob heller Sonnenschein den weiten Thalkessel füllte bis zum Ueberschäumen in unzählbaren Funken, oder ob schwere Wolken über dem Thale lagen, wie ein eherner Deckel mit wunderbaren Arabesken, den Hauptmann zog's hinaus. Mit mühseligem Schritte ging's voran, aber sein Antlitz war erfüllt von Naturfreude, und sein hellblaues Auge war offen für alle Vorgänge in Flur und Wald und Wasser und Stein und am hohen Himmel. Dann saß er am Feldrain und blickte hinaus in das weite Bergrund, deren Linien mit einem Aetherhauche sanft verschleiert waren, so daß die Felshäupter und Almkuppen doppelt weit entfernt und doppelt hoch erschienen. Und der Grund des Thales lag da wie ein Schachbrett mit den durch graue Holzzäune getheilten Quadratchen seiner grasgrünen Wiesen und strohgelben Felder; darauf die Figuren der Höfe und Baumgruppen, der Pferde und Rinder und sogar der alten Burg, die auf einem Felskopfe stand. In der Sohle Tiefe lag eine schneeweiße, stellenweise breit auseinanderquellende Sandriese, in welcher sich jetzt ein winziges Bächlein schlängelte, fast verschmachtend wie eine Forelle auf dem Trockenen. Der Hauptmann freute sich an all der Augenweide, aber in seine Freude klang leise, ganz leise ein Glöcklein der Wehmuth. — Dann humpelte er durch das feuchte Dunkel des Waldes, wo der kühle Hauch der Germen und der Genzianen und der Cyklamen war. Was das Herz frisch wurde mitten in diesem ungeheuren Neste des Lebens! Doch, das Glöcklein in ihm klang fort, leise, aber immer und immer. — Wäre ich nicht allein! so quoll es einmal hervor zwischen seinen Lippen, denn im Grunde erträgt ein

Digitized by Google

warmes Herz die Freude nicht weniger schwer allein, als das Leid. Und die Natur, wenn sie in ihrer großen, allebendigen Stille unter uns, über uns daliegt, um uns webt und leuchtet, eine ewige Harmonie der Kräfte auf der Wage unendlicher Räume, nur zum kleinsten Theil wahrgenommen, erfaßt von unseren Sinnen, sie wirkt schier beklemmend auf die Seele. Unsere Glücksahnung und Wohlempfindung darüber, daß wir ein Theilchen dieser vollkommenen, unzerstörbaren, unendlichen Größe sind, wird getrübt durch das Bewußtsein, daß es unmöglich ist, das Ganze, zu dem wir gehören, zu sehen und zu begreifen. Uns beginnt zu bangen vor den allewigen Gewalten, so sehr ihre Erscheinungen unsere Sinne auch entzücken mögen, und wir fliehen zu geliebten Menschen, bergen unser zitterndes Herz an einer fühlenden Brust.

Etwas unstet stolperte unser Hauptmann dahin, wenn solche Gedanken und Empfindungen ihn bewegten. Da war es auch, daß er am See stand. Er setzte sich auf einen stumpfkantigen Stein, der von der Felswand niedergebrochen war und schaute hin auf die glatte Tafel, die mittendurch einen Sprung hatte, der eine Theil war der tiefschwarze Spiegel des Fichtenwaldes, der andere des lichten Himmels. Wie freundlich und wie kurz ist der Weg zu allen diesen Schönheiten, und wie leicht ist er zu gehen; ein wahrer Genuß für den, der gesunde Füße hat. Und doch ist Niemand da, und die Bäume und die Steine und die rieselnden Ufer sind einsam, und der Mensch, der hier sitzt und hinausschaut ... Muß man denn immer voller Mühe und Gefahr und anderen Args hoch hinaufsteigen ins todte Gestein? Ist die Schönheit denn nicht am schönsten, wenn man mitten in ihrem urheiligen Wehen und Weben steht? — Sie weiß es



Digitized by Google

nur nicht, wie leicht sie das alles haben könnte, und sie sitzt zwischen Mauern freilich wie eine Gefangene.

Eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Mitten aus der stimmungsvollsten Landschaft ging er fast zornig fort und nach Hause. Seine Frau saß im Hofe, neben der Scheunenstiege auf einem Sockel und stickte. Nach drei Seiten waren die Mauern, an deren Ecken Strohhalme wirr niederhingen und Spinnenweben klebten. Die vierte Seite war von einem Holzthore geschlossen, über welches ein Stückchen Himmel hereinblaute. Emma wollte nicht einmal dieses kümmerliche Stück Aetherblau sehen, sie schaute auf ihre Arbeit und stickte. Die Magd fegte mit einem Besen den Hof aus, der Staub umwirbelte die hübsche Frauengestalt; sie hüstelte und kehrte sich nicht daran. Also trat der Hauptmann an sie heran und sagte mit freundlicher Stimme: „Emma, heute sollten wir doch zusammen einen kleinen Spaziergang unternehmen. Es ist zu himmlisch draußen. Komm!"

Sie bückte sich nach einer Nadel, die aber gar nicht hinabgefallen war, und antwortete ganz leichthin: „Nein, ich bleibe zu Hause."

Er schwieg und ging allein wieder hinaus. Am nächsten Tage nahm er seinen Knaben mit, der aber hockte mitten auf der sonnigen Straße hin und beschäftigte sich mit Steinchen und Käfern und der Hauptmann blieb doch allein mit seiner Freude an der großen landschaftlichen Natur und mit seinem Drange, dieselbe mit einem lieben Menschen theilen zu können.

So war es in diesem Sommer und so war es im nächsten Sommer. Der Hauptmann ging allein und mühselig in der Gegend umher und Frau Emma saß daheim in den engen Mauern ihres Hauses. Sie sagte kein Wort davon, daß sie auch einmal hinaus möchte. In unbewachten Stunden

Digitized by Google

aber war zum Fenster hinaus ihr Auge sehnsuchtsvoll gerichtet nach den Zinnen des Hochschwab, die über den Waldungen niederleuchteten. Da trat der Hauptmann wieder einmal zu ihr hin und sagte: „Liebes Kind, wenn Du wüßtest, wie schön es ist da draußen auf dem Feldpfade, da drüben im Walde, am See!"

„Ja, ich kann mir's denken," sagte sie und stickte.

„Auch dieser Sommer wird bald dahin sein," fuhr er fort, „und Du hast wieder nichts gehabt vom Landleben."

„Ich bin ganz zufrieden hier im Hause," war ihre Antwort.

„Aber es wäre so nett, wenn wir säßen da oben unter dem Ahorn und ins weite Thal hinausschauten und plauderten, und Fritz spielte neben uns im Grase oder sammelte Beeren."

„Nimm ihn nur mit," sagte sie, ohne aufzublicken. „Ich warte, bis er so groß ist, daß man mit ihm Alpenpartien machen kann."

„Muß es denn gerade eine Alpenpartie sein?" fragte er, mit regen Fingern den Schnurrbart drehend.

„Das muß es nicht," versetzte sie, „darum sage ich ja, daß ich zu Hause bleibe."

Also ging er wieder allein davon. Dieser Sommer war besonders einladend zu Spaziergängen. Die morgendlichen Wiesen voll funkelnden Thaues, die mittägigen Wälder voll Blumenduftes und Schmetterlingsgegaukel, die abendlichen Schluchten voll entzückender Lichtspiele. Und die Vollmondnächte mit ihrem stillen, fast überirdischen, unnennbaren Zauber — dem einsamen Menschen wurde immer nur weh' im Herzen. Blumen pflückte er, Waldfrüchte sammelte er und brachte sie heim seinem Weibe.



Digitized by Google

„Ah, wie hübsch!" sagte dieses, „danke Dir!" nahm sie, legte sie neben sich hin und stickte.

Einmal brachte er sie richtig bis zum Baumgarten. Sie saß unter einem Apfelbaum und arbeitete. Manchen kurzen Blick that sie hinaus zwischen den schlanken Stämmen und dem luftigen Laub in die freie, mit silberigem Aetherduft gesättigte Gegend, er merkte ihr an, wie wohl ihr war und sein Entzücken darüber, er vermochte es nicht zurückzuhalten.

Da sagte Frau Emma plötzlich: „Ich glaube es wird kühl," raffte ihre Sachen zusammen und ging hinab zum Hause.

So war es Sommer für Sommer. Frau Emma saß in ihrem Zimmer oder im Hofe, der Hauptmann strich mit seinem Stelzfuße über die Matten, über sonniges Heideland, in schattenfrische Gründe. Fritz wuchs heran, ward ein schmucker, aufgeweckter Junge, blieb aber, wenn er auf den Schulferien zu Hause war, weder bei der stickenden Mutter in der Stube, noch ging er mit dem beschaulichen Vater. Er suchte Kameraden, mit denen er auf die Bäume kletterte, auf hohen Stelzen gehen, in den Bächen Krebse fangen und andere Knabenlust hegen konnte.

Zehn Jahre war er alt, als eines Tages seine Mutter zu ihm sagte: „Daß Du doch den ganzen Tag herumlaufen kannst! Wirst Du denn nicht müde?"

Der Junge blickte sie verwundert an, müde sein, er wußte nicht, was das wäre. Noch am Abende wollte er nicht ins Bett, aber als er endlich drin lag, schlief er auch schon.

„Wenn Du gar nicht müde wirst, so kannst ja mit mir einmal auf den Hochschwab gehen!" sagte die Mutter.

Da jubelte Fritz auf, klatschte in die Hände, hüpfte vor Freude auf einem einzigen Fuß herum und jauchzte: „Auf den Hochschwab! Auf den Hochschwab!"

Digitized by Google

Darüber freute sich nun auch der Hauptmann. Zwar äußerte er anfangs einiges Bedenken, welches aber frisch und gründlich niedergeschlagen wurde. Sie würden sich einen Führer nehmen, wenn es sein müsse, übrigens wisse sie — Frau Emma — auf den Bergen wohl Bescheid. Die Vorstellung, daß seine zwei liebsten Menschen den großartigen Naturgenuß haben würden und er selbst sozusagen durch die Augen seines Weibes und seines Kindes die weite Welt einmal vom hohen Berge aus anschauen könne, trug in dem Hauptmann den Sieg davon. Er versorgte sie mit allem Nothwendigen und ließ sie gehen.

Und in einer kalten Tagesfrühe, als der Morgenstern aufstieg über den Bergen des Mürzthales, verließen Mutter und Sohn das Haus. Ein Träger ging mit ihnen, der jedoch nach einigen Stunden überflüssig wurde, denn als sie auf den Höhen waren, hatten sie den Mundvorrath zum Theile aufgezehrt und die Ueberkleider angezogen. Was gab es da noch viel zu tragen! Die Frau nahm die Ledertasche an sich und schickte den Träger zurück.

Hauptmann Fortner saß wieder auf seiner kleinen Anhöhe, blickte zum Hochschwab empor wie einst, und dachte seinem Weibe nach wie einst. Aber heute nicht mit Trauer, sondern mit frohem Stolze. War doch er selbst bei ihr in seinem frischen, tapferen Söhnlein; an Seite dieses Ritters wußte er sie gerne. Und auf den Träger und Führer konnte man sich wohl auch verlassen. Also saß er da den lieben langen Tag über und genoß die ganze Alpenherrlichkeit, als wäre er oben mit seinen lieben zwei Menschen. Am Abende wollte er ihnen dann entgegenfahren durch das Hochthal, denn die Rückkehr war noch für denselben Tag bestimmt. Aber am Mittage kam der Führer zurück und berichtete, sie wären

Digitized by Google

allein oben und hätten ihn zurückgejagt. Für das Erste kam jetzt ein heftiges Donnerwetter über den Mann, der seine ihm Anvertrauten verlassen hatte; dieser aber entgegnete, er hätte gemeint, den Weibern müsse man ihren Willen lassen. Und sie würden ja gar nicht auf die Spitze des Schwab wollen, sondern sich wahrscheinlich auf die grüne Alm hingelegt haben. Auch habe er andere junge Leute oben gesehen, die Kohlröslein und Edelweiß gesucht. Gegen Abend würden Alle wohlbehalten wieder herabkommen. — Für das Zweite ließ der Hauptmann sofort einspannen und fuhr durch das Hochthal hinauf, so weit der Weg fahrbar war. Als dieser in einer breiten Sandhalde sich verlor, stieg der Hauptmann aus und wollte es mit der Krücke versuchen, emporzusteigen. Da kamen sie herab. Einige Knaben waren es, Hirten und Bauernjungen, und mit ihnen auch der Fritz.

„Seid Ihr da?" rief ihnen der Hauptmann entgegen.

„Ich will nicht fahren, Papa!" schrie Fritz, „wir wollen zu Fuß gehen und Krebse fangen. Ich bin gar nicht müde."

„Wo ist die Mutter?" fragte er.

Da stutzte der Junge.

„Mama wird ja voraus sein," sagte Fritz. „Dieser," er deutete auf einen anderen Knaben, „dieser hat gesagt, daß sie voraus ist."

Hierauf erzählte Fritz: Als sie oben an den wilden Felsen gewesen, habe er die Knaben gesehen, die im Gewände Blumen gesucht hätten. Er habe sie gekannt und sei zu ihnen hingelaufen, und sie hätten einen Hut voll schöner Rosen gefunden. Dann sei ein anderer Bub gekommen und habe gesagt, Mama wäre wohl schon hinabgestiegen, und dann wären sie auch eilends hinabgegangen. — So war der Junge

Digitized by Google

nun da und die Mutter nicht mit ihm. Dem Hauptmann ging es kalt wie Stahl ins Herz. Da er gesehen, daß es für ihn unmöglich war, hinanzuklettern, denn sein hölzernes Bein war in dem steilen Schutt ganz unbrauchbar, fuhr er eilends zurück ins Thal und bot Leute auf, sein Weib zu suchen. Am späten Abend stiegen sie an, aber am nächsten Morgen waren sie noch nicht zurück. Fritz schlief in derselben Nacht so fest und süß, daß in dem verzweifelten Vater ein Haßgefühl erwachte gegen sein eigen Kind, das so sorglos und leichtsinnig sein konnte, die Mutter auf wildem Berg zu verlassen und dann daheim im Federbette so gottlos ruhig zu schlafen.

Am nächsten Mittag war noch Niemand zurück. Am darauffolgenden Abende kam einer der suchenden Männer, um zu fragen, ob sie nicht etwa doch schon zu Hause sei.

„Unseliges Kind!" rief der Hauptmann, den Knaben rüttelnd, er wollte ihn würgen und küssen zugleich. — Unseliger Mann! so wiederhallte es dumpf in seinem Herzen. — Denn die Ahnung war zur Vermuthung, diese zur Wahrscheinlichkeit, diese endlich zur Gewißheit geworden: Sein Weib war geflohen, entführt. Alles war angespielt gewesen, sie hatte den arglosen Knaben im Gebirge fortgeschickt, war von dem Buhlen sicher schon erwartet worden unter den Wänden, war mit ihm jenseits in die Gegend der Salza davongeeilt, nach dem Oesterreicherland, in die weite Welt. Also endet's mit dieser Ehe....

„Herr Hauptmann, wir bitten um Urlaub. Bevor wir das Schlimmste annehmen, wollen wir uns doch selbst auf die Suche machen nach dem Frauchen.

Als Frau Emma den Träger zurückgeschickt hatte, stieg sie mit dem Knaben munter die Matten an. Sie hatte

Digitized by Google

Mühe, Fritz vorwärts zu bringen, an jeder Blume, an jedem Käferlein blieb er hängen. Nur das, was greifbar, faßbar, fangbar und tragbar war, machte dem Knaben Luſt, alles Andere war für ihn nicht da. Endlich kamen ſie in das Gebiet der Steine. In wuchtigen Blöcken, in ſandigem Schutt, in ſtarrenden Wänden waren ſie da. Ringsum ſteile, zerriſſene Felſen. Sie waren in ein Kar hinaufgegangen und in einen Hochkeſſel hineingekommen, wo kein Halm und kein Zirm mehr ſtand — alles kahl und ſtarr. Sie kehrten um, bogen um eine Wandrippe, und da war es, daß Fritz die Knaben ſah drüben am graſigen Hang zwiſchen Zirmbüſchen und grauen Steinen. „Gemſen! Gemſen!“ hatten ſie geſchrien, da begann Fritz zu laufen und zu klettern und in wenigen Minuten war er bei den Knaben. Die Mutter freute ſich anfangs, daß er Genoſſen gefunden, ſie ſetzte ſich auf einen Stein um zu warten, bis ſie herüberkämen vom Hang. Dann wollte ſie ſich mit ihrem Jungen auf den weiteren Anſtieg machen. Sie kamen aber nicht, und als die Frau endlich aufſtand, um über den Zirmbuſch hinüberzuſchauen, waren ſie nicht mehr zu ſehen.

Nun begann ſie zu rufen nach dem Fritz. Die Rufe ſchlugen an die Felſen. Der Knabe kam nicht und war nicht zu ſehen und nicht zu hören. Jetzt begann ihr plötzlich bange zu werden. Sie hub an, zwiſchen dem Gezirm hinzuhuſchen, mit Händen und Füßen über Felsklötze zu klettern, in großen Sprüngen von Stein zu Stein zu ſetzen. Sie kam an den grünen Hang, wo früher die Knaben zu ſehen geweſen, es war Keiner da und ſie ſah und hörte Keinen. Sie blickte in die Tiefe, wo es wie ein dunkelgrüner See lag, es war ein Zirmſchachen; nirgends ein Menſch. Sie kletterte anwärts in einer ſteinernen Runſe, wohin konnten ſie anders ſein,

Digitized by Google

als da hinauf, denn an beiden Seiten waren die Wände. Sie kam in eine Wandfalte hinein, in welcher Schutt und Schnee lag; auf dem Schnee war keine Spur eines Menschenfußes. Jetzt suchte sie zu einem Felsrücken hinanzuklettern, um von demselben aus weiteren Blick zu gewinnen. Aber als sie auf dem Grate stand, war vor ihr ein zweites Grat, das noch schärfer hervorsprang und ihr also wieder die Aussicht deckte. Sie kroch über die breite steile Runse auf allen Vieren quer hinüber, sie arbeitete sich empor an den starren Felsrücken. Der Blick war jetzt frei in ein schauerlich tiefes Felsenthal, an beiden Seiten finster ansteigendes Gewände, auf den Zinnen Nebel, in den Tiefen Schatten. Hart vor den Füßen der Frau ein schwindelerregender Abgrund. Und von ihrem Fritz keine Spur. Schon bluteten ihr Hände, Füße und Knie, aber keine Müdigkeit. Sie wollte denselben Weg, den sie gekommen, zurückeilen, verlor aber die Richtung. Sie kam an eine Stelle, wo noch ein kleiner Vorsprung war, dann aber der Grund, auf den man einen Fuß stellen konnte, jäh aufhörte. Sie wollte zurück, sah aber, daß sie aus einem Abgrund heraufgeklettert, an dem der Rückweg, ohne zu stürzen, unmöglich war. Nun, da stand sie oben. Wie in der Kirche ein Heiliger an der Wand, so stand sie da oben, konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Alle Glieder zitterten ihr, auf der Stirn kalter Schweiß, blaue Flammen, rothe Funken vor den Augen, sie sank hin aufs scharfe Gestein.

Als Frau Emma wieder wach wurde, wußte sie nicht, wo sie war, glaubte zu träumen, griff mit der Hand nach links, nach rechts, um ihr Bettgewand zu betasten. Kaltes feuchtes Gestein. Jetzt besann sie sich mit heißem Schreck ihrer Lage. Ringsum Nacht, am Himmel Sterne.

Digitized by Google

„Fritz!" schrie sie gellend auf. Er war nicht da. Sie sprang empor, um trotz der Dunkelheit hinabzusteigen, sie glitt aus und rasch ging's in die Tiefe.

Als sie das zweitemal erwachte, loderte vor ihr ein gewaltiger Feuerbrand. Die Sonne war emporgestiegen, Frau Emma lag in einem Zirmstrauch, halb noch getragen von den buschigen Armen. Allmählich kam sie ganz zu sich; wieder suchte, rief sie den Knaben und dann hub sie zu weinen an. Das sah sie, es war alles verloren. Denn hier, wo sie lag, war seit der Weltschöpfung kein menschlicher Fuß noch gestanden, es konnte an den senkrechten Wänden Keiner heran und Keiner davon. Wie das hier alles hübsch beisammen ist: zu Füßen das Grab für den Leib, zu Häupten der Himmel für die Seele. Grausig schön standen die hohen Felsen ringsum in Morgengluth und grausig einsam! — Und dort draußen, weit hinter den kahlen, niedrigeren Riffen blaut das Waldland. Sanft und weich wie eine Wiege liegt der Thalkessel zwischen zahmen, waldigen Bergen. Frau Emma hatte ihre Taschen ausgesucht nach Brotkrumen, denn der Mundvorrath war unterwegs geblieben. Dann blickte sie empor die senkrechte Wand über ihrem Haupte, ob nicht ein Striemlein Wassers herabrinne. Wie war alles dürr! Sie wußte wohl, dieser lechzende, klebende Gaumen mit dem widerlich bitteren Geschmack war der Anfang vom Sterben. — O liebliches Gelände dort draußen mit den Auen, mit deinen freundlichen Wäldern! Voller Leben! Voller Leben! Und ich konnte dich verschmähen, du heiteres, blühendes Paradies! — Mein Mann! Wie hat er unzähligemale meine Hand gefaßt! Jetzt kann ich diese liebe, treue Hand nicht mehr erreichen! Allein ließ ich ihn wandeln zwischen Blumen und frischen Wäldern hin und mein Sinn war steinernes

Digitized by Google

Hochgebirge. Jetzt bin ich in dir, du große, wilde, furchtbar feindliche, tödtliche Welt. Dort unten war Liebe, Freude, Glück in hundertfachen Formen, ich habe alles versäumt. Mein Herz war bei dir, du wilde, trostlose Steinwüste. Verliebt in das Hochgebirge! Habe ich nicht einmal damit geprahlt? Nun vergehe ich in dir, wie ein Blümlein, ein Vöglein vergeht in herbem Frost, in dürrem Gestein. Mein Mann, mein Kind, mein junges Leben! — In solch herzversengenden Gedanken verging Stunde um Stunde. Und als die lodernde Sonne hoch über den starren Zinnen stand, und der Fels glühte und das verlassene Menschenherz im Verschmachten war, da lebte das Auge noch einmal auf. Sind dort unten im Kar nicht schwarze Punkte, die sich bewegen? Das bereits entfliehende Leben, stürmisch drängt es wieder zurück ins Menschenwesen. Als ob nie eine Müdigkeit, nie ein Verschmachten gewesen wäre, so erhebt sich das Weib über dem Zirm und winkt mit dem weißen Tuche und ruft: „Hier! Hier! Ferdinand!" Nicht mehr das Kind ruft sie, den Mann ruft sie, denn all ihr Fühlen und Sehnen und Lieben ist zurückgekehrt zu ihm. Und ihre einzige, alleinzige Erquickung zu dieser Stunde war das Bewußtsein, daß sie ihn nie betrogen.

Was Menschen vermögen, wenn es gilt, einen der Ihren zu retten! Koste es was es wolle, und wäre es ein Fürstenthum. Und Wunder wirkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, es überwindet die äußere starre, herzlose Natur. — Schon zu dämmern begann es, als die Stricke geschleudert wurden von Fels zu Fels, von Kante zu Kante heran bis zum Zirmstrauch, an welchem sie hing. So haben sich die Männer emporgesponnen, eingehackt, angeklammert an die eherne Felsenbrust, um ihr dieses verzagende Menschenleben noch

Digitized by Google

abzuringen. Bei Fackelschein wurde sie hinabgetragen und um Mitternacht lag sie auf dem thaufeuchten Rasen der Matte und schlief. Man hat sie hier nicht lange liegen gelassen, auf schwankender Sänfte trug man sie niederwärts, und als wieder der Morgen dämmerte, lag sich das Ehepaar unter krampfhaftem Schluchzen in den Armen und daneben in seinem Bettchen schlief sorglos und göttlich leichtsinnig der blühende Knabe.

Also ist es geschehen und also hat Frau Emma erfahren, daß die sanften Waldberge besser und schöner sind, als die unwirthlichen Felsen, und daß der Mann verläßlicher ist als das Kind. Und dem Hauptmann ist es eingefallen, daß es vielleicht nicht allemal gut ist für den Ehegatten, gleich das Schlimmste zu befürchten, wenn die Frau aus seinem Bereiche tritt.

Frau Emma ist nicht mehr auf den Hochschwab gegangen, weder mit Studenten, noch mit ihrem Knaben. Sie ist an heiteren Sommertagen auch nicht mehr in ihrem Zimmer gesessen oder im staubigen Hofraum. Arm in Arm mit ihrem Manne, und gleichsam seine Krücke, ist sie gegangen über die blumigen Auen, durch die grünen Wälder und entlang am stillen blauen See. Ein Glück ist gekommen über Beide, von dem sie in langen Jahren keine Ahnung gehabt. Wenn sie im lieblichen Thale so dahinwandelten, mußte Frau Emma nur Eines vermeiden — nämlich den Blick auf das Gebirge des Hochschwab. Denn wenn sie hinter den Waldkuppen die kahlen Felsriesen aufragen sah, da wurde ihr übel. Aber allemal zur Ruhe kam ihre in Erinnerung an das grause Erlebniß erbebende Seele, wenn sie in das gütige Antlitz ihres Gatten sah. Unter seiner Hut und Liebe genoß sie fürder das süße Glück der Naturschöne in reichstem Maße.

---

Digitized by Google

# Matthias Scholler.

## Die Geschichte eines Unglückseligen.

---

### I.

Zum zwölftenmal dieser finstere, unselige siebenundzwanzigste Mai! Zum zwölftenmal die Einzelhaft in dieser grauen Zelle. Sonst ist es mindestens erlaubt zu arbeiten, in Menschengesellschaft zu sein, wenn auch unter lauter Verbrechern, und des Tages einmal durch den Hof zu gehen unter den Blättern der Kastanien. Heute sitze ich wie lebendig eingemauert, und das hohe, dichtvergitterte Fenster zeigt mir nichts, als die nahe gegenüberstehende Mauer mit ihren schmutzigen, theils von Mörtel entblößten Quadern, in der ich die bestaubten Fugen und Sandkörner schon hundertmal gezählt habe.

Das ist ja der Jahrestag, an dem ich den Curaten erschlagen habe!

O elendes Leben! O unseliger Mann! Alles der Wahrheit zu opfern und unter einem Irrthum so zugrunde gehen zu müssen! — Und da wollten sie mich zwingen zum Glauben an eine Gerechtigkeit, die Himmel und Erde lenkt? Fast möchte ich mich widerrufen und bekennen einen Geist,

Digitized by Google

der die Geschicke der Menschen leitet, aber es ist ein böser Geist, denn nichts ist so planmäßig und sieghaft, als die Niedertracht . . ."

Noch lästerte er so, der Sträfling Nr. 63, als draußen im Vorgang Schritte laut wurden und das Schloß seiner Pforte knarrte. „Was bedeutet das? Wären diesmal die vierundzwanzig Stunden schon um? Den Wasserkrug pflegt man sonst nur durch den Schuber hereinzugeben. Oder ist Feuer ausgebrochen, daß wir Insassen dieses „liebe Heim" plötzlich verlassen müssen? Oder, haben sie sich doch besonnen und wollen, anstatt meine zwanzig Jahre Kerkerhaft voll zu machen, mich auf kurzem Wege henken? Nur zu! ich gönne Euren edlen Seelen einen Justizmord von Herzen gern. Besser räche ich mich nicht, als daß ich Euch, Gesetzeshüter, zu Würgern mache."

Die Pforte war offen, der Kerkermeister kam mit einem Armleuchter, in welchem zwei Kerzen brannten, und hinter dieser Erscheinung stand der Vorsteher der Anstalt und befahl, daß der Gefangene die Zelle zu verlassen und ihm zu folgen habe.

Die Beiden begleiteten den gebeugten Mann mit den grauen Haarstoppeln und dem fahlen, tiefgefurchten Gesichte in die Halle. Dort, am grünbedeckten und stets mit einem Crucifix bestellten Tisch standen zwei Herren in feierlich schwarzem Anzug. Der Eine von ihnen mit langem blonden Vollbart trat der vorgeführten Nummer 63 einen Schritt entgegen und sagte mit einer merkwürdig bewegten Stimme: „Sie sind Herr Matthias Scholler?"

— Was ist das? Er wird nicht mit Nummer 63 angesprochen, sondern mit seinem alten Namen!

„Ich glaube, daß ich es noch bin," antwortete der Sträfling barsch.

Digitized by Google

„Herr Matthias Scholler," fuhr der Langbärtige fort und nahm aus der Hand des zweiten Herrn eine Papierrolle, „Sie haben das Unglück ertragen, das Ihnen ein herbes Schicksal aufgebürdet, mögen Sie nun ebenso mannhaft das Glück ertragen, welches ich das Vergnügen habe, Ihnen zu verkünden. Matthias Scholler! Sie sind vor zwölf Jahren als Mörder des Curaten von Waltershausen angeklagt und auf Grund der damaligen Beweisführungen zu zwanzigjähriger Kerkerhaft verurtheilt worden. — Heute vor drei Tagen aber hat der Bauer Thomas Scheidlein zu Waltershausen auf seinem Todtenbett den Beichtvater gebeten, daß dieser nach dem Absterben des Thomas eine Schrift, die unter dem Kopfkissen liege, hervorholen und dem Gerichte übergeben möchte. Das ist geschehen und durch diese Schrift sind Sie gerechtfertigt. Das hohe Gericht erklärt auf Grund des schriftlichen Bekenntnisses Ihre Unschuld für bewiesen. Herr Matthias Scholler, Sie sind frei."

Der Mann wollte dem ohne Bewegung und Erregung dastehenden Sträfling die Hand drücken. Dieser zog sie sachte zurück.

„Ich bin frei?" sagte der Sträfling nun. „Und ist das alles? Ist das alles, meine Herren?"

„Sie haben Ihren ehrlichen Namen wieder und können nach Hause gehen," versetzte der Vorsteher.

„Und die zwölf Jahre, die Ihr mir genommen habt? Und die Gesundheit, die ich in der Haft eingebüßt habe? — Ihr seid frei? Ihr könnt nach Hause gehen! — Ja, fällt denn nicht der gesammte Richterstuhl, fällt nicht das ganze Reich vor mir auf die Knie? Zittern nicht die Gesetzgeber vor mir? Bin ich nicht der Mann, dem Ihr mehr schuldig geworden seid, als was alle Macht der Welt bezahlen kann? —

Digitized by Google

Ihr seid frei! Ihr könnt' nach Hause gehen! — Wisset Ihr, wo mein Haus steht? Hat sich zu Waltershausen über mich und mein Andenken der Rasen nicht geschlossen, wie über ein Grab? Jetzt, da über seine Kleider längst das Los geworfen, kommt er daher, der alte Sünder, der Gottlose, der schon einmal zwölf Jahre lang im Kerker gesessen hat, eines Mordes wegen oder dergleichen. — Ihr Herren, ist das ein Leben? Habt Ihr von Amtswegen keinen Galgen für Unschuldige? Ihr mögt ihn ja mit Veilchen und Rosen umwinden, das mögt Ihr ja! Der Kerl, der da baumeln wird, ist doch unschuldig. Ihr mögt ihm auch ein schneeweißes Täflein an den Hals hängen: „Delinquent ist unschuldig!" Ihr mögt ja den Strick aus den Fasern der Lilienstengel drehen, thut das! aber hängt ihn! hängt ihn zu Tode, den ehrlichen Lumpen. Es ist besser, als Ihr laßt ihn nach jahrelanger Kerkerhaft frei herumlaufen auf der Welt, allen dunklen Ehrenmännern zum Aerger und Spott."

„Beruhigen Sie sich, lieber Mann," sagte nun der Aufseher, „wir begreifen Ihre Erregung vollkommen. Aber, bedenken Sie, daß selbst Gott manchem braven Mann Unrecht thut im Leben, um wie verzeihlicher —"

„Es scheint, Herr Director, Sie haben da einen Spruch für derlei Fälle," unterbrach ihn bitter der Sträfling, „aber ich sage Ihnen, auf mich paßt er nicht. Freilich habe ich zwölf Jahre lang das Steckenpferd des Pöbels und der Staaten mitreiten, Ihre Messen und Predigten anhören und meinen Aerger darüber verschlucken müssen, aber nun bin ich frei, nun will ich Ihnen zeigen, daß Nummer 63 nicht allein schweigen und gehorchen, sondern auch reden und befehlen kann."

„Man wird für Sie thun, was möglich ist," sagte der Bärtige, „hier händige ich Ihnen das Erkenntniß ein und

Digitized by Google

gleichzeitig auch die Schrift des Thomas Scheidlein, in der Sie glänzend gerechtfertigt sind. Wollen Sie sich jetzt in das Nebenzimmer hier verfügen und sich umkleiden, es ist alles bereit."

„Ich werde mich nicht umkleiden," versetzte der Sträfling trotzig, „ich begehre, daß man mir diese Sträflingskleider am Leibe läßt, sie sollen mein Ehrenzeichen sein und mein Schuldschein, den ich jedem Staatsbürger, der mir begegnet, vorhalten will! — Ha, ha! Ihr guten, armen Menschen!" lachte er plötzlich auf, „ich bin zu boshaft, Ihr thut mir leid! Im Namen Gottes sprecht Ihr Eure Urtheile! Ihr thut mir leid. Ihr seid gute Menschen, auch über Euren Häuptern hängt das Schwert des Irrthums. Formeln nützen nicht, das Forschen führt zur Wahrheit, aber geforscht habt Ihr nicht, sondern blind dem blinden Zufall geglaubt, und so kommt es, daß Ihr als arme Sünder steht vor dem Sträfling Nummer 63. — Leben Sie wohl, Herr Director, Sie waren gut mit mir, ich danke Ihnen."

Solches sprach der freigesprochene Tuchweber Matthias Scholler aus Waltershausen. Eine Stunde später fuhr er in geschlossenem Wagen dem Bahnhofe zu.

## II.

Im Gelaß des Dampfwagens zur nächtigen Stunde — die Flamme an der Decke hat ihr Oel verzehrt und ist ausgelöschen, der Mond am Himmel gleitet manchmal hinter Wolken — da wäre es Zeit für den Matthias Scholler zu schlafen. Doch, wer soll schlafen in einer solchen Nacht! Er betastet die Wand, sie ist nicht von Stein, sie ist von Holz. Er öffnet das große Glasfenster, es ist nicht vergittert, und



Digitized by Google

draußen in der Frühlingsnacht fliegen Häuſer und Gärten und Wälder vorbei! — Der Mann will wachen, um die Wirklichkeit zu ſchauen. Er traut dem Schlafe nicht, dieſer könnte ihn zurückführen in die Einzelzelle der Feſtung.

Nun erſt war er ſich bewußt geworden, was das heißt: frei ſein. Er iſt nicht mehr bitter, er fühlt ſich ſtark und jung, er will nun ſehen, wie das geht, mit zweiundfünfzig Jahren ein neues Leben anzufangen. Das Tuchweben will er nicht mehr ergreifen, es giebt noch Anderes zu weben. Guido, der ſeiner freilich ſo ganz vergeſſen, braucht wohl noch manchmal einen erfahrenen Freund und Rathgeber.

Und als er ſo ſaß über den rollenden Rädern, da ſtieg in ſchwankenden Nebelbildern ſein vergangenes Leben auf. — Seine Eltern waren gut katholiſch geweſen und hatten den Knaben Matthias zu einer Art religiöſer Schwärmerei erzogen. Er lernte das Gewerbe ſeiner Vorfahren, die Tuchweberei. Als er mit fünfzehn Jahren in die Fremde ging, kam er in Geſellſchaft freiſinniger Menſchen und Bücher. Er las vielerlei Reiſebeſchreibungen, Geſchichtswerke, Schriften von Weltweiſen und endlich auch manche Werke der neuen Naturforſcher, ſpäter den Ludwig Büchner, den Ernſt Häckel und Einzelnes von Darwin. In ſeinem zwanzigſten Jahre ſtand er in Arbeit bei dem Tuchmachermeiſter zu Waltershauſen. Zur ſelben Zeit bereits ſagte er: ſeine Religion ſei die Wiſſenſchaft. Wozu braucht man noch zu glauben, wenn man alles weiß! Und der junge Mann mit dem feurigen Gemüthe wußte alles, nur das Eine nicht, daß man, genau genommen, nichts wiſſen kann. Seine Schwärmerei hatte er nicht verloren, und wie als Kind für den Glauben, ſo ſtritt und warb er jetzt für die „Wiſſenſchaft". Nebſtbei war er ein tüchtiger Weber, ein hübſcher Burſche obendrein, und als der

Digitized by Google

Meiſter mit Tod abging, nahm er die junge Witwe, ihr ſtattliches Haus und ihr blühendes Geſchäft. Jetzt konnte er ſich ſchon mehr ſeiner Lieblingsbeſchäftigung hingeben, er las und grübelte und forſchte, und wo er auf der Gaſſe oder im Wirthshaus mit Leuten zuſammen kam, ſprach er über die Darwin'ſche Theorie und ſprach wie ein Gelehrter. Einmal machte der Pfarrer den Verſuch, ihn zu bekehren, da verfiel der Matthias in eine Raſerei vor Wuth, denn er hielt das Gebaren des Prieſters für puren Eigennutz, ſeine Lehre für Heuchelei; er konnte ſich nicht vorſtellen, daß ein gebildeter Menſch an Dogmen zu glauben im Stande ſei. Natürlich geſchah nun, was geſchehen mußte, die guten Katholiken entſetzten ſich vor dem ketzeriſchen Tuchweber und der Pfarrer warnte vor ihm. Hätte ihm ſein Weib Kinder geboren, es wäre vielleicht anders gekommen, ſein Herz wäre nicht vertrocknet wie ein Roſenblatt zwiſchen den Blättern eines Buches. Dazu kam, daß ihn die Anfeindungen der Leute mehr und mehr verbitterten; er verſpottete den Cultus, polterte im Wirthshaus gegen die Geiſtlichkeit, die das Volk verdumme und verderbe, und daß noch die Zeit komme, wo man den Prediger von der Kanzel ſchießen werde wie eine Nachteule vom Lärchbaum. — Nun hatte der Matthias Scholler das Kind entfernter Verwandter, armer Leute, zu ſich genommen, einen aufgeweckten, klugen Knaben, den er als Kindesſtatt annahm und nach ſeiner Weiſe erziehen und bilden wollte. Schlau wußte er dem Zeitgeiſte ein Schnippchen zu ſchlagen, ſo daß dem Knaben von einem Hauslehrer ein confeſſionsloſer, rein materialiſtiſcher Unterricht zu Theil wurde. Guido ſollte es beſſer haben als er ſelbſt, der ſich ſo ſchwer und langwierig aus den ihm eingeimpften Irrthümern hervorgearbeitet hatte; Guido ſollte den geraden Weg des Lichtes



Digitized by Google

und der Wahrheit wandeln, ganz im Geiste der modernen Naturphilosophie. Und der Weber hatte wirklich die Freude, in dem zwanzigjährigen Burschen einen ausgemachten Materialisten zu sehen, der — wie er sich ausdrückte — an allem phantastischen und idealistischen Firlefanz vorüberging, kalt wie ein Felsblock, sich hingegen mit handgreiflichen Dingen ruhig, aber reichlich dafür entschädigte. „So muß ein Weltbürger der Zukunft gegossen sein!" rief der Tuchweber eines Tages im Wirthshaus; „sind ihrer nur erst mehrere solcher, dann werden wir mit dem Volksverdummungshandwerk aufräumen! Das werden wir, meine Herren, und vielleicht bald, darauf können Sie sich verlassen!"

Zwei Tage nach diesem Ausspruch war, wie das in Waltershausen von altersher gebräuchlich ist, zur Abendstunde eine Maiandacht in der Kapelle zum Guten Brunnen. Diese Kapelle stand draußen am Rande des Buchenschachens und die Gemeinde zog in einer Procession unter Begleitung des Priesters mit Fahnen und brennenden Kerzen hinaus. Auf der Rückkehr vom Guten Brunnen, da es schon dunkel war und die Leute durch die enge Dorfgasse zogen, knallte plötzlich ein Schuß, und mitten unter den Betern stürzte Einer zusammen. Es war der Pfarrer, und zwischen den Falten des Chorrockes hervor rieselte das Blut.

Der Aufruhr war unbeschreiblich. „Beim Hause des Tuchwebers Scholler ist der Schuß gefallen!" hieß es. „Aus dem Fenster ist geschossen worden!" riefen mehrere Stimmen. „Der Ketzer hat ihn umgebracht!" erscholl es wild durch die Nacht.

Am Tage, da sie den Pfarrer feierlich bestattet hatten, stand der Matthias Scholler vor den Richtern. Er leugnete. Wo er sich zur Stunde, als die That geschehen, befunden

Digitized by Google

habe? Er sei zu Hause in seiner Stube gewesen und habe studirt. — Warum er die Fensterbalken halb zugelehnt gehabt habe? — Weil er das zur Nachtszeit immer so zu halten pflege. — Man habe gesehen, daß sich nach dem Schuß seine Balken bewegt hätten. — Ja, als er den Schuß und Lärm auf der Gasse gehört, sei er aufgestanden und habe zum Fenster hinausgeschaut, was es gebe. — Wo sein Sohn zur bewußten Stunde gewesen sei? — Der sei, wie Jedermann wisse, gegenwärtig hundert Meilen weit weg in Nordböhmen. — Ob der Herr Curat in der Gemeinde Feinde gehabt hätte? — Außer dem Tuchweber keinen! betheuerte man. Warum er, der Matthias, das Schußgewehr neben sich an der Wand hängen gehabt habe, als die Leute nach der That bei ihm eindrangen? — Ja, weil es immer dort hänge. — Wieso es käme, daß aus dem Rohre noch das Pulver gerochen habe, wie es unmittelbar nach einem Schuß zu sein pflegt? — Weil er ein Viertelstündlein vorher in der Abenddämmerung im Baumgarten nach einem Eichhörnchen geschossen habe. — Warum er nach Eichhörnchen schieße? — Weil er solche Thiere für wissenschaftliche Untersuchungen brauche. — Wo das erschossene Eichhörnchen wäre? — Er habe es nicht getroffen. — Ob Jemand ein Viertelstündchen vor Eintreffen der Procession den Schuß in des Tuchwebers Garten gehört habe? — Schüsse fielen öfters, meinten die Zeugen, gerade auf einen Schuß um solche Zeit im Garten wisse sich Niemand zu erinnern. — Einer der Zeugen, der Bauernknecht Alois Peintner, welcher in nächster Nähe des Pfarrers gegangen war, sagte aus, es sei ihm vorgekommen, daß der Schuß nicht aus dem Hause des Tuchwebers gefallen sei, sondern aus dem Fenster des gegenüberstehenden Hauses. — Wer im gegenüberstehenden Hause wohne? — Der Kirchendiener

Digitized by Google

Kilian, der aber nicht zu Hause, sondern mit der Procession gewesen war. — Ein zweiter Zeuge meinte auch, er habe im ersten Augenblick geglaubt, das Feuer sei im Fenster des Kirchendienerhauses aufgeblitzt, aber es könne im Fensterglas nur der Wiederschein gewesen sein. — Am selbigen Abende nach einbrechender Dunkelheit wurde die Probe gemacht und aus dem Fenster des Tuchweberhauses ein Schuß abgefeuert. Er wiederblitzte in allen Fenstern des gegenüberstehenden Hauses. Am nächsten Tage dauerte das Verhör fort. — Wichtig war der Umstand, daß das Haus des Tuchwebers an der linken Seite des gegen die Kirche sich bewegenden Zuges stand, und daß der Getödtete die Wunde an der linksseitigen Brust hatte. Mehrere Zeugen hatten ausgesagt, daß in dem Augenblick, als der Schuß gefallen, der Pfarrer sich umgewendet gehabt hatte, um den Vorbetern hinter ihm ein Zeichen zu geben. Demnach müsse der Schuß von der rechten Seite gekommen sein. Bei näherem Befragen über diesen Umstand wußten die Zeugen nichts Bestimmtes. Es sei ein solcher Schrecken gewesen, daß Jedermann den Kopf verloren habe. Endlich wurde festgestellt, daß der Pfarrer erst nach dem Schuß sich wie zur Gegenwehr umgewendet hatte und dann zusammengestürzt war. — Dem Angeklagten wurde vorgehalten, daß er wiederholt geäußert, es würde eine Zeit kommen, wo man die Prediger von der Kanzel schießen werde, wie eine Eule vom Lärchbaum. Der Matthias leugnete nicht, diesen Ausspruch gethan zu haben, doch versicherte er, daß es nicht so schlimm gemeint gewesen sei, von Lärchbäumen schieße man keine Eulen, weil solche bei Tage nicht oben säßen und bei Nacht nicht sichtbar wären. — Es wurde hierauf dargethan, wie der Matthias Tag für Tag gegen die Kirche feindseliger geworden sei, so daß am letztvergangenen

Digitized by Google

Sonntage der Pfarrer öffentlich gegen ihn auftreten mußte und die Leute gewarnt hatte, sich vor diesem glaubenslosen und deswegen gewissenlosen Menschen zu hüten und mit ihm keinerlei Verkehr zu pflegen. Seine Frau habe sich dieses bitterlich zu Herzen genommen, aber der Matthias habe gesagt: Geduld, Frau, wir werden es anders machen. — Ob er solche Worte wirklich gesagt hätte? — Ja, weil, gestand der Angeklagte, weil er die Absicht habe, sein Haus in Waltershausen zu verkaufen und auszuwandern. — Eine Zeugin wußte zu erzählen, daß der Matthias sein Weib gewarnt habe, mit der Procession zu gehen, und weil sie nicht davon abzubringen, ihr den Rath gegeben hätte, recht weit hinten zu gehen. — Der Angeklagte leugnete es nicht, die Worte gesagt zu haben. Die Kugel, die aus der linken Brust des Ermordeten gezogen worden war, paßte zum Gewehre des Tuchwebers. Der Vertheidiger gab zu bedenken, daß die meisten Schußgewehre der Gegend dieselbe Innenweite hätten.

Am dritten Tage der Verhandlung war dasselbe Hin- und Herfragen, und auch allerlei neue Sachen wurden erörtert. Der Angeklagte war so viel als überwiesen, aber er leugnete. — „Gesteht er's," sagten die Leute, „so wird er gehenkt. Das weiß er." — Endlich zog sich der Gerichtshof zurück, dem Matthias war es in der qualvollen Stunde, da er auf die Entscheidung wartete, eingefallen: Wenn's einen Gott giebt, so muß jetzt Gerechtigkeit werden! — Er schlug sich den Gedanken, den er für ein Zeichen von Gesinnungsschwäche hielt, aus dem Kopf. Das Urtheil wurde verkündet. Zwanzig Jahre schweren Kerkers und Einzelhaft an jedem Jahrestage des Verbrechens.

Und dann kam diese graue, sonnenlose Ewigkeit, und was sich da herumschleppte voll Gram und tiefster Verbitterung,

Digitized by Google

das war kein Menſch mehr, durfte keiner ſein, war nichts als Nummer 63. Ein Crucifix und ein Erbauungsbuch gaben ſie her, die Nummer 63 ſoll beten!

Einige Monate nach ſeiner Gefangennahme kam die Nachricht von dem Tode ſeines Weibes. Guido übernahm Haus und Geſchäft, ließ aber nichts von ſich hören. Im Jahre ein- oder zweimal ſchrieb ihm der Matthias rührend herzliche Briefe, es kam keine Antwort; hätte er nicht von anderer Seite erfahren, daß Guido in Waltershauſen lebe, wenn auch zurückgezogen und ungeſellig, er hätte glauben müſſen, der junge Mann ſei auch geſtorben. Daß Guido ſo undankbar ſein konnte! — Er thut ohne Rückſicht auf Andere was er will, und ſtraft die Menſchenbrut mit Verachtung, da hat er recht. Aber undankbar ſein gegen den Wohlthäter, da hat er nicht recht! Sei es darum! Feſter Eigennutz iſt ein Zeichen von Geſundheit. Das iſt ein Eiſerner geworden, dieſer Guido! Den gönne ich den dummen bigotten Waltershauſern!

Matthias war überzeugt, daß irgend einer ſeiner Feinde den Curaten nur darum getödtet habe, um ihn — den Tuchweber — teufliſch zugrunde zu richten. Dieſem Feinde zu trotz wollte er nun in der Haft nicht verzweifeln, ſondern die zwanzig Jahre überleben und dann als Rächer zurückkehren nach Waltershauſen. Dann wolle er ein Stück aufführen, um die vorweg gebüßten zwanzig Jahre auch wirklich zu verdienen. Ein Matthias Scholler nimmt nichts geſchenkt!

Die plötzliche Freilaſſung nun nach zwölf Jahren änderte alles. Anfangs wurmte es den Matthias, daß er ſich in ſeiner Auffaſſung doch geirrt habe, daß Niemand ihn abſichtlich verderben gewollt, daß das Gericht gewiſſenhaft und geſetzmäßig gehandelt und nun raſch gut zu machen ſuchte, was gut zu

Digitized by Google

machen war, und daß durch das offene Bekenntniß des Thomas Scheidlein sich eine Art von Gottesgericht kundgab. Alles das ging ihm gegen den Strich. Je niederträchtiger die Leute trotz ihres Pharisäerthums, um so größer seine Genugthuung. Er hätte lieber den Rest seines Lebens in dieser Gruft verbracht, um Recht zu behalten, als befreit zu werden und Unrecht zu haben. — Wer diese Stimmung genau geprüft hätte, sie war das erwachende Gewissen! — Als nun aber der Matthias Scholler durch die Frühsommernacht dahinfuhr, da wurde ihm anders ums Herz. In den Bergthälern, durch die der Eisenbahnzug dahinfuhr, lag Nebel, und durch den Nebel schimmerte der Morgen.

Der Matthias zog aus seiner Tasche die Papiere. Das eine erklärt in trockenem Kanzleistil, daß er schuldlos und frei sei und jede Mißachtung seiner Person ob der Kerkerhaft geahndet werde. Das zweite verknitterte Papier enthielt die unbehilflichen Schriftzeilen des Bauers Thomas und lauteten wörtlich wie folgt:

„Meine lieben Leut und kaiserliches Gericht!

Ich weiß mir nit zu helfen und i bitt tausendmahl um verzeihen. Ich habe den Pfarrer Johann Millinger umbracht, was am 27. Mai 1873 derschossen worden ist. Und ist ein Anderer deswegen eingesperrt worden und glaubts kein Mensch wie mir ist und hab den Mut nit, daß i mi selber thät anzeigen. Aber den Briff will i unter Haupten legen und wann i stirb, sullts aufkommen, wie es hergangen is.

I bin selben noch ledig gewest und hab die Josefa Halleggerin gern gsechen, ist ihr aber der Alois Peintner

Digitized by Google

nachgeſtiegen und hab nix machen kinnen. Gerauft haben mir eh einmal, iſt der Alois viel ſtirker geweſt und hab mir denkt: Loiſl wart, i bin bein klein Finger ſtirker wie Du mit Deiner Stierkraft! Hat mir der böſ Feind den Gedanken eingeben: derſchießen! Beim Beten, wanns ſein kunnt, han i mir noch denkt, daß er nit in die Höll fahrt, das will i nit. Und wie ſelm der Maibittgang is gweſt und im Finſtern zurückgangen ſein, da kommt mir die Anfechtung: er is dabei, heint is die Gelegenheit. Zuerſt will i von Löwenwirth-Garten aus ſchießen, fallts mir ein: kunntſt gſechen werden, von einem Stallfenſter aus is geſcheiter. Ich will in den Meßner-Kilian ſein Stall, da ſich i, es iſt die Stubenthür offen und Niemand da, ſind All beim Bittgang. Vom Fenſter hinab, denk i, weiß nit wie mir geweſt is, juſt wie ein Hund han i glechzt vor lauter Begier. Alsdann wi ſie kommen ſind, bei den vielen Kerzenlichtern han i den Alois glei gſechen, gleim beim Herrn Pfarrer. I ſetz den Stutzen ins Fenſtereck, ziel an, druck los und lauf davon. Wie es nachher heißt, der Pfarrer wäre derſchoſſen, han i gemeint, i muß mi aufhenken. Seit dem Tag keine ruhige Stund mehr. Auch um die Joſefa is mir nix mehr geweſen und bin wie ein armer Sünder um einander geirrt. Jetz is das Zehrfieber da und weiß wul, daß es bald ein End hat mit mir. Jetz wißts es, meine lieben Leut und kaiſerliches Gericht, und i bitt um tauſend Gotteswillen, laßts den Tuchweber aus: Wie es mir wird gehen in der Ewigkeit, das weiß unſere liebe Frau. Thut's beten fi mi, und daß keinen die Gnad Gottes verlaßt. Heiliger Schutzengel mein, ſteh mir bei.

Thomas Scheidlein.

Dorf Waltershauſen, 30. April 1885."

Digitized by Google

„Unter-Selldorf!" ruft der Schaffner und macht den Schlag auf.

Der Mathias Scholler taumelt ins Freie.

## III.

Daß der Mensch auch das Gehen verlernen kann! Die Füße waren ihm so leicht wie Federkiele, aber entweder sie waren ungleich lang oder es schwankte der Boden, den Oberkörper zog's einmal nach rechts und einmal nach links. Jetzt war's, als wollten diese Füße auf Einen Sprung die Welt durcheilen und jetzt schon zittern sie, als wollten sie einknicken. An der Gemarkung hatte er einen bemooften Zaunstecken abgerissen, in dessen Spalten manches Käferlein nistete, der war sein Wanderstab.

Die Straße stieg sachte bergan, die Baumgruppen standen wie dunkle Flecken mitten im weißen, thauenden Frühlingsnebel. Das ist ja auch wieder eine Mauer, lieber Matthias! — Endlich ging's in den Wald hinein, da spannen die Nebel in den Aesten und die Wipfel stiegen in das Unsehbare empor, auf den Zweigen hingen funkelnde Tropfen und heller Finkenschlag durchklang diese silberweiß schimmernde Nacht.

Endlich war er auf der Höhung, wo der Weg zwischen grünen, von einzelnen jungen Lärchbäumen bestandenen Matten hinzog. „Ist das nicht der Acker des Ferner-Michel?" fragte sich der Wanderer. „Hier ist Korn gestanden in jenem Jahre, als sie mich fortgetrieben haben. Jetzt stehen Bäume da. Die sind mein Kerbholz. So viele Zeit ist man mir schuldig geworden." — Dort war ein Wassertrog, in welchen frisch von der Erde heraus auf einem Rinnlein ein Brunnen

Digitized by Google

rieselte. Wie zu einem Bande geflochtene Krystallfäden, so rann das Wässerlein still und emsig auf der Rinne, und während des kurzen Falles in den Trog drehte sich das breite Bändchen zu einer funkelnden Schnur, als welche die Quelle in den Trog rann. Neben dem Brunnen stand eine Thorschranke und an derselben eine Säule mit der Tafel: „Gemeinde Waltershausen."

Der Matthias hatte sich auf den Kopf des Brunnentroges gesetzt, um zu rasten. Das Haupt mit dem Arm gestützt, so saß er tief gebeugt, fast traumhaft war ihm zumuthe.

Als er nach einer Weile das Haupt hob, erschrak er. Der Nebel war vergangen, ein weiter, leuchtender Garten lag vor ihm und darüber im blauen Himmel — wunderbar! — der Sonnenstern.

Lange mußte der Matthias die flache Hand über die Augen halten. Es vergingen ihm fast die Sinne, die andere Hand senkte er, zu einem Pfannlein gehöhlt, in das Wasser, um sich zu laben. Erst allmählich konnte er es fassen, was das war, rings um ihn. Da lag von schönen Buchen- und Fichtenwaldbergen in weiter blauender Runde umgeben das Thal. Grüne Felder und dunkelnde Schachen und Gärten mit weißblühenden Apfel- und Kirschbäumen. Und mitten durch das glitzernde Band des Flusses, bestanden mit Weiden und Erlensträuchern. — Stattliche Höfe lagen da, unter Obstbäumen halb versteckt, und dort drüben auf sanftem Hügel das Dorf mit dem schlanken, silberschillernden Kirchthurm. Auf das Haupt des Schauenden wehten weiße Blüthen des Schlehdorns, in den Kronen der Ahorngruppe schrie unaufhörlich ein Kuckuck. Allebendig war's ringsum, und doch ein unbeschreiblicher Frieden.

Digitized by Google

Das Thal schien dem Staunenden sich viel weiter gedehnt zu haben, als es ehemals gewesen; sein Blick war zwischen den Mauern enge Verhältnisse gewohnt worden und mehrmals tastete der Mann jetzt mit der Hand hinter sich, als müsse er die kalte Wand greifen.

Ob die Sonne jemals so hell niedergeleuchtet hat auf diese Erde, als an dem Morgen, da der Matthias, von der Festung zurückgekehrt, am Brunnen saß! Auf einmal kam ihm Wasser in die Augen — das scharfe Licht wird Ursache gewesen sein, das scharfe Licht! Jetzt läuteten zu Waltershausen die Glocken. — Wenn man's recht nimmt, dachte der Matthias bei sich, das Glockengeläute wäre ebenso schön als der Vogelgesang, wenn man aber an den Zweck denkt — ach, sie sind noch dieselben, die sie immer gewesen. Guido ist am Ende doch ausgewandert, um sich in einer freien, vorurtheilslosen Gemeinde niederzulassen.

Es drängte den Matthias weiter zu gehen und vollends hinabzusteigen in dieses Thal, dessen Anblick so verschiedenartige Empfindungen in ihm geweckt hatte. Als er an einen Rain kam, wo weiße und schwarze Schafe und Lämmer weideten, wo die Matte mit bebauten Feldern zusammengrenzte und wo Dorngehege blühte, saß am Strauch ein baarfüßiges Hirtenmädchen und flocht aus grünen Zweigen und Hagebuttenröslein an einem Kranz.

„Kleine Magd," redete sie der Matthias an, „was thust Du da?"

Das Kind blickte ihn verblüfft an, sagte nichts und flocht weiter. Er sieht es ja, daß es an einem Kranze flicht.

„Für wen gehört der schöne Kranz?" fragte der Matthias.

Nach einem Weilchen antwortete das Mädchen leise: „Der gehört der Mutter Gottes."

Digitized by Google

Der Mann ſchüttelte den Kopf. Dann wollte er doch dem Kinde eine kleine Gabe reichen; weil er ſonſt nichts hatte, ſo riß er von der Zwilchjacke einen Meſſingknopf los und ſagte: „Schau, kleine Magd, da haſt einen Thaler. Das hohe Gericht iſt ſchuld, daß er nicht von Silber iſt.“ — Und ging weiter.

Als er durch das Dorf ſchritt, blieben die Leute ſtehen und blickten ihm nach. Es waren lauter fremde Geſichter. Er wollte ſeinem Hauſe zu. Als er über den Kirchplatz ging, ſtiegen die Stufen zum Thore zwei Frauen hinan, die Eine trug ein kleines Kind. Der Matthias fragte eine der Frauen, was ſie da vor hätten.

„Was werden wir vorhaben!“ rief ſie ſchier unwirſch, „das kleine Kind wird getauft.“

Wem es angehöre?

„Dem Tuchmachermeiſter.“

So hat er doch das Haus verthan und iſt ausgewandert, dachte der Matthias, und ſind jetzt fremde Leute im Haus, wo ich meine alten Tage verleben hab' wollen. Am Ende gehe ich wieder zurück auf die Feſtung, ſie müſſen mich dort behalten, bis die zwanzig Jahre aus ſind, wie ſie's verſprochen haben.

Begierig, ob wirklich alles noch nach der alten Leier ginge, trat er hinter den Frauen in die Kirche. Am geöffneten Taufbecken ſtand der Prieſter und der Kirchendiener. An den Stufen des mit Blumen und brennenden Kerzen geſchmückten Hochaltares kniete ein noch jugendlicher Mann mit vorgeneigtem Haupte, die Roſenkranzſchnur in der gefalteten Hand; er war verſunken im Gebete.

Unwillkürlich trat der Matthias vor, um dem frommen Beter ins Angeſicht zu blicken. Da ſtieß er ein Geſtöhne aus, es war wie höhniſches Lachen.

Digitized by Google

„Guido!“ rief er und hielt die beiden Hände hin, „recht so! Verspotten muß man sie! Das wirksamste Mittel, sie zur Vernunft zu bringen.“

Guido — er war es ja wirklich — erhob sich und ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Matthias an der Hand und führte ihn ins Freie.

„Ihr seid also wieder da, Vater,“ redete er ihn dort an. Das Wort war trocken wie ein Stück Holz von einem dürren Birnbaum. „Nein,“ fuhr er fort, „wenn Ihr glaubt, daß ich zum Spott vor dem Altare gekniet bin, so irrt Ihr. Ich bin Katholik geworden und lasse eben jetzt da drinnen meinen Erstgeborenen taufen.“

„So ist doch das ganze Gaukelspiel mit mir ein höllischer Traum!“ rief der Matthias und schlug mit der Faust auf seine Stirn.

„Was ist denn da Außerordentliches?“ sagte Guido.

„Setze den Hut auf, Du hast ja schon eine Glatze bekommen,“ sagte der Matthias.

„Und Ihr seid auch sehr alt geworden,“ entgegnete Guido. „Ja, die Zeiten ändern sich und die Leute auch!“

„Und Du wärest wirklich? Sohn, Du wärest wirklich ...?“

„Ich kann Euch nur sagen, der Materiolismus — Gott verdamm' mich! — ist für Unsereinen etwas langweilig. Immer abseits im Schmollwinkel stehen müssen, wenn Andere genossenschaftlich fromm sind und Feste machen, und während sie singen und jauchzen von Gott, Vaterland, Menschenwürde, allein für sich hingrunzen: 's ist alles Vieh. — Ich danke schön! Es mag ja die Wahrheit sein, aber dieser alten, zaunmarterdürren Frau muß man dann und wann einen bunten Mantel umhängen, daß man sich mit dessen Farben und Falten die Zeit vertreiben kann. Und,

Digitized by Google

was die Hauptsache ist, Alter, ein Geschäftsmann muß mit der Menge mitmachen, will er seine Bude nicht zusperren. Bin ohnehin alles verschuldet worden mit Eurem Materialismus. Zweimal haben sie mich gepfändet, und Noth lehrt beten. Seither habe ich wieder Kunden. Wenn ich vor der Leut' Augen in der Kirche fleißig bete, kann ich viel Baumwolle ins Schafwolltuch mischen, viel, sage ich Euch!"

Mit übereinander geschlagenen Armen trat der Matthias einen Schritt zurück und sagte fast leise: „Guido! Du bist ein grundschlechter Kerl geworden."

„Das macht nichts," antwortete der Andere ruhig.

„Der Thomas Scheidlein soll auch so ein Frommer gewesen sein," bemerkte der Matthias.

„Und hat doch auf Leute geschossen, wollt Ihr sagen," setzte der Guido bei. „Ich könnte darauf antworten, daß er aus Frömmigkeit auch Reu' und Leid und sein Bekenntniß gemacht hat. Bedenkt's einmal, wozu der Teufel gut ist. Hätte sich der Mann nicht vor dem Teufel gefürchtet, Ihr säßet noch lange gut auf der Festung. — Wollt Ihr heute noch weiter?"

Dem Alten schnürte es die Kehle zu. — Ob er heute noch weiter will? hat dieser Mensch gefragt, der ihm alles verdankt und der warm in seinem — des Matthias Scholler's Hause sitzt, ohne den alten Mann auch nur auf einen Löffel Suppe einzuladen. Einladen? Hat der Matthias erst auf die Einladung zu warten? Kann er nicht hingehen und von seinem Hause wieder Besitz ergreifen? Warum nicht? Und doch stemmte er jetzt seinen Stock ein und sagte mit unbeschreiblich wegwerfendem Ton: „Ja, ja — ich will heute noch weiter."

Digitized by Google

„Dann müßt Ihr anrücken, sonst wird die Hitze zu groß. Also lebt recht wohl."

Guido wendete sich und ging davon. Ein Weilchen stand der Alte unbeweglich und schaute drein. Plötzlich hob er den Zaunstecken, und mit einer schreckbaren Grimasse schleuderte er ihn dem Ziehsohne nach. Der Stecken schlug unter dessen Füße, Guido stolperte darüber, aber ohne sich weiter darum zu kümmern, ging er seines Weges.

Der alte Matthias — nun war er wirklich alt geworden — wankte ohne Stock zwischen den Häusern hin und aus dem Dorfe. Vor demselben stand am Wege ein Crucifix, das hatte eine Kniebank und ein breites Schirmdach. Der einzige Schatten weitum. Matthias setzte sich auf die Kniebank.

Was er nun machen werde? sann er; da kam ein Gendarm des Weges. Alsogleich packte dieser Arm des Staates den Mann in Sträflingskleidern an. Wieso er in solchem Aufzug hierher käme? Wo er seine Papiere habe?

Nun wußte der Alte, was er machen werde. Er wies seine Papiere nicht vor. Er sagte, er habe nichts.

So ging es nun wieder den Behörden zu. Was sie mit dem Matthias Scholler weiters machen, das ist ihre Sache.

* * *

Dies ist die Geschichte zweier Menschen, die ihre Zeit und das Leben mißverstanden haben. Der Eine ist unglückselig, denn er hat ein Herz; der Andere hat keins, dem kann nichts passiren.



Digitized by Google

# Philippus der Hasser.

Eine Erzählung.

Das war ein Unhold, dieser Philipp in der Lacken, Gott, das war ein Unhold!

Ein Bruder meines Vaters hat noch einen seiner Verwandten persönlich gekannt, und dieser hatte einen Bericht überliefert, der sehr schlimm lautet, weshalb man ihn für wahr halten muß, denn ein Vetter pflegt von seinem Oheim kaum so Arges zu erzählen, wenn er nicht durch einen rechten Grund dazu gezwungen wird. Es mochte aber nur eine Vererbung gewesen sein, der Vetter haßte den Oheim, wie auch dieser ein wilder, ein schrecklicher Hasser gewesen war, und indem er die Leidenschaft des Alten roh verwarf, beging er eigentlich dieselbe Missethat, die er an dem Oheim richtete. Ich übergebe den Bericht ohne viel Zuthat und Ausschmückung dem Urtheile der Gegenwart, begierig zu erfahren, was sie dazu sagen wird.

Der Philipp in der Lacken soll kohlschwarzes Haar und feuerrothen Bart gehabt haben und dieses ungewöhnlichen Aussehens wegen allein schon gefürchtet worden sein. Sein

Digitized by Google

Geschlecht war in dem Thale der Friesen, das breit und fruchtbar ist, uralt angesessen. Der Name „in der Lacken", den es trug, stammte von seinem Hofe her, der wie eine kleine Ritterburg auf der Insel eines großen Teiches stand, damit er geschützt sei gegen die Feinde, von welchen besonders der Philippus rings umgeben war. Die Leute nannten den Teich in verachtender Weise die Lacken, und der Philipp mit seinem Anwesen war ihnen wie die Kröte drin, aber das sagten sie nicht laut, denn der Mann war seines Reichthums und seiner zahlreichen Untergebenen wegen sehr mächtig und sehr böse.

So wie der Philippus das Haar eines Romanen und den Bart eines Germanen trug, so ähnlich mochte auch sein Blut mit den Eigenschaften der beiden Völker gemischt sein. Manchmal, wenn die guten Seiten mehrerer Völker zusammenkommen, giebt es herrliche Menschen; wenn gemischte Eigenschaften sich wieder mischen, entstehen unberechenbare Charaktere; und wenn die schlimmen Neigungen verschiedener Rassen sich vereinen, dann werden Ungeheuer geboren, wie sie aus ungemischtem Blute kaum hervorgehen können.

In Philippus hatte sich vereinigt die religiöse Entartung der Romanen und der Germanen: die Schwärmerei des Katholicismus und die Grausamkeit des Heidenthums. Er war, so bildete er sich selbst ein, strenger Christ, er betete, er fastete, er hüllte sich an Sonn- und Feiertagen in einen grauen Büßermantel, in welchem er sich auf dem Kahne über den Teich rudern ließ und in welchem er in der Kirche nächst dem Hochaltare auf dem Betstuhle kniete. Er übte die strengste Enthaltsamkeit und verlangte solches auch von seinen Untergebenen. Nur Eines vergaß der fromme Philippus, er vergaß die Liebe. Weil er aber doch ein heißes Herz in der Brust



Digitized by Google

hatte, das im Stande war, gewaltig zu pochen, ſo hegte und pflegte er ſtatt der Liebe den Haß. Bei einem harten Oheim ſoll er erzogen worden ſein und nie einen Hauch der Liebe erfahren haben. Alſo ſtand er einſam wie ein ſtarrer Halm auf herbſtlicher Heide. Selbſt die äußere Natur haßte er und wollte ſich an ihr rächen, wenn es regnete im Heuen oder windete in der Kornblüthezeit. Oefter als einmal ſah man's, wie er mit ſeiner Peitſche wüthend in die Luft hineinhieb, daß es pfiff, um Wind und Wetter zu züchtigen, und einmal befahl er es ſogar ſeinen Knechten, daß ſie mit ihren Heugabeln gegen den Regen dreinhauen ſollten. Sie thaten es, kam aber nichts dabei heraus, als daß ſie naß wurden bis auf die Haut. Wo es nicht ſein Vortheil heiſchte, mit Menſchen zu verkehren, da floh er ſie. Lebensluſtige Männer verabſcheute er, liebebedürftige Weiber verachtete er, und Kinder waren ihm eine werthloſe Sache, über die er auf der Gaſſe hinwegſchritt wie über junge Hunde und Kaninchen, die man nur nicht zu Tode tritt, weil die Eigenthümer darob Lärm ſchlagen würden. Philippus war natürlich Hageſtolz geblieben, im Ganzen aber hatte er ſich doch ſo gehalten, daß männiglich ſagen mußte: Er iſt ein Ehrenmann! Gegen ſeine Blutsverwandten, gegen Jedermann, der ihm nichts Uebles that, war er kalt wie ein Stein in der Bergſchlucht; wenn ihm aber Böſes geſchah oder wo er es ſich nur einbildete, daß Jemand ihm Böſes wolle, da begann es zu glühen und zu kochen in ſeinem Gemüthe, ſein Blut ſchoß zurück in die Bruſt, daß ſein Antlitz blaß ward wie Lehm und ſeine Fingerſpitzen kalt wie Eiszapfen. Aber aus ſeinen kleinen Augen zuckte es in grünlichen Strahlen. Und da fiel er vor einem ſteinernen Chriſtusbilde, das unter der Eiche ſeines Hofes ſtand, auf die Knie, klammerte die Finger aneinander zu einer Doppelfauſt, und

Digitized by Google

mit aller Inbrunst des Glaubens flehte er um Rache. In dem schönen Thale der Friesen gab es Leute, die harmlos sich des Lebens freuten in Spiel und Tanz — er haßte sie. In einem Nachbarsdorfe lebte ein alter Mann, von dem die Sage ging, daß er der lutherischen Lehre anhänge. Diesen Mann kannte Philippus gar nicht persönlich, aber er haßte ihn so sehr, daß er nächtelang schlaflos war und darüber nachsann, was er dem Abtrünnigen Schlimmes zufügen könnte. Am meisten aber haßte er einen Karrner. Dieser Karrner war in einem kleinen Eisenwerke desselben Thales angestellt, um mit einem Schubkarren Holzkohlen von dem Schoppen in die Schmiede zu befördern, wofür er einen Taglohn erhielt, von welchem er mit seiner großen Familie sehr kümmerlich lebte. Diesen Menschen haßte der Philippus über alle Maßen. Warum? Hätte er sich gefragt, er würde nicht Antwort haben geben können, denn der Karrner war ein harmloser, sanftmüthiger Mensch, der Niemandem ein Leides that. Aber Philippus hatte den Drang, seinen allgemeinen Menschengroll auf eine Person niederzulegen. Der Karrner war ein armer Mann, noch dazu ein Fremder, vielleicht sogar ein Andersgläubiger, der so leicht nicht einen Anwalt fand. Das fügte sich. Der Karrner Josue war vor Jahren als Fremdling in das Thal gezogen und hatte sich dort eingeheimt. Aber man wußte nicht, woher er kam, und weß Abstammung er sei. Der Philippus war eines Tages zum Richter und zum Prälaten gegangen und hatte die Ausweisung des Karrners begehrt.

„Hat Euch der Mann Unrechts zugefügt?" fragte der Richter.

„Nicht mir allein," rief der Philippus, „uns Allen fügt er himmelschreiendes Unrecht zu, denn er ist da, er zehrt von

Digitized by Google

unſerem Korn, er trinkt von unſerem Waſſer. Warum ſoll den Erwerb, Kohlen zu führen, nicht einer der Einheimiſchen haben? Warum ein Fremdling?"

„Was geht das Euch an, Philipp?" fragte der Richter, „wollt Ihr Euch um die Karrnerſtelle bewerben?"

„Es giebt keine Gerechtigkeit mehr," knirſchte der Philippus, verließ mit knarrenden Schritten das Richteramt und begab ſich zum Prälaten.

Vor dieſem ließ er im Beutel Geld klingen und ſtellte ihm vor, daß der Joſue das Verderben der Leute ſein würde, wenn man ihn nicht fortweiſe, denn er ſei kein Chriſt. Solcher Menſch gebe ein arges Beiſpiel, wie man auch als Unchriſt leben könne, ohne von einem Blitze erſchlagen zu werden, und er gebe das noch weit ſchlimmere Beiſpiel, daß der Menſch ſozuſagen ſeine Pflichten erfüllen könne, ohne Chriſt zu ſein. Wäre der Joſue ein ſchlechter Hund, ein Räuber und Mörder, ſo könne man ihn ganz gut in der Gegend belaſſen als Exempel, was ein Unchriſt ſei. Weil er aber zu den ſogenannten braven Leuten gehöre, eben darum müſſe er fort. „Es darf Keiner brav ſein, der Unchriſt iſt!" ſchrie Philippus.

Der Prälat lächelte ein wenig. Dann ſagte er: „Lieber Philippus! Euer Eifer um die Ehre der chriſtlichen Kirche iſt ganz löblich, vorerſt aber wird es nöthig ſein, daß Ihr ſelber Chriſt werdet. Prallet nicht auf, mein Freund! Ihr ſeid vom hölliſchen Haßteufel beſeſſen, und Chriſtus, unſer Herr, hat geſagt, liebet euch untereinander, liebet auch eure Feinde! Darin unterſcheidet ſich ja eben unſere Religion von den Religionen der Heiden und Juden, daß ſie Liebe iſt, lautere Liebe. Darum eben iſt die chriſtliche Religion göttlich, darum verwandelt ſie in ihrer Hand den Stein zu Brot und

Digitized by Google

das Brot in den Leib des Herrn, weil sie lautere Liebe ist. Darum verwandelt sie den thierischen Menschen zum sittlichen, zum hochgesinnten, uneigennützigen, opferfreudigen Kinde Gottes, weil sie lautere Liebe ist und Liebe verlangt überall. Viele Tausende von Jahren bestand das Menschengeschlecht vor Christus schon; zahllose Religionen lebten auf, gingen nieder, in den Menschen war das Gesetz des Eigennutzes, des Hasses, der Rache oder des stumpfen Hinsiechens an Herz und Geist. Da kam unser himmlischer Christ mit der Liebe. Und keine Religion hat die Menschen so hoch gehoben, als die christliche; die Milde, das Wohlwollen, der Friede, die Weltfreude auch, und das irdische Glück in seiner reinen Form, die ganze menschliche Gesittung, die in den Besten der Gegenwart Ausdruck findet, all das ist ein Werk des Christenthums. Der Christ haßt das Laster, die Verworfenheit als den bösen Feind, aber den Menschen als solchen, sei er wer immer, den haßt er nie. — Nein, lieber Philippus, der Josue ist ein fleißiger Arbeiter, ein braver Mensch, so viel ich weiß, der Niemandem etwas Böses thut, den wollen wir nicht verjagen. Wollt Ihr ihm schon zeigen, daß der Christ höher stehen kann, als etwa der Heide, so geht hin und schenkt ihm einen Beutel mit Geld für seine armen Kinder."

Sehr erbost verließ der Mann den Priester, die Treppe herab noch wiederholt das Wort „Pfaffe!" murmelnd. Wußte er doch, daß in den alten Schriften, die er besaß, ganz Anderes zu lesen stand. Die Zauberer, die Hussiten, die Juden, die Lutherischen verbrannt auf dem Scheiterhaufen! Das waren noch schöne, gottwohlgefällige Zeiten.

Unterwegs mußte Philippus an dem Eisenwerke vorbei; auf der Brücke des Hammerbaches begegnete er den Karrner

Digitized by Google

Josue mit der Kohlenladung. Mit heftigem Stoße prallte er an ihn, so daß der Karrner über die geländerlose Brücke in den Bach stürzte. Dann eilte er leicht wie auf Flügeln davon und rieb sich die Hände und ein Wohlgefühl war in ihm, wie er es noch selten genossen hatte.

Aber am dritten Tage, als er das Begräbniß des ertrunkenen Josue erwartete, ward Philippus zum Richter gerufen und dort stand der Karrner lebendig und ganz wieder trocken. Der Josue klagte ihn an. Natürlich war es nicht absichtlich, sondern ganz zufällig geschehen, daß er auf der Brücke an den Karrner gestrichen, der mit seiner ungebührlich breiten Fuhr die ganze Brücke eingenommen; der Karrner sei aber ein so maßlos boshafter Mensch, daß er absichtlich in das seichte Wasser gesprungen sein müsse, um nachträglich zu behaupten, er wäre hinabgestoßen worden. Nicht allein, daß er, Philippus, vollkommen frei von Schuld sei, verlange er auch eine Züchtigung dieser niederträchtigen Creatur.

Der Richter war aber von der eigentlichen Gesinnung Philipp's so überzeugt, daß er ihn auf drei Wochen in den Kerker führen ließ wegen muthwilliger Gefährdung des Lebens eines Anderen.

Das ist dem Philippus, genannt Philipp in der Lacken, passirt. Nun kann man sich denken, daß sein Haß und seine Rachgier im kühlen, feuchten Aufbewahrungsorte nicht verkümmerten, und in der That, als er wieder an das Sonnenlicht kam, war er abgemagert bis zum Gerippe und sein langes schwarzes Haar und sein langer rother Bart war wirr und wüst und stellenweise schimmelig. Das Fasten und das harte Lager konnten ihn nicht so heruntergebracht haben, denn derlei Bußübungen waren ihm nicht fremd, aber der Haß! Der Haß, dieses Ungethüm, hatte, als es an fremden

Digitized by Google

Körpern nichts zu beißen fand, sich gegen den eigenen gekehrt und in demselben unbarmherzig genagt und gewüthet. Philippus zog sich zurück auf seinen Hof in der Lacken und ließ sich lange nicht mehr sehen. Er las in seinen alten Schriften, und weil das „Vaterunser" und „Avemaria" ihm viel zu matt und weich schienen, so erfand er sich für seine Person eigene Gebete, die er an jedem Morgen und an jedem Abende mit größter Inbrunst sprach. Das Gebet war voller Kraft und Gluth, es lautete:

„Herrgott, Allmächtiger im Himmel! Strafe die Unchristen und die Fremdlinge und die Kinder der Welt und alle meine Widersacher. Strafe meine Feinde. Zermalme sie mit Deiner Faust, zertritt sie mit Deinem Fuß, daß das Eingeweide fahr' aus ihrem verfluchten Leibe. Ich bete Dich an, o heiliger Gott! Rächer! Ich stifte der Messen sieben auf ewige Zeiten und Lichter aus reinem Wachse sollen brennen vor Deinem Tabernakel! Laß Dein rosenfarbiges Blut nicht umsonst geflossen sein für mich, tödte meine Feinde! Gieb, daß sie erblinden im Walde und in den Abgrund stürzen! Sende Deinen Blitz an die Thore ihrer Häuser, daß sie den Ausweg nicht finden und im Feuer umkommen! In ihr Trinkwasser gieße die Pest! Rufe die Kriegsheere der Erde, daß sie metzelnd Dein Reich befreien von dem Unzücht! Herrgott, mich, Deinen treuen Diener, lasse nicht zu Schanden werden. Amen."

Also war die Andacht Philipp's, aber es war ihm leichter, nur so lange er betete; denn es geschah nichts von Allem, was er erflehte und er fühlte sich tief bekümmert, seine Wuth war nichts als die Waffe des Ohnmächtigen.

Seine Verwandten, sein Gesinde sah, wie Philippus immer finsterer ward, aber sie wagten nichts, um ihn fröhlicher zu machen. Im Hofe auf dem Teich hörte man

Digitized by Google

kein Jauchzen und keinen Gesang und kein frohes Lachen. Nahe dem Lackenhofe, am Ufer der Insel stand ein alter Eichbaum, der weitum den Platz und das Wasser überschattete und eine Dämmerung legte auf den Rasen. In dieser Dämmerung stand ein altes Kreuz mit einem steinernen Christus. Dieses Kreuz hatte neun Querbalken, wovon der vorletzte nach oben als der längste die Arme des Heilandes trug. Das Kreuz ragte hoch zum Geäste auf und die Gestalt war lebensgroß. Es war vor Zeiten draußen in dem großen Walde gestanden, welcher unter dem Namen der Kürlingerwald im ganzen Lande berüchtigt ist. Es hatte nämlich in demselben vor Jahren eine große Räuberbande ihr Unwesen getrieben, Reisende ermordet und war oft hervorgebrochen, um Meierhöfe und ganze Schlösser auszuplündern. Eines Tages wurde in dem Kürlingerwalde ein durchfahrender Hochzeitszug, bestehend aus neun Personen, ermordet. Der Räuberhauptmann wollte die schöne Braut entführen, der Bräutigam schoß ihn nieder, worauf sich ein Gemetzel entspann, dem der ganze Festzug unterlegen war. Zum Gedächtnisse hatte man das neunbalkige Kreuz aufgestellt. Später, als der größte Theil des Waldes der Axt zum Opfer gefallen war und das hohe Kreuz herren- und schattenlos auf dem Riede stand, nahm der Philippus davon Besitz, führte es in seinen Hof, stellte es dort auf unter dem Eichbaum und verehrte es hoch. Man sagte aber dem Manne nach, daß er dieses Kreuz weniger des Heilandes wegen ehre, als vielmehr ob der blutigen That, deren Erinnerung daran geknüpft war.

Unweit des Teiches standen mehrere Meierhöfe, die dem Philippus zu Eigen waren, und zu denen sein Gesinde täglich auf großen flachen Kähnen über das Wasser fuhr. Auch

Digitized by Google

Getreide, Heu, Holz und andere Dinge wurden mittelst solcher Kähne über den Teich in den Wohnsitz geschafft. Der Teich lag da wie ein See und hatte dort, wo die Schleuse das Wasser hereinließ, eine lange Zunge in das Gelände hin. Als Philippus eines Tages unter dem Eichbaum vor dem Kreuze kniete, fiel sein Blick auf diesen Canal hinaus und sah, wie dort zwischen Erlen und Silberweiden zwei Knaben standen und mit kurzen Stäben Fische angelten. Dem frommen Manne blieb das Gebet im Munde stecken, er erhob sich langsam und strengte seine Augen an, daß er die Fischdiebe erkenne. Er erkannte sie, es waren die Söhne des Karrners Josue, die er beim Vorübergehen an ihrer Hütte schon oft mit den Augen gespießt hatte. Ein heißes Lustgefühl stieg in ihm auf, eilig holte er vom Hause einen Feuerhaken und einen Strick, damit ging er zum Landungsplatz und ruderte auf einem Kahne hinaus. Aber die entgegengesetzte Richtung, er wollte dann hinter den Uferbüschen die Knaben anschleichen, sie an sich reißen, binden und in den Hof schleppen, um sie zu strafen, das heißt, den Haß zu befriedigen, der in ihm gegen den Karrner mit gesteigerter Heftigkeit brannte. Als er jedoch an die Stelle kam, waren die Kinder nicht mehr dort. Tiefen Mißmuthes voll kehrte er zurück auf den Hof und gab seinen Knechten den Auftrag, wenn ihnen von den diebischen Karrnerleuten Eines unter die Hände käme, dasselbe ihm zu überliefern, ob lebendig oder todt, der Lohn sei zwölf Silberthaler und ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch.

Da war es eines Abends im Erntemonat. Den ganzen Tag über hatten die Kähne verkehrt zwischen den Meierhöfen und dem Wohnsitze im Teiche. Es gab schwere Garbentrachten und Philippus freute sich. Es war ein Hagelwetter

Digitized by Google

niedergegangen in der Gegend, er freute sich, daß der Himmel seine Felder verschont hatte, aber noch mehr freute er sich, daß er die seiner Nachbarn verheert hatte. Und diesem Freudentag folgte ein würdiger Abend. Mit der letzten Garbenfuhr brachten drei Knechte einen Mann mit, der auf den Garben ausgestreckt lag und um Erbarmen wimmerte. Er war mit Strohwinden an Händen und Füßen gebunden, es war der Karrner Josue.

Als Philippus gehört hatte, welch ein werther Gast angefahren gekommen wäre, stellte er sich, die Hände in den Taschen des Beinkleides und mit ausgestemmten Füßen ans Ufer und sah mit großem Behagen zu, wie die Knechte den Gefangenen zu Häupten und zu Füßen packten, um ihn abzuladen. Mit einer Schwenkung des Kopfes deutete er gegen den Eichbaum hin, sie thaten nach Befehl und vor dem Kreuze warfen sie den Karrner zu Boden.

„Herr und Vater!" so begann nun einer der Knechte zu berichten. „Wir haben ihn ertappt. Des Meierhofes Haushahn hatte er gestohlen und getödtet und verzehrt. Wir haben den armen, lieben, schönen Vogel seit dem Morgen nicht mehr gesehen. Aber am Nachmittage haben wir Federn gefunden hinten im Schachen, und nicht weit davon den Karrner, der eine solche Feder auf dem Hute getragen. Er wollte vorüberhuschen, aber wir haben ihn abgefangen, er hat geleugnet, aber wir haben ihm nicht geglaubt. Wir haben den Dieb und Mörder des unschuldigen Thieres zu Dir gebracht."

„Einer bekommt nur vier, weil Euer Drei sind," sagte Philippus zu den Knechten, „das Gebetbuch sollt Ihr abwechselnd benutzen. Bleibt nur da. Wir haben heute einen heiligen Feierabend. Nachher werden wir Wein trinken.

Digitized by Google

Zuerst müssen wir eine Abendandacht halten und dem Herrgott ein Opfer darbringen vor dem Kreuze."

Diese Worte waren in einer so seltsamen Art und Weise gesprochen, daß die Leute einander mit Befremdung ins Gesicht schauten. Philippus, ohne den Gefesselten, der auf dem Rasen sich wand, zu beachten, kniete hin vor das Kreuz, streckte die beiden Arme gegen Himmel und hub an, so zu beten: „Gerechter Gott, ich danke Dir, Du hast mich erhört. Du hast meinen Feind gelegt in die Gewalt meiner Hände. Dein ist die Rache, und nach Deinem heiligen Willen will ich meine Feinde lieben. Ich thue ihm kein Leid aus Haß, ich tödte ihn nicht aus Rache. Ich liebe meinen Feind und werde ihn küssen, ehe er geopfert wird dem himmlischen Vater. Herrgott! Du bist nicht der Judengott, der das Opfer Abraham's verschmäht hat, Du bist der Christengott, der das blutige Opfer seines eingeborenen Sohnes angenommen hat zur Versöhnung. Mein himmlischer Vater! Ich bin nicht der hoffärtige Pharisäer, der an Deinem Altar steht, ich bin der demüthige Zöllner, der sein Angesicht verhüllt und betet: Herr, ich habe gesündigt. Nimm für alle meine Sünden dieses Opfer und verzeihe mir und gieb mir ein langes Leben und eine glückselige Sterbestunde und die ewige Seligkeit. Amen."

Mittlerweile war es dämmernd geworden. Am Himmel lag eine rauchbraune Wolkenschicht, nur am Gesichtskreise gegen Sonnenuntergang war ein glühendrother Streifen schnurgerade hingezogen, wie ein Spalt zwischen Wolken und Erde, durch die das Abendroth hereinleuchtete. Vom Hause hatte sich bald alles Gesinde versammelt um den Eichbaum und Manchem begann unheimlich zu werden.

„Mein lieber Mitbruder im Herrn," so redete Philippus nun den Karrner an. „Heute finden wir uns vor

Digitized by Google

einem anderen Richterstuhle, als dazumal. Ich hege keinen Groll gegen Dich, ich wünsche, daß Du die ewige Seligkeit erlangest und fordere Dich auf, Deine Sünden zu bereuen."

„Herr Philippus, ich weiß nichts von dem Hahn!" entgegnete der Karrner, seine Stimme war heiser; „ich habe ihn nicht gestohlen. Ich bin auf einem Botengange zum Schmied in Siebenbrücken nur vorbeigegangen an dem Meierhofe. Sie haben mir die Federn vom Hahn gezeigt, ich sagte aber, das sind keine Hahnenfedern, das sind Geierfedern, wovon ich eine auf den Hut gesteckt, und ich weiß nichts vom Hahn!"

Philippus streichelte mit seinen knochigen Händen sich den langen rothen Bart. Dann sagte er zum Gefangenen: „Du zwingst mich auch noch, daß ich Dich als Lügner strafe. Du weißt es wohl noch nicht, wie meine ehrwürdigen Vorfahren den Lügner gerichtet haben? Du sollst es aber sogleich erfahren. — Junge!" so wandte er sich an einen halberwachsenen Burschen, „gehe in meine Stube und hole die schwarze Tasche heraus."

Die Verblüffung der Anwesenden wuchs. In früheren Jahren war Philippus ein beliebter Metzger gewesen. Hatte es in der Nachbarschaft und selbst weiter um im Thal etwas zu schlachten gegeben, so wurde Philippus dazu gebeten; dieser Mann warf mit einigen Schlägen jeden Ochsen hin, und das Schwein war auf seinen wohlgezielten Stoß augenblicklich todt. Als aber Philippus später bei zunehmendem Alter und bei gesteigertem Grolle gegen alles anfing, sich an den Qualen der Thiere zu ergötzen, machte er die Sache umständlicher und richtete es manchmal so ein, daß das Opfer noch zuckte, wenn er ihm die Eingeweide herausriß.

Digitized by Google

Da meinten die Leute, er solle daheimbleiben auf seinem Lackenhof, sie wollten ihre Metzgerei schon selbst besorgen. Also mußte er sich begnügen mit den Freuden, die das Metzgern in seinem eigenen Hause bot. In der schwarzen Ledertasche, um welche der Junge jetzt geschickt worden war, befanden sich die Schlachtwerkzeuge.

Weil es nun dunkel geworden war, ließ Philippus zwei Fackeln anzünden, deren Träger zur rechten und zur linken Seite des Kreuzes stehen mußten. Der schwarze Pechrauch qualmte empor zum steinernen Bilde des Gekreuzigten, das Antlitz manchmal verhüllend vor dem rothen Scheine. Philippus öffnete die Tasche, er that es langsam, mit feierlicher Geberde, doch das leise Zittern seiner Hand verrieth eine innere Leidenschaft. Das erste, was er hervorzog, war ein schweres Beil; dann kam ein wuchtiger Eisenring mit scharfen Kanten, hernach ein langes scharfes Messer. Der Gefesselte begann beim Anblick dieser Dinge zu beben am ganzen Körper, die Zuschauer wurden blaß vor Entsetzen. In den Mienen des Philippus war ein unheimliches Zucken, in seinen grünlichen Aeuglein ein grauenhaftes Leuchten. Der Oberknecht flüsterte zu seinem Kameraden: „Er ist wahnsinnig geworden!" Zögernd trat der Knecht zu Philippus vor, berührte ihn ein wenig am Arm und sagte leise: „Herr und Vater! Wäre das so gemeint? Peitschen, wenn Ihr wollt, aber so nicht. So nicht. Es ist ja nur ein Hahn gewesen, ein altes werthloses Thier. Wir führen ihn zum Gericht, wenn Ihr wollt, heute noch. Dort sollen sie den Dieb bestrafen. Lieber er zum Gericht, als Ihr...."

Philippus bäumte sich langsam empor. „Was geht das Dich an!" sagte er dumpf und rauh. „Ich werde vor dem irdischen Richter stehen, ich weiß es, sie werden mich ver-

Digitized by Google

urtheilen. Jedoch mein himmlischer Richter wird mir um dieses Opfers willen gnädig sein. Richtet ihn auf!"

Nach diesen Worten ergriff er mit beiden Händen das Beil. In demselben Augenblicke krähte ein Hahn.

„Das ist er! Er ist es!" Rief Alles untereinander und deutete auf einen Söller hin, wo das Thier nun saß. „Er ist nicht getödtet worden, er kräht! Er ist auch nicht gestohlen worden, da oben sitzt er!"

„Es muß ein anderer sein!" sagte Philippus.

„Nein, nein, es ist der vom Meierhof. Mit einer Garbenfuhr muß er herübergekommen sein auf die Insel. Es ist unser Hahn, wir kennen seine Stimme und der Karrner ist unschuldig!"

„Und sterben muß er doch!" sprach Philippus, mit gehobenem Beile dem Hingestreckten nahend. Jene drei Knechte, die den Karrner gebracht hatten, rissen den Wüthenden nach rückwärts. Er fluchte, daß die Blätter zitterten auf dem Eichbaum, er fluchte, daß das Kreuz erbebte in seiner Grundfeste; wüthend, rasend wehrte er sich vor seinen eigenen Knechten. Es half nichts, sie warfen ihn zu Boden und entwanden ihm die schreckliche Waffe. Der Jungknecht erfaßte das Schlachtmesser, schnitt an dem Josue die Strohwinden entzwei, führte den also Befreiten eilig zum Ufer hinab, machte den zur Stelle stehenden Kahn frei, und nun glitt der Karrner hinaus — gerettet.

„Gerettet!" schnaufte Philippus, sich mit gewaltigem Grimme von den Armen seiner Knechte loßreißend, das Messer erfassend und hinabstürmend zum Ufer. „Gerettet? Davor behüte mich der allmächtige Gott! Sterben muß er!"

Aufrecht wie er war, lief er ins Wasser hinein, der schwarzen Masse des Fahrzeuges nach, welches eben vom

Digitized by Google

Ufer abgestoßen hatte. Der Karrner sah noch die Gestalt des Verfolgers und in dessen Hand das Blinken des Messers, er sah, wie die Gestalt mit jedem Schritte, den sie nach vorwärts that, tiefer ins Wasser sank, bis endlich nur mehr das dunkelbemähnte Haupt über demselben war. Aber dieses dunkle Haupt glitt heran und rasch heran, so sehr der des Ruderns unkundige Karrner auch die Schaufel einsetzte und vorwärts strebte. Er hörte das schnaufende, gräßlich wüste Fluchen des Verfolgers, er sah, wie manchmal neben dem Haupt aus dem Wasser ein Arm sich hob mit dem Messer. Der Mann schwamm nicht, das war zu merken, er hatte noch Grund unter den Füßen. Also floh das Fahrzeug vor der schwarzen Kugel, die auf der Oberfläche des Wassers nachzurollen schien. Der Karrner dachte an sein armes Weib, an seine Kinder, er rief die Mutter Gottes an um Hilfe in solcher Noth, mit aller Macht die Fluthen schlagend. Und siehe, der dunkle Punkt des Hauptes tauchte tiefer und tiefer hinab — noch ein Sprudeln und Gurgeln des Wassers, dann war der Verfolger verschwunden.

Der Karrner erreichte das andere Ufer, sprang aus und lief davon wie neu geboren, neu dem Leben wieder geschenkt.

Die Nacht währte lange. Im Lackenhof war keine Ruhe. Als es morgen ward und der Hahn krähte, suchten sie nach dem Hausherrn. Man fand ihn nicht auf der Insel und nicht drüben im Meierhofe. Die Sonne stand schon hoch, als er unten, wo der Teich in ein Bächlein abfloß, ausgestoßen wurde. Das lange schwarze Haar voller Schlamm, der lange rothe Bart voller Schlamm und Schaum, im verglasten Auge keine Gluth mehr — der Haß war erloschen mit dem Leben.



Digitized by Google

Das ist die Geschichte von Philippus dem Hasser. Warum sie erzählt worden ist? Aus Vorwitz nicht, aus Lust zum Fabuliren nicht. Auf ihrer Stirn deutlich zu lesen steht der Grund. Sie ist erzählt worden dem häßlichen Hasse zu Trotz und der lieben Liebe zu Liebe.

Digitized by Google

# Karl der Große.

## Ein Wunderliches aus dem Dorfe.

Karl Oberbergbreitebner war so groß, daß der Witz seiner Dorfgenossen zwei aus ihm machen wollte, einen Langen und einen Dicken. Wäre noch auf einen Dritten etwas übrig geblieben, so hätte ich für einen Klugen gestimmt. Karl's Gehirn war entweder so klein, wie bei einem Huhn, oder so groß, wie bei einem Büffel. Doch hatte er sein Lebtag nie etwas Dummes gesagt, denn er sprach nicht viel, hatte kaum etwas Albernes gedacht, denn er dachte nicht, er handelte bloß. Er hätte aber auch das tollste Zeug schwatzen können, seine Körperstärke war so groß, daß er kaum viel Widerspruch erfahren haben dürfte. Zwei derbe Arme sind eine doppelte Beweisführung.

Karl war der Sohn des Dorfschneidermeisters, hatte das ehrsame Handwerk des Vaters gelernt und ging mit diesem, einem kümmerlich kleinen und hageren Männlein, auf der Ster um, von Hof zu Hof. Seit sein Karl groß geworden war, konnte das Meisterlein die entlegensten Höfe auch zur Winterszeit bei Schnee und Sturm besuchen. „Pack



Digitized by Google

mich, Karl!" ſagte er, und Karl nahm ihn auf den Rücken oder unter die Achſel und trug ihn gemächlich bergauf und thalab; doch mußte der kleine Alte dem großen Jungen fortwährend den Weg zeigen und ihn auf denſelben dahinleiten. Karl konnte nicht Kleider anmeſſen, nicht zuſchneiden, überhaupt ſelbſtſtändig nichts fertig machen. „Das nähe!" ſagte ſein Vater, und er nähte es, aber auch um keinen Stich mehr und keinen weniger. „Das bügle!" ſagte ſein Vater, und wenn er ihm eine lebendige Katze hingehalten, ſo hätte er ſie gebügelt. Wozu das Nähen und wozu das Bügeln? Ich glaube nicht, daß Karl jemals auch nur im Gedanken darnach gefragt hatte. Warum auch?

Aber die Leute ſchätzten ſeinen Werth. Wenn irgendwo ein großer Holzblock zu ſchleifen, ein ſchwerer Stein zu wälzen oder eine Kohlentracht zu ſchleppen oder eine andere Laſt zu bewältigen war, ſo ſchickte man nach dem Schneider. Eines Tages hatte unten in der Engſchlucht des Richterbauers Kuh gekalbt. Karl Oberbergbreitebner ward erſucht, daß er hinabgehe und das Kalb den ſteilen Hang heraufträge. Er nahm einen großen Kohlenkorb, ſtieg in die Schlucht, und brachte das Kalb und die Kuh. Sie wollten nicht auseinander, meinte er, und ſo habe er ſie gleich beide genommen.

Da kam eines Tages eine Stadtherrſchaft ins Dorf gefahren, mit der Abſicht, den Hochſtandel zu beſteigen. Nun war aber der Hochſtandel ein ſtattlicher Berg und die Dame der Herrſchaft eine ſtattliche Frau, ein Gleich und Gleich, das ſich nicht gerne geſellt. Ein alter, magerer Herr und die zwei munteren Töchterlein waren muthig, die ſtattliche Frau jedoch ließ Umfrage halten nach einem Wagen, um auf den Hochſtandel zu fahren. Wägen leide der Berg nicht, wurde

Digitized by Google

ihr gesagt, Maulthiere, Esel oder dergleichen zum Reiten seien auch nicht vorhanden, hingegen lebe im Orte ein Schneider, welcher die Stelle genannter Vierfüßler recht gern übernehme und die Frau auf den schönen Berg tragen wolle. — Ein Schneider! Die vierfältige Herrschaft rümpfte die Nase, ließ aber doch den Mann holen. Dieser erschien mit seinem riesigen Kohlenkorbe, dessen Boden er mit Reisig bedeckt hatte, so daß ein gar einladendes Nest ward. Als ihm dargethan ward, um was es sich handle, nahm er zuerst den großen Pack mit Eßwaaren, legte ihn hinein, dann nahm er ohne Umstände die Dame und hob sie in den Korb; nahm hierauf eines der Fräulein und hob sie in den Korb, nahm hernach das andere Fräulein und hob sie in den Korb. „So," murmelte er, „jetzt thut sich's, jetzt brauch' ich nur noch etwas zum Festkeilen." Nahm auch den alten Herrn her und steckte ihn zu seiner werthen Familie in den Korb. Dann packte er sich die ganze Bergpartie auf den Rücken und stieg langsam an.

Die beiden Stadtfräulein gehörten zur Gattung der Backfische, sie fürchteten sich daher gleich anfangs vor dem Riesen und hatten Angst davor, daß er sie unterwegs ermorden würde. Das Ungethüm zeigte sich jedoch überraschend harmlos, es ging mit dem Rückkorbe sachte den sonnigen Hang hinan und pflückte Erdbeeren. Ohne mündliche Artigkeiten warf er zwei Erdbeersträußchen hinter sich in den Korb. Die Fräulein verstanden das so, als sollte es für sie eine kleine Aufmerksamkeit sein, sie naschten daher die Beeren von dem Strauß und überlegten Jedes für sich, ob man sich in diesen gewaltigen und doch so netten Mann nicht verlieben könne? Mittlerweile wimmerte die Frau Mama in ihrer Einpfropfung und der Herr Papa hielt eine Vorlesung über die Naturkraft.

Digitized by Google

Nach drei Stunden waren sie dort, wo es nach allen Seiten abwärts geht, und wo man stehen muß, wenn man nachträglich will sagen können, wir standen zweitausend Meter hoch über dem Meere. — Karl Oberbergbreitebner ging immer vorwärts, als ob er ohne Säumen in die freien Lüfte weiter steigen oder auf der anderen Bergseite wieder hinabgehen wollte. Die Bergpartie im Korbe mußte ihm ein vierfach donnerndes Halt! zurufen, bis er stehen blieb. Also stellte er den Korb auf das Gestein, die Insassen stiegen mit vieler Umständlichkeit aus und rieben sich die Beine. Während Karl zurückblieb beim Korb, suchte die Herrschaft den schönsten Aussichtspunkt, und das würdige Oberhaupt erklärte die Fernsicht. Sie wäre furchtbar hübsch, erklärte Frau Mama, während die Fräulein auf Steinblöcken saßen und in ihre Tagebücher kritzelten, wie das reizend gewesen wäre auf dem Hochstandel, ein junger schöner Mann habe sie Alle zusammen hinaufgetragen, oben hätten sie dann die Aussicht angesehen und einen guten, reichlichen Imbiß eingenommen.

Auch Frau Mama erinnerte sich daran, daß es Zeit wäre zum Imbiß, und sie riefen den Karl, der hinter einer Felswand gelegen war, daß er mit dem Korbe herüberkommen solle. Karl kam mit dem Korbe herüber, aber es war nichts drinnen, als Reisig.

„Wo ist der Pack mit den Speisen?" fragte die Dame.

Karl schaute sie mit einigem Befremden an und antwortete: „Der Pack? Der ist nicht mehr."

„Um Gotteswillen, er war ja im Korbe!"

„Ich habe ihn herausgethan," sagte Karl.

„So hole ihn!"

„Er ist halt nicht mehr."

„Was ist mit ihm geschehen?"

Digitized by Google

„Weiter nichts," antwortete Karl, „aufgegessen habe ich ihn schon."

„Ungeheuer!" Ein vierfacher Schreckensruf war's, gräßlich genug, daß Karl der Große vor Grauen umfallen konnte; aber er stand. Ganz ruhig und schlicht stand er da und blickte so treuherzig drein, als ob nichts geschehen wäre.

Die Fräulein fielen den Eltern um den Hals und riefen: „Vater! Mutter! Wir müssen Hungers sterben auf diesem Berge!"

Nun war Karl schier verzagt und meinte, er habe nicht gewußt, daß das Essen für die Anderen wäre. Sie sollten aber nur rasch wieder in den Korb steigen, daß er sie hinabbringen könne, bevor sie ganz verhungerten.

Na, das war doch klug! Und also ist es auch geschehen. Da die Herrschaft glücklich in das Dorfwirthshaus zurückgekommen war und der Papa den Karl nach dem Trägerlohn fragte, bedeutete der Große, es sei nichts, es zahle sich nicht aus.

Es waren sehr vornehme Leute aus der Stadt, und so gering waren sie in ihrem Leben nicht geschätzt worden, als von diesem Schneider.

Wenn Karl sechs Tage lang bei der Nadel gesessen war, wußte er am Samstag nicht mehr, wohin mit seiner Kraft. Da fiel es ihm ein, daß es eine ganz gute Erholung sein müsse, wenn er am Sonntag Steine auf den hohen Standel tragen würde. Die Steine waren vom Berge ja herabgekollert, weshalb sollten sie nicht wieder hinaufgetragen werden? Als er jedoch mit seiner Ladung zu den Almen hinaufgekommen war, brach der Kohlenkorb, und die Steine kollerten wieder thalwärts. Als sie in hohen Sätzen dahinsausten und bei ihrem Auffallen tief in den Boden schlugen, daß hier Sand

Digitized by Google

emporſprang, dort Funken aufſtoben, erſcholl ein heller Schrei. Karl blickte hin und ſah eine kleine Sennerin, die Gras ſchnitt. Das Dirnlein war ſo niedlich und zart, daß die Arbeit nur mit Mühe und Anſtrengung von ſtatten ging. Nun geſchah es, daß Karl zu ihm hintrat, aber nicht um die Kleine in den Sack zu ſtecken, ſondern um unter Stottern und Mühen zu fragen, ob ſie ſein Schatz ſein wolle?

Das Dirnlein antwortete natürlich, daß er ihr für Einen zu viel ſei, und daß ſie Zwei nicht brauche.

Als ſie hernach in die Sennhütte ging, ſchlich ihr der Große trotzdem nach. Aber als er zur Thür kam, da plagte es. Dieſe war nicht allein viel zu niedrig, ſondern auch viel zu ſchmal; er wand ſich zwar hinein, aber die Thürpfoſten ächzten. Drinnen ſtand er mit tiefgebeugtem Haupte vor der Kleinen, denn aufrecht ſtehend hätte ſein Kopf durch die morſchen Bodenbretter ein Loch gebohrt hinauf in den Dachraum, wo das Heu war. Alſo in demüthiger Haltung fragte er ſie noch einmal, und ſie antwortete ihm ſpottweiſe, ein Schneider ſei ihr zu windig.

Karl ſetzte ſich ruhig auf einen Schemel, da knickte dieſer ein, mit zwei Füßen zugleich, und Karl der Große lag mit gekrümmten Beinen ungefüg auf der Erde. Die Sennerin war ein geſcheites Dirnlein und dachte: Die ſchwerſten Baumſtämme können ihm nichts anhaben, und ein armſeliges Fußſchemlein bringt ihn zum Falle. So ſteht es mit dieſen ſtarken Männern. — Sie foppte ihn weiter, da meinte er lächelnd, er würde ihr noch einmal etwas Schlimmes anthun, wenn ſie ſo arg gegen ihn wäre.

„Haſcherlein, was kannſt denn Du mir anthun?“ fragte die Kleine den Großen.

Digitized by Google

„Ich?“ sagte er, „dieweilen Du einmal auf der Wiese bist, trag' ich Dir Deine Hütten davon. Christel, was thust denn nachher, he?!“

„Ja,“ rief sie, „nachher lauf' ich Dir mit einer Brennessel nach, bis Du die Hütten fallen laßt!“

Karl schwieg. Vor Brennesseln hatte er immer Grauen empfunden und er beschloß, das Dirnlein nicht mehr zu reizen.

„Nein, ich thu' Dir nichts,“ sagte er gutmüthig, „mich kränkt es recht, daß Du mich nicht magst, aber thun thu' ich Dir deswegen doch nichts.“

„Da bist Du wohl brav,“ antwortete sie, „und hat auch der Elephant zur Mücke gesagt, die lustig in den Lüften summt: Mücklein, fürcht' Dich nit, ich thu' Dir nichts. — Bist wohl brav, Karl!“

„Sie hat gesagt, ich bin brav. So mag sie mich ja.“ — Mit diesem tröstlichen und wirklich logischen Gedankenanflug stieg er vom Berge herab.

Als das Gerede umging, der Schneider Karl wolle heiraten, rief sein Vater, das Meisterlein: „Wie kann denn der heiraten! Kann ja kein Weib ernähren.“

„Wer eins ertragen kann, wird auch eins ernähren können,“ antwortete der Pfarrer, welchem Heiraten, Kindstaufen und Todesfälle stets willkommen sein durften.

„Er kann nichts als tragen, ziehen und schieben,“ gestand der Vater.

Hierauf ein Bauer: „Das ist ja genug. Kann mein Ochse auch nit mehr und baut mir doch den Acker an. Halt geleitet muß er werden.“

Wie? Der Karl Oberbergbreitebner will sich beweiben? Da wollen wir den baumstarken Kerl doch besser nutzen. Soldat werden! sagt die Militärbehörde, Vaterland ver-

Digitized by Google

theidigen! ſagt ſie. In das Feld marſchiren! ſagt ſie. Der Recke hebt an zu zagen. Im Felde thun ſie ja ſchießen und ſtechen! Iſt es nicht ſo? Thun ſie im Felde nicht ſchießen und ſtechen? Und wir ſind ja in einer viel größeren Gefahr, als jeder Andere, weil wir, hoch und breit gewachſen, ſehr leicht zu treffen ſind. — Und da ſage man noch einmal, daß Karl nicht tiefſinnig denken könne!

Drei Wochen war er bei den Soldaten, als endlich der Hauptmann laut ward: „Mit dieſem Lümmel iſt ja nichts anzufangen! Er hat in keiner Montur Platz und beim Exercieren! Gott, beim Exercieren iſt er viel zu ſtabil. Wo er ſteht, da ſteht er, und es bedarf vieler Kraft und Strategie, um ihn in Bewegung zu ſetzen. Marſchirt er, ſo marſchirt er und findet nicht leicht einen hinreichenden Grund, um nach rechts oder links kehrt zu machen, oder gar ſtehen zu bleiben. Wenn ſich der alte Herkules einmal penſioniren läßt, ſo mag der Karl Oberbergbreitebner angeſtellt werden zum Weltkugeltragen — bei den Soldaten können wir ihn nicht brauchen."

Nun kam Karl wieder heim und klagte es ſeiner kleinen Sennerin: „Sie ſagen, ſie könnten mich nicht brauchen."

„Das will ich doch ſehen!" rief die Kleine, „ſpute Dich zum Pfarrer und ſag', ich wollt' Dich heiraten in vierzehn Tagen. Marſch!"

Die Leute ſchüttelten den Kopf, und warum ſollten ſie es nicht, es war ja der Ihrige, und nicht der des kleinen Almdirndels, in welchem beſondere Pläne webten. Wer pachtete denn das Straßenhäuſel am Fuße des Sattelberges? Die kleine Chriſtel pachtete. Wer vertröſtete den Eigenthümer mit dem Pachte auf das nächſte Jahr, bis man ſich mit dem Vorſpannfuhrwerk Geld verdient haben würde? Die

Digitized by Google

kleine Christel vertröstete. Und wer hatte kein Pferd und keinen Ochsen, als er Vorspann leisten sollte über den Sattelberg? Die kleine Christel hatte nicht. Wer aber spannte der Kohlen- und der Roheisenfuhr und dem schweren Reisewagen den jungen Ehemann vor über den Sattelberg? Die kleine Christel spannte vor. Jawohl, die kleine Frau Oberbergbreitebner spannte den jungen Oberbergbreitebner vor, und dieser zog im Vereine mit Pferden und Ochsen tapfer an; die Pferde und Ochsen waren höchst verwundert, einen zweibeinigen Genossen an ihrem Gespann zu sehen, und sie mußten sich sehr zusammennehmen, um von ihm nicht beschämt zu werden.

Die Löhnung, welche Klein Christel für solche Vorspann einzog, berechnete sie auf eine Pferdekraft, und sie begegnete damit keinem Widerspruche.

Hatte sie den Karl zu Hause, so hegte und pflegte sie ihn mit allem Nothwendigen, damit er gesund und stark bliebe. Er war ihr Capital, und Karl fühlte sich sehr gehoben, nun eine seiner Natur entsprechende Thätigkeit gefunden zu haben. Christel miethete auch einen Acker, und da konnte man sehen, wie sie hinten am Pfluge dreinging, ihn führte und das Zuggespann mit Hi und Hott leitete. Das Zuggespann war ihr Karl.

Also ging es nun in Eintracht und gemeinnütziger Wirksamkeit voran. Da geschah etwas Unerwartetes. Zwischen dem Heimatsdorfe des Karl Oberbergbreitebner, welches Lehbach hieß, und dem Nachbarsorte Standelegg war ein Streit ausgebrochen. Es lag nämlich zwischen diesen Orten die kleine Gemeinde Hüttel, deren Insassen „lebendige Lehbacher und todte Standelegger" waren. Mit ihren Kirchengängen, Hochzeiten, Taufen, Geschäften u. s. w. kamen sie nämlich nach Lehbach herüber, ihre Leichen gehörten jedoch

Digitized by Google

auf den Kirchhof des kleinen und näher gelegenen Standelegg. Als durch die Gemeinde-Autonomie die Dörfer zum Gebrauche ihrer Vernunft kamen, sagten die Standelegger: Wenn die Hüttler lebendigerweise nach Lehbach neigen, so brauchen wir sie auch todterweise nicht. Mit den Behörden ließ sich nichts anfangen, diese sagten, es habe zu bleiben, wie es bisher gewesen, und so sahen die beiden Ortschaften, sie müßten die Angelegenheit unter sich entscheiden. Mit Schreien und Streiten ging es nicht, das hatten sie schon erfahren; also schlug ein kluger Kopf vor, Lehbach und Standelegg sollten durch Krieg entscheiden, wie Deutschland und Frankreich entschieden hätten, nämlich tapfer miteinander raufen, und der Stärkere sei der Sieger. Aber nicht etwa so dumm, wie es die Reiche machten, wo ganze Völker aneinanderprallten und sich gegenseitig durch Mord und Brand schreckbar zugrunde richteten, sondern vielmehr so, daß jedes der beiden Dörfer einen Mann auf den Kampfplatz schicke. Die beiden hätten miteinander ohne Waffe, nur mit ihren natürlichen Gliedern und körperlichen Fähigkeiten zu ringen, und der zuerst falle, dessen Gemeinde sei die besiegte.

Das wurde abgemacht. Also hielt die Dorfgemeinde Lehbach Umschau nach ihrem stärksten Manne, und natürlich fiel die Wahl auf Karl den Großen.

„Ja, ja," sagte dieser, „wenn Ihr wollt, ich thu's schon. Will schon raufen." That aber weiter nichts desgleichen, als ob die Wahl ihn freue oder aufrege, und ganz gleichmüthig trottete er an dem bestimmten Tage auf den Kampfplatz. Siegte Karl, so gab es in der Zwischengemeinde Hüttel wie bisher lebendige Lehbacher und todte Standelegger. Siegte der von Standelegg gesandte Streiter, so sollte Hüttel fürderhin auch bei lebendigem Leibe, mit seinen Kirchgängen,

Digitized by Google

Hochzeiten, Kindstaufen und Geschäften den Standeleggern zu Eigen sein. Der Standelegger Kämpfer war ein ganz gefüger, rühriger Tischlergeselle, mit dem ein Karl Oberbergbreitebner Fangball spielt. Aber bevor die hellen Haufen der Zuschauer und Zeugen sich noch recht versammelt hatten, lag der Karl schon im Sande, der Tischlergeselle saß festgeklammert auf seiner mächtigen Brust und zündete sich eine Pfeife an.

Der Karl blieb ganz ruhig liegen und horchte gelassen dem Geschrei der Menge, die ihn verlachte und den Gegner bejubelte. Erst als Klein Christel kam, ward es anders mit ihm. Todtenblaß im Gesichte, ganz leise flüsternd befahl sie, daß er aufstehe. Also begann er mit Händen und Füßen Anstalten zu treffen, daß er sich erhebe, und schon nach drei Minuten war es so weit, daß die Kleine den Großen vor sich hertreiben konnte gegen das Straßenhäusel. Die lebendigen Hütteler waren für Lehbach verspielt, alle Schmach entlud sich über das arme Straßenhäusel und es schien kein Mittel mehr zu geben, die Ehre des Großen wieder herzustellen.

Da kam ein schwerer Winter. Der Schnee lag mannshoch in der Gegend und alle Wege waren geschlossen. Seitdem die lustigen Hütteler nicht mehr nach Lehbach kamen, ging es hier recht langweilig zu und man tröstete sich nur mit dem Gedanken, daß sie bei dem großen Schnee auch nicht nach Standelegg gehen könnten; sie waren eingemauert in ihrem Dorfe Hüttel. Es nahten die Faschingstage. Zu dieser Zeit sagte eines Tages Klein Christel zu ihrem Großen: „Karl, mach Dich auf und geh hinüber nach Hüttel. Geh heute hinüber und morgen wieder zurück."

Karl fragte nicht warum; er verzehrte eine weite Schüssel Heidenbrei, dann ging er nach Hüttel. Der Schnee reichte ihm bis an die Brust, der Karl schob sich langsam voran

Digitized by Google

und hinter ihm war eine tiefe breite Furche. Am nächsten Tage kam er wieder zurück, und hinter ihm her zog eine lange Reihe faschingslustiger Hütteler, Männlein und Weiblein, die bei dem frischgetretenen Pfad nach Lehbach eilten, um im Wirthshause zu tanzen, zu essen, zu trinken und beim Kaufmann Lebensmittel einzukaufen.

Nun erst merkten die Leute von Lehbach, was Karl der Große als Schneepflug bedeutete, und als solchen mietheten sie ihn von Klein Christel, so oft im Winter die Pfade verschneit waren zwischen Lehbach und Hüttel. Also gewöhnten die Hütteler sich neuerdings an Lehbach, sie waren wieder „lebendige Lehbacher und todte Standelegger."

Klein Christel konnte sich wieder freuen an ihrem Karl; ihr Ansehen und der Wohlstand ihres Hauses wuchs. Sie wäre in der Lage gewesen, eine junge Familie zu ernähren, allein diese war nicht da und kam nicht, und es ist jammerschade, daß weder die kleine, fleißige und kluge Christel, noch der große Karl fortgepflanzt werden. Die Zukunft könnte Beide brauchen, und zwar zusammen vermählt; mit Klugheit allein, oder mit Kraft allein läßt sich doch nicht viel machen.

Digitized by Google

# Ehre.

Eine Geschichte aus unseren Tagen.

---

„Herr Kreisrichter, ich bitte auf ein Wort!"

„Nun, nun, lieber Herr Seelader, was bringen Sie mir denn noch so spät?"

„Auf ein Wort!"

„Und so aufgeregt?"

„Es ist etwas Wichtiges. Sie werden erstaunen, Herr Kreisrichter. Ich muß bitten, daß Sie mich festnehmen lassen!"

„Aber, Seelader! Solche Späße!"

„Es ist kein Spaß. Bei Gott nicht. Sie müssen mich einsperren. Sogleich! Ich habe einen Freund ermordet. Den Johann Hallsteiner. Den Sohn der alten Hallsteiner, die heute gestorben ist."

„Was? den Johann Hallsteiner haben Sie ermordet? Aber lieber Freund, was fehlt Ihnen denn? Der Johann Hallsteiner ist ja schon seit Jahren todt."

„Ich habe ihn erschossen. Ich werde alles beweisen. Ich zeige es jetzt an. Es ist die Zeit gekommen. Herr Richter, Sie haben einen Schuldigen vor sich. Einen Mörder!"

Digitized by Google

Nun war der Kreisrichter in der That erschrocken, denn der junge Mann sah in diesem Augenblicke wirklich aus wie ein Mörder. Ganz verstört, blaß, wirr. Der Richter klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Schnell zum Doctor Grohbach. Er soll sofort kommen!"

„O nein, Herr Richter," sagte Seelader, „krank bin ich nicht. Ich bin ja ruhig, sehen Sie mich nur an, es ist die Wahrheit, was ich sage."

„So kommen Sie," sprach der Kreisrichter freundlich und suchte den jungen Mann am Arm zu nehmen. „Ich werde Sie in Ihre Wohnung begleiten."

„Sie sind immer gut gewesen gegen mich und sind es auch jetzt," sagte Seelader. „Aber es ist anders geworden. Ich darf nichts mehr annehmen. Ich werde diese Nacht noch in meinem Zimmer zubringen, wenn Sie mich nicht in den Arrest thun wollen, morgen jedoch zum Landesgericht gehen. Der Verantwortung wegen sollten Sie mich aber sogleich da behalten. Es wäre besser, Herr Kreisrichter!"

Unter warmem Zureden brachte dieser den jungen, aufgeregten Menschen in sein Dachzimmerchen, empfahl ihn angelegentlich der Miethfrau und schickte den Arzt.

Dann eilte er nach Hause.

„Denkt Euch, Kinder!" sagte der Kreisrichter bei dem Abendessen zu seiner Familie, ‚mein Amtsschreiber, der Seelader, ist erkrankt."

Die älteste Tochter, Fräulein Ludmilla, horchte auf.

„Und das schwer, unheimlich erkrankt," fuhr der Richter fort. „Ein Gehirnleiden. Ich muß nur erst zu Doctor Grohbach schicken, was er an ihm gefunden hat. Kommt der Arme heute Abends — eben erst vorhin — zu mir und bittet mich in höchst aufgeregter Weise, ich solle

Digitized by Google

ihn festnehmen lassen, er habe seinen Freund Hallsteiner erschossen."

Fräulein Ludmilla legte Messer und Gabel weg.

Die Frau Richterin sagte: „Du scherzest doch, Mann!"

„Ich weiß wohl, daß der Selbstmord seines Freundes ihm nahegegangen ist damals," sagte der Richter, „aber nach Jahren — es mag ja fünf oder sechs Jahre seit jener Geschichte mit dem Hallsteiner her sein — könne doch, meint man, aus diesem Grunde eine Gehirnstörung nicht mehr zum Ausbruche kommen. — Wie war das nur gleich, damals?"

„Der Postbeamte Johann Hallsteiner," sagte nun die Frau, „hatte — so viel ich mich erinnern kann — sich eine Veruntreuung zu Schulden kommen lassen und in dem Augenblick, als man ihn festnehmen wollte, sich eine Kugel durch den Kopf gejagt."

„Richtig, und ich entsinne mich, wie sein Freund Seelader, der war damals noch Student, am Grabe des Verscharrten einen lauten Schwur gethan haben soll, die Ehre des Freundes zu retten, seinen Tod zu sühnen, oder so etwas."

„Dann hast Du ihm ja zur kleinen Stelle verholfen, die er heute noch einnimmt."

„Er wird demnächst avanciren. Einen fleißigeren und gewissenhafteren Schreiber habe ich nie gehabt. Dazu ein stiller, eingezogener Mensch, bescheiden und liebenswürdig —"

Fräulein Ludmilla's Wangen blühten wie Rosen im Mai.

„Als Student soll er's ja flott getrieben haben, bis die kleine Erbschaft seiner Eltern dahin war," bemerkte die Frau Kreisrichterin. „Man glaubt nicht, wie vortheilhaft ein Mensch sich ändern kann, wenn er in das Geleise der Arbeit kommt. Und rührend war es, wie er die armen Eltern seines



Digitized by Google

unglücklichen Freundes unterstützte, sich selbst alles versagte, um von seinem geringen Gehalte die siechen, verlassenen alten Menschen zu versorgen. Als vor einigen Monaten der alte Hallsteiner starb und heute die Frau, habe ich mir gedacht: Jetzt wird der gute Seelader auch aufathmen können und seinen Gehalt für sich selber anwenden."

„Es muß ihn doch der Tod der alten Frau so sehr erschüttert haben," meinte der Kreisrichter.

„Wahrlich, ein leiblicher Sohn kann nicht besser, nicht liebreicher gegen seine Eltern sein, als der Amtsschreiber es gegen die alten Hallsteiner-Leute gewesen. Nur fällt mir jetzt ein Wort auf, das er vor einigen Tagen, als er bei uns speiste, gesagt hat. Als er hörte, daß das Befinden der Frau Hallsteiner sich verschlimmert hatte, sprach er plötzlich: Mir scheint, nun werde ich bald Feierabend bekommen."

„Am Ende ist doch etwas dahinter," meinte der Richter und begann, dieweilen er seine Pfeife stopfte und in Brand steckte, über mancherlei nachzusinnen.

Und also hatten sie zusammen sich über den jungen Mann unterhalten, der sich als Mörder gestellt hatte. Fräulein Ludmilla war völlig still dagesessen und allmählich auch recht blaß geworden. Sie hatte sich scheinbar in ihre Häkelarbeit vertieft. Auf einmal stand sie auf und ging rasch zur Thür hinaus.

Die Frau seufzte. Der Richter sagte: „Morgen Früh sogleich will ich die Geschichte untersuchen. Am Ende ist doch etwas dahinter."

* * *

Die Nacht war schlaflos vergangen. Max Seelader hatte sich sammt seinen Kleidern ins Bett gelegt. Seine

Digitized by Google

paar Sachen hatte er schon gestern in einen Sack gethan und sie nicht mehr ausgepackt. Nur eine kleine Photographie war aus der Tasche hervorgeholt und auf das Tischchen neben seinem Lager gestellt worden. Ein lieblicher Mädchenkopf, das Original haben wir schon gesehen.

Zur Stunde, als der Kreisrichter im Amte zu erscheinen pflegte, ging der junge Mann hin zu ihm und sagte: „Da Sie mir mein Recht vorenthalten wollen, so reise ich jetzt zum Landesgericht, daß ich um Strafe bitte, theurer Herr! Vor Ihre Familie darf ich nicht mehr treten. Ich danke Allen für alles Gute, ich sage Ihnen Lebewohl. Verzeihen —"

Er stockte.

„Jetzt lasse ich Sie aber nicht mehr fort, lieber Seelader," sprach der Richter, „daß bei Ihnen etwas nicht richtig ist, sehe ich nun. Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir ruhig das Anliegen, welches Sie drückt."

„Ich danke Ihnen. Aber Beichte und Freundeszuspruch können mir nicht viel nützen. Es wird besser sein, wenn auch Ihre Herren Adjuncten anwesend sind. Und der Arzt, damit sichergestellt wird, daß ich nicht geisteskrank bin."

„Sie wollen also ein förmliches Verhör. Gut, es soll geschehen."

Nach wenigen Minuten stand der junge Mann vor dem Gerichte, und nach einigen einleitenden Vorfragen begann er also zu sprechen:

„Meine Eltern waren Gewerbsleute in N., sie wollten, nachdem ich das Gymnasium absolvirt, auch mich für ihren Stand abrichten. Als sie starben, war ich frei und benutzte die Erbschaft, um in die Stadt zu gehen und zu studiren. Nicht so sehr wissensdurstig war ich, aber nach dem lustigen, ungebundenen Studentenleben plangte es mir. Und ein solches



Digitized by Google

habe ich geführt, fünf Jahre lang. Die Commerse, die Kneipen, die Mensuren und dergleichen machten mir viel Spaß, ja nahmen mein ganzes Wesen in Anspruch. Für einen wirklichen Gewinn hielt ich das Bewußtsein und das Hochhalten der Ehre, wie solches außer bei den Soldaten und Studenten in keinem Stande eigentlich entschieden und leidenschaftlich genug gepflegt wird. Ich will mich weiter darüber nicht auslassen, es ist etwas Schönes, wenn ein junger Mensch seine Ehre höher werthet, als alles auf der Welt. Schon im zweiten Jahre meiner Studentenschaft hatte ich einen Collegen aus der hiesigen Stadt kennen und achten gelernt, und bald entwickelte sich zwischen uns eine innige Freundschaft. Er war der Sohn armer Eltern, mußte freilich mehr ans Lernen denken, als ans Burschenleben, und einer Stellung zutrachten, in welcher er sich und seine Eltern ernähren konnte. Das hinderte den wackeren Johannes nicht, die Studentenideale zu hegen und zu pflegen, und besonders die Burschenehre ging ihm über alles. Auf mehreren Mensuren bewies er seinen Muth, und in einem Duelle trat er für die beleidigte Ehre eines Freundes ein. Dieser Freund war ich. Es handelte sich um nichts weiter, als um einen boshaften Spott, den ein mir mißgesinnter Bursche in meiner Abwesenheit mir angethan. Johannes forderte ihn auf Pistolen. Am zerrissenen Kinnbacken trug er zeitlebens ein Merkmal seiner tapferen Freundschaft. Natürlich schloß uns dieser Handel noch enger und unzertrennlicher aneinander und ich schwor ihm, über seine Ehre ebenso zu wachen, als er über die meinige gewacht und als ich über meine eigene wachen kann. Und sollten wir vom Schicksal einmal voneinander getrennt werden, und sollten wir in was immer für eine Lage versetzt werden, unsere gegenseitige Ehre wollten wir behüten wie

Digitized by Google

unſer Leben, ja unendlichmal muthiger und glühender, als unſer Leben. — Was ſonſt an Studentenangelegenheiten, Ehrenſachen und Freundſchaftsbeweiſen war, kann übergangen werden. Ich weiß, was hier zu erzählen iſt. Johannes hatte ſeine Studien vollendet und erhielt eine Anſtellung als Poſtbeamter. Trotzdem brach er nicht mit den luſtigen Kreiſen, in welchen er ſich früher bewegte, ja, er erſchloß ſich noch neue. Man hielt ihn auch feſt in denſelben, denn er war ein heiterer, angenehmer Geſellſchafter, und nach den langweiligen und verantwortlichen Stunden in der Amtsſtube hatte er Zerſtreuung nöthiger als je. Es gab kleine Gelage mit Minneſcherzen, mit Glücksſpiel und anderen Luſtbarkeiten. Wir bewohnten zuſammen ein Zimmer und es fiel mir auf, daß er häufig in ſpäter Nacht nach Hauſe kam. Einmal habe ich ihm etwas darüber geſagt, er antwortete, daß weder ſeine Berufs- noch ſeine Kindespflichten darunter Schaden litten, wie ich auch thatſächlich nie eine Klage über ihn hörte und wie ich auch wußte, daß ſeine alten mühſeligen Eltern, die damals auf dem Lande lebten, in ihrem Johannes den Ernährer und Beſchützer anbeteten. Alſo ging es eine Weile, und plötzlich war das Verhängniß da."

Seelader unterbrach ſich und trocknete mit dem Taſchentuche ſeine Stirn.

Nach einer Weile ſagte der Richter: „Nun, erzählen Sie weiter."

„Schon ſeit einiger Zeit hatte ich bemerkt," ſo fuhr der junge Mann fort zu ſprechen, „daß mein Freund Johannes einen kleinen, ſcharfgeladenen Revolver bei ſich trug. — Wozu denn ſo etwas? fragte ich ihn einmal. — Man kann nicht wiſſen, antwortete er, ob man nicht plötzlich in die Lage kommt, ſeine Ehre zu retten. — Das war mir dunkel.

Digitized by Google

Ich hielt es im Scherze gesprochen und dachte: er hat amtlich mit Geldsachen zu thun, es kann ja eine Waffe vorgeschrieben sein. Im Ganzen gefiel mir aber an Johannes etwas nicht mehr so recht, und ich konnte mir doch keine Rechenschaft darüber geben, was eigentlich an ihm unangenehm, oder vielmehr unheimlich war. Bei Allen, die ihn kannten, stand er in hoher Achtung und von Jedem, der mit ihm umging, ward er geschätzt als guter Kamerad. — Und nun kam diese Nacht."

„Wünschen Sie vielleicht ein Glas Wasser?" unterbrach einer der Adjuncten den Erzähler, weil dieser erregt zu sein schien.

„Ich weiß wohl, was ich thue," fuhr Seelader fort. „Mit dem, was ich jetzt zu bekennen habe, vernichte ich mich. Und das will ich auch, darum stehe ich da. — Sie sehen, ich bin nicht aufgeregt, bin meiner Sinne vollkommen mächtig und es wird sich leicht weisen, daß jedes Wort, was ich spreche, richtig ist. So etwas merkt man sich ganz genau. — Es war in der Nacht vom elften bis zwölften Februar 1885. Johannes war wieder spät nach Hause gekommen und schlief sehr fest. Ich schlief nicht so fest und hörte es sogleich, wie Jemand an unsere Thür klopfte. Da es wiederholt pochte, so stand ich auf, nachzusehen, was es gäbe. Vor der Thür stand der Hausherr in flüchtig übergeworfenem Mantel und theilte mir flüsternd mit, daß er Auftrag habe, den Herrn Johannes Hallsteiner zu wecken. Es scheine etwas Besonderes dran zu sein, im Vorsaal sei ein Gerichtsbeamter und auf der Treppe stünden zwei Gendarmen. — Fast zu Tode erschrak ich und dann dachte ich: Was erschrickst Du denn? Ein Irrthum liegt vor, den wollen wir gleich aufklären. Doch als ich draußen mit dem

Digitized by Google

Gerichtsbeamten redete und den Verhaftsbefehl sah, gab's keine Ausflucht mehr und ich machte mich erbötig, den Gesuchten zu wecken und vorzubereiten, ohne daß mir auch nur eine Ahnung dämmerte, um was es sich handeln könne. Ihn im Schlafe überfallen, das würden sie doch nicht wollen. Als der Beamte vom Hausherrn sich die Versicherung geben ließ, daß die Fenster unseres Zimmers vergittert wären und auch sonst eine Möglichkeit des Entkommens nicht denkbar sei, durfte ich ins Zimmer zurücktreten. Die Thüre hinter mir legte ich ins Schloß, zündete Licht an und weckte den Freund. — Johannes, sagte ich, Du sollst aufstehen, es fragt Jemand nach Dir. Er war sonst Keiner von Denen, die sich schnell aus dem Schlafe aufzuraffen vermögen, aber jetzt schießt er empor, und wie ich ihm die Art des nächtlichen Besuches andeute, wird er todtenblaß. — Johannes, um des Himmelswillen, was ist das? frage ich. — Du siehst es ja, antwortet er ganz heiser. Hierauf stürzt er in den Winkel hinter meinen Schrank, reißt etwas aus der Tasche seines Rockes, kauert sich nieder, wimmert, wehrt mit der Hand mich, den Hinzueilenden, ab und schleudert endlich den Revolver von sich. Ich hebe die Waffe auf und sage heftig: Was hast Du gethan? — Er fällt mir um den Hals: Hilf mir, Freund, es ist alles aus. Schulden, Spielschulden. Meine Ehre! Die Ehre mußte ich retten. Geld unterschlagen. — Ohnmächtig muß ich geworden sein in demselben Augenblicke, denn als ich mich finde, ist er angezogen und macht sich bereit. An der Thür pocht es ungeduldig. — Noch einen Augenblick, bitte ich! ist mein Ruf, dann zum Freunde: Johannes, so gehst Du nicht fort. In dieser Begleitung nicht! — Dann rette mich, sagt er und blickt hilfesuchend um sich. — Du hast in Deinem Amte Geld veruntreut?

Digitized by Google

ſage ich und es kocht in mir, wild, raſend wild ein unbeſchreiblicher Aufruhr, da, das iſt Deine Rettung! und drücke ihm den Revolver in die Hand. Er ſchaudert zurück und lacht hohl auf: das habe ich ja auch ſo gemeint. Seit einem Jahr trage ich ihn bei mir in der Taſche. Wenn's zum äußerſten kommt, einen Fingerdruck. Und jetzt, jetzt fehlt mir der Muth! Oh, zertritt mich, die feige Beſtie, ſpeie mich an! Auf den Schuß habe ich gerechnet, für den ſchlimmſten Fall, mitten in Luſt und Freuden habe ich auf den Schuß gerechnet, und jetzt fehlt mir dazu der Muth! haſt Du ein ſolches Scheuſal ſchon geſehen? — Als er ſo ruft, mir geht's durch Mark und Bein. Schreck, Zorn, Mitleid gräbt in mir. Ich preſſe ſeine Fauſt zuſammen, daß ihm die Waffe nicht entfallen kann. Bebend an allen Gliedern, ſchluchzend bitte ich ihn: Freund, geliebter, einziger Freund, verlaſſe Dich ſelber nicht zu dieſer Stunde. Sühne Deine Schuld, rette Deine Ehre, ich beſchwöre Dich! Du kannſt nicht mehr weiterleben, Du kannſt nicht, Johannes, Du biſt ehrlos, verflucht, verloren! Rette Dich! Nur einen Funken Wille, nur einen Funken! Schließe die Augen, denke nichts, denke, es iſt ein Traum, drücke los! Du mußt, Johannes, Du mußt! — Ich kann nicht! ſtöhnt er. O Gott, ich kann nicht, ich kann nicht! — Draußen machen ſie bereits Anſtalt die Thür einzubrechen. Mein einziger, mein liebſter Menſch! flehe ich, bei Allem, was uns heilig war auf dieſer Welt, laß Dich nicht forttreiben wie einen gemeinen Dieb. Mach ein Ende! Ich zwinge Dich! — Er will den Revolver auf den Boden fallen laſſen, ich drücke ihn zurück in ſeine Hand, will die Mündung gegen ihn wenden, ſeinen Finger krümmen auf den Hahn — wir ringen, die Thür kracht unter dem Zwängeiſen. Wir ringen heiß, da knallt der Schuß, und

Digitized by Google

Johannes ſinkt zu Boden. — Die Ehre iſt gerettet! Ich habe mein Wort gehalten! das iſt mein Gedanke, denn ich — ich habe losgedrückt! Ich habe ihn erſchoſſen. Die Kugel drang unter dem Kiefer hinein nahe an der Narbe, die er bei jenem Duell meinetwegen davongetragen. Kaum es geſchehen iſt, ſtürzen ſie zur zertrümmerten Thür herein. — Zu ſpät, ſage ich, er hat ſich erſchoſſen! Ich habe vergebens mit ihm gerungen um den Revolver. — Dann haben ſie ihn in die Todtenkammer getragen. — Und ich, wie ich allein bin und vor mir die Blutlache ſehe, da ſchreit es plötzlich in mir: Was haſt Du gethan? der Ehre wegen ein Mörder, ein Lügner geworden! Welcher Ehre wegen! Sage, verdammter Wicht, was entehrt denn? Entehrt das Stehlen anvertrauter Gelder, oder entehrt erſt der Gendarm? Nicht was Dein Gewiſſen ſagt, iſt die Hauptſache, ſondern was die Leute ſagen! Von ſolcher Art iſt die „Ehre", der Du bisher alles geopfert haſt, Deine Zeit, Dein Studium, Deine Begeiſterung, Deinen Freund, Deine Seele. — Alſo rief es in mir, aber dieſer Ehrbegriff, dieſer verfluchte Ehrgeiz war noch nicht todt in mir, er rang mit meinem Gewiſſen, wie ich vorher mit dem Freunde gerungen. Du mußt Dich als ſeinen Mörder nennen und Deine Strafe leiden, mahnte das Gewiſſen. — O Schande! Schande! rief der Ehrgeiz, ein Meuchelmörder, ein Lügner, ein Schurke zu ſein! — Hölliſche Pein litt ich in jenen Tagen. Dann ward mein Freund von Profeſſoren zerſchnitten, daß ſie die Urſache ſeiner That fänden. In einer Anwandlung von Geiſtesverwirrung, ſagten ſie. Dann ward mein Freund hinausgetragen hinter das Lazareth und unter der Mauer eingeſcharrt. Als ich ſeine alten, nun ganz verlaſſenen Eltern ſah, und wie die Mutter an ſeiner Grube ohnmächtig zuſammenſank und ſein Vater

Digitized by Google

an der Krücke und mit schneeweißem Haar fast stumpfsinnig auf den Sarg starrte, da wußte ich, was zu thun war. Ein Ausgleich wurde geschlossen zwischen meinem Ehrbegriff und meinem Gewissen. Zur Stunde faßte ich den Entschluß, mich nicht anzuzeigen, sondern mein Leben und Streben Denen zu widmen, welchen ich den einzigen Sohn geraubt habe. Und erst wenn sie gestorben sein werden und meiner nicht mehr bedürfen, dann will ich hingehen und mich dem Gerichte stellen. Also schwur ich es, und das auszuführen war nun meine Ehrensache. Es war das eine andere Ehre und ein anderer Ehrgeiz, mein Gewissen war damit einverstanden. Mein kleines Vermögen war erschöpft, den letzten Rest schickte ich den Eltern meines Freundes. Ohne mein Studium vollendet zu haben, trachtete ich nach einer Stellung, um Brot zu erwerben. Endlich bekam ich die Schreiberstelle hier beim Kreisgerichtsamte, und da ich nebenbei in freien Stunden jüngeren Schülern Unterricht gab, so ward es mir möglich, außer für meine persönlichen Bedürfnisse, die ja nicht groß sind, für das Greisenpaar zu sorgen. Unerträglich war es mir, wenn ich gelobt wurde deswegen, daß meine Treue zum unglücklichen Freunde so groß wäre. Es war, als ob man einen am Galgen Baumelnden lobte, daß er es so hoch gebracht habe. — Seine Eltern selbst lebten stumpfsinnig und freudlos dahin und nahmen das, was ich ihnen geben konnte, wie der Bettler ein Almosen nimmt, als das, was es ja auch ist, als etwas Selbstverständliches. Mein Gewissen war nie zur Ruhe gekommen und nur wenn ich darbte, um den alten Leuten um so mehr schicken zu können, wurde es für den Augenblick milder gestimmt. Trost gab mir der Himmel auch an guten Menschen, die er mich finden ließ, und es waren Anzeichen vorhanden, daß ich einmal glücklich,

Digitized by Google

ſehr glücklich werden könnte. Aber ich durfte das Glück nicht annehmen. Es war Ehrenſache, ich durfte es nicht annehmen. So unausſtehlich, ſo häßlich war ich mir geworden, daß ich willig die Buße trug, um mich mit mir zu verſöhnen, um mich einſt ſelbſt wieder achten zu können. Nach fremder Achtung, nach fremder Leute Meinung über mich hörte ich nicht mehr aus, für ſolche Ehre bin ich unempfindlich geworden. — Das alles ſage ich zu meiner Vertheidigung, damit man ſehe, wie es mir Ernſt war. — Nun ſind die zwei alten Leute geſtorben. Ich habe keine Verpflichtung mehr. Und nun iſt es an der Zeit, meine That einzubekennen und mich dem Urtheile der Gerechtigkeit zu übergeben."

Max Seelader ſchwieg.

Die Richter blickten einander an. Ein ſolcher Fall war ihnen noch nicht vorgekommen. Zum Glücke brauchten ſie darüber nicht abzuurtheilen. Feucht waren des alten Kreisrichters Augen, als er aufſtand, dem jungen, jetzt auf ſeinem Platze ſchier zuſammengeknickten Menſchen die Hand auf die Achſel legte und ſprach: „Haben Sie noch etwas zu beſtellen, ſo thun Sie es. Ich will dann mit Ihnen zum Landesgerichte fahren. Ihre Geſchichte gehört vor die Geſchwornen."

Alſo hatte Einer aus mißverſtandener Ehrbegier ſeine Ehre verloren und alſo rang er heiß, um durch Buße und Aufopferung die wahre Menſchenehre zu gewinnen, die wir Alle haben müſſen, wenn wir ſtarkmüthig ſein und im Herzen Frieden haben wollen.

Ueber Max Seelader findet demnächſt im Landesgerichte die Hauptverhandlung ſtatt. Lieber Leſer, ſollteſt Du dabei einer der Geſchworenen ſein — welches Urtheil würdeſt Du fällen?

Digitized by Google

# Lieb' läßt ſich nicht lumpen.

## Eine Erzählung.

Auf dem vornehmen Oceandampfer „Poſeidon" befanden ſich zwei Auswanderer, welche die Aufmerkſamkeit der übrigen Reiſenden erregten. Eine anmuthige, etwa vierunddreißigjährige Frau und ein ſchöner junger Menſch. Ein Ehepaar oder Geſchwiſter konnten ſie kaum ſein, dafür war das dunkle Auge, mit welchem die Frau manchmal auf ihn blickte, viel zu unſtet, zu gewitterhaft, und dafür war das Weſen des jungen Mannes manchmal zu befangen, manchmal zu kühn ſich geberdend — ein zu ſeltſames Gemiſch von Schüchternheit und Trotz. Als der „Poſeidon" von der deutſchen Küſte gegen den Weſten abgedampft war, hatte die Frau heftig geweint, hatte der Jüngling ſeine Hand auf ihre Schulter gelegt, bis ſie plötzlich ihre beiden Arme um ſeinen Nacken ſchlang und ihn küßte. — Hatten dieſe Beiden freiwillig der Heimat entſagt? Waren ſie aus zwingenden Gründen ausgezogen? Oder hatten ſie ſich ſonſtwie verfahren in der Alten Welt und ſteuerten nun der Neuen zu, um in ihr einen friſchen Lebenslauf zu verſuchen? — Alſo fragten

Digitized by Google

die Mitreiſenden ſich. Doch das Paar that nichts, zeigte nichts, was Antwort geben konnte.

Eine ſolche Ausfahrt hatte Frau Johanna von Martenſtein wohl kaum gedacht an jenem Tage, als ſie mit zwei Rappen vom Kirchhofe zurückfuhr — eine Witwe von einundzwanzig Lenzen. Damals war ihr ſonſt lebensfreudiges Herz zugedeckt mit ſo ſchwerem Leide, daß ihr die ganze Welt wie ein Todtenhaus erſchien, in deſſen Gewölbe die Sonne als trübe Ampel hing. Damals war ihr unmöglich zu denken, daß in ihrer ſchmerzerfüllten Bruſt jemals noch ein irdiſches Begehren wach werden könnte. Von Natur religiöſen Gemüthes und religiös erzogen, hatte ſie ſich damals vorgenommen, den Mitmenſchen von nun an lauter Gutes zu erweiſen, zuvörderſt Gutes ſolcher Art, daß es ihnen nicht ſo ſehr für dieſe, als vielmehr für jene Welt zunutze kommen konnte. Und ſie hatte ſich vorgenommen, ganz nur noch dem Ewigen zu leben, von Stufe zu Stufe emporzuſteigen in jenes Reich, in welchem dem ſo früh Verlorenen ſie wieder zu begegnen hoffte.

Denn wie namenlos nichtig iſt ein Leben, wo ſelbſt die Glücklichſten ungeheurem Leide zur Beute werden müſſen! War Johanna von Martenſtein, das blendend ſchöne, heitere Fräulein, auf dem reichen Wohnſitze ihrer Väter nicht beneidenswerth geweſen? War ihre Liebe zu Oswald von Siegenberg, dem herrlichen Manne, nicht ſo, daß ſie ſelbſt manchmal ſchauerte vor der Gewalt dieſer Seligkeit? Ein Jahr währte es, ein ganzes Jahr und drei Tage — nicht länger. Im fröhlichen Treiben eines Schützenfeſtes ward er durch ein zufällig ſich entladendes Schießgewehr getödtet. O gleißendes Geſchick mit deinem „Zufällig!" Da doch das darauf Kommende ſo folgerichtig iſt, berechnet auf ein einſames Menſchendaſein voll grenzenloſer Trauer!

Digitized by Google

An jenem Tage, als Frau Johanna vom Kirchhofe heimfuhr gegen ihr Bergschloß, scheuten im Dorfe vor einem Dörcherkarren die Pferde und traten eines der halbnackt umherlaufenden Kinder zu Boden. Als das Gespann wieder stillstand, ließ Frau Johanna das verletzte Knäblein zu sich in den Wagen heben und bei den Dörcherleuten nachfragen, ob dasselbe ihnen gehöre, und was sie in diesem Falle verlangten an Vergütung.

Das Haupt der fahrenden Bettlerfamilie, ein struppiger, von Branntwein riechender Mann, kroch aus dem Blachenkobel hervor und erklärte rülpsend, an Vergütung erbäten sie drei Silbergulden oder fünf, oder so viel, als der gute Wille wäre; den Jungen aber möge die hohe Frau nur behalten, sie hätten noch genug solchen Gezüchtes.

Frau von Martenstein sah in dieser Begegnung einen Wink des Himmels, den Knaben zu sich zu nehmen, ihn aus Liebe zu ihrem Gatten zu pflegen, gottselig zu erziehen, ihn gleichsam als Seelenopfer zu bestimmen für den Frieden des so plötzlich Verblichenen. Sie zahlte also an die Dörcherfamilie der Silbergulden zehnmal fünf, mit der Bedingung aber, daß dieselbe auf den Knaben keinerlei Ansprüche mehr mache, ganz als wäre er gestorben und begraben. Bei solchem Handel hatten beide Theile gewonnen. Die Bettlerleute waren ein lästiges Kind los, und wer einen Blick in das Nest unter der Karrenblache gethan hätte, der würde gesehen haben, daß vielfacher und mannigfacher Ersatz vorhanden war. Das Lebendigbegrabenwerden eines solchen Würmleins im vornehmen Herrschaftswagen konnte der sonnengebräunten Mutter also nicht viele Thränen entlocken. Frau Johanna vergaß ob des hübschen Knaben, der nach Stillung des Blutes und nach einigem Wimmern neben ihr auf blauem Sammtkissen

Digitized by Google

schlummerte, ein wenig ihres Geschickes, und sie nahm sich zu solcher Stunde heilig vor, aus diesem armen Kinde eine Ehre Gottes zu machen.

Am allermeisten gewann bei dem Geschäfte der kleine Konrad selbst, der das fahrende Dörcherdach vertauschte um eine feste Ritterburg, deren Ahnenreihe sich sachte ausgemündet hatte in das rothe Meer des bürgerlichen Geblütes, also daß der Stromerknabe kein allzu fremder Eindringling war auf dem vielthürmigen Schlosse. Der herbeigerufene Arzt hatte die Verletzung am Arme als eine ungefährliche bezeichnet, und so geschah es, daß der Knabe Konrad unter gutem Zeichen einzog durch das hohe Thor, aus welchem sie zwei Stunden früher den todten Herrn davongetragen hatten.

Frau Johanna von Martenstein legte ihr Trauergewand nicht mehr ab. Ob unter diesem schwarzen Winter das junge Herz nicht noch einmal zu blühen anfängt, das muß die Folge zeigen.

Der Knabe hatte in einem rückseitigen Theile des Schlosses sein Stübchen und seine Wärterin bekommen, und wurde vorbereitet für die Schule, zu der er denn auch bald hinabtrippelte in das Dorf. Täglich ein paarmal sah ihn die Frau, sie gewöhnte sich an den aufgeweckten Burschen, er speiste mit ihr an demselben Tische, und damit sie ihn persönlich überwachen konnte, ließ sie ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmerchen herrichten, in welchem er spielen und lernen konnte. Die Schule war mit ihm zufrieden, und als sie im Dorfe nach vier Jahren zurückgelegt war, sprach Frau von Martenstein eines Tages bei dem alten Pfarrer des Sprengels vor, theilte ihm ihre Absicht mit, den Jungen in das lateinische Studium einführen und zum Priester ausbilden zu lassen. Der Pfarrer lobte diese Absicht, bestärkte sie in derselben

Digitized by Google

und versprach, die nöthigen Schritte einleiten zu wollen. Also geschah es, daß Konrad nach fünfjähriger Schloßherrlichkeit in ein bischöfliches Seminar kam und dort anfing, alle Wissenschaften zu betreiben, allen Betrachtungen obzuliegen, die den menschlichen Geist allmählich in Gegensatz bringen zu den menschlichen Sinnen, die ihn entweder sachte und ruhig, oder unter schweren Krämpfen ablösen von dem Weltlichen und ihn ganz in den Bereich des Gedanklichen und Uebersinnlichen hinüberspielen. Daß heranwachsende Knaben während und trotz solcher Studien naturgemäß so recht in das blühende, gährende Leben hineinranken, wird nicht beachtet.

Wenn Konrad zu den Vacanzen heimkam, ward es allemal lebendiger und frischer auf Martenstein, und die junge Frau im schwarzen Gewand hatte manche Freude. Sie nahm sich stets vor, strenge zu sein gegen den munteren Knaben, denn im Buche stand geschrieben: „Das Himmelreich leidet Gewalt!" Aber wenn Konrad in dem großen verwilderten Baumgarten auf die lustigste Weise umherregierte, die Wildtauben jagte, aus dem Bache mit der Hand Forellen fing, auf den Bäumen mit Eichhörnchen um die Wette kletterte und anstatt eines vollbrachten Lateinpensums lebendige Vöglein, die er selbst gefangen, nach Hause brachte, da beobachtete sie ihn oft heimlich mit Vergnügen und vergaß der Strenge. Und wenn er im großen Teiche schwamm und oft minutenlang unter den Wellen blieb, da bangte ihr um ihn, bis sein Haupt wieder frank und frei aus dem Wasser hervorstand. Sie faltete die Hände in ihrem Schoß und dachte: Es wird ein schöner Bräutigam der heiligen Kirche!

Wenn er endlich wieder fortgezogen war in die ferne Stadt, da empfand Frau Johanna ihre Einsamkeit doppelt,

Digitized by Google

und sie zählte die Monate, die Wochen, die Tage, die Stunden endlich, bis er wiederkehrte. Aber ganz so, wie er fortgezogen, kam Konrad nie zurück; war es, daß er schlanker geworden, war es, daß seine Knabenstimme einen tieferen Ton angenommen, war es, daß an der Oberlippe und unter den Ohrläppchen junger Bartanflug schattete, war es, daß sein Wesen ebenmäßiger, ernster erschien — mit jedem Jahre kam er anders heim, als er fortgezogen.

Und eines Morgens, als Konrad in die Laube trat, wo sie zu frühstücken pflegten, und ihr den Morgenkuß darbrachte, zuerst auf die Hand und dann auf den Mund, fiel dieser Kuß so aus, daß Frau Johanna zuerst betroffen zu ihm aufblickte und dann mit kühlen Worten befahl: diese Formalitäten hätten von nun an aufzuhören, er möge seiner Ehrerbietung für sie stets nur in strenger Pflichterfüllung Ausdruck verleihen.

Konrad erröthete, dann setzte er sich ihr gegenüber und nahm schweigend sein Morgenbrot ein. Er konnte freilich nichts dafür, daß aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, und daß die Dankbarkeit, welche er für seine Gönnerin empfand, in Zuneigung sich verwandelt hatte. Der Schloßfrau war nicht wohl zumuthe, sie sah plötzlich, daß ein Gefühl, welches ihr bisher die einzige Labe ihres freudlosen Lebens gewesen, zur Gefahr sich steigerte. Noch an demselben Tage mußte Konrad übersiedeln in den entlegensten Tract des Schlosses, wo ihm zwei Zimmer auf das sorgfältigste eingerichtet wurden. Damit gab Frau Johanna sich aber nicht zufrieden, denn sie sah, daß er sich beengt und befangen fühlte. Um den Rest der Vacanzen — es waren die letzten vor der Priesterweihe — dem jungen Manne nicht gar zu verkümmern, unternahm sie eine Reise nach einem entfernten



Digitized by Google

Wallfahrtsorte, bei deren Rückkehr sie den Studenten nicht mehr auf dem Schlosse zu treffen hoffte. Aber was sie hoffte, das fürchtete sie, und was sie fürchtete, traf ein. Konrad war bereits abgereist in das geistliche Institut und hatte ein Schreiben zurückgelassen, in welchem er dankte für alle Wohlthaten, in welchem er versprach, täglich, so lange er lebe, am Altare für sie zu beten, und in welchem er von ihr Abschied nahm. Daß die Zeilen nur geschrieben worden waren, um alles zu verschweigen, zu verhüllen, was in dem leidenschaftlichen Herzen des jungen Mannes vorging — Frau Johanna müßte kein Frauenherz gehabt haben, um es nicht ein wenig zu ahnen. Die Verstellungskunst hatte Konrad auf dem Seminar wohl gelernt, allein daß er sie so sehr zu seinem eigenen Nachtheile anwenden mußte, das war nicht nach seinem Sinne.

Das Herz der Schloßfrau Johanna war nun erwacht. Zornig schrieb sie an den Jüngling, er sei undankbar, daß er solchergestalt fortlaufen könne. Und in einem heftigen Schreiben an das Institut verlangte sie den Theologen. Er eigne sich nicht zum Priester, er habe aus eigenem Antriebe diesen Stand nicht gewählt, habe nur aus Pflichtgefühl die ihm unbesonnen vorgeschlagene Laufbahn betreten, auf der er bald pflichtvergessen und unglücklich werden müßte. Sie rufe ihn daher zurück und wolle ihn für einen praktischen Beruf ausbilden lassen. — Als die Briefe abgesandt waren, erschrak sie. Was soll das werden? Wohin soll das führen? fragte sie sich selbst. Gieb Gott, was Gottes ist! — Das Institut antwortete nicht anders, als daß der Tag bekannt gegeben ward, an welchem Konrad seine erste Messe lesen werde. Frau Johanna athmete fast auf nach schwülem Drucke. In einem heißen Gebete hatte sie des Himmels Beistand an-

Digitized by Google

gerufen gegen die Macht der Versuchung, und es gelang ihr, ein Bruchstück ihrer Standhaftigkeit wieder zurückzuerobern. — Es ist vorbei, also beredete sie sich selbst, die Zeit meiner Liebe liegt weit hinter mir. Ich habe nur noch einen Weg: dem Himmel zu.

Die erste Messe sollte Konrad in der Dorfkirche lesen, zu welcher Martenstein eingepfarrt war. Zu diesem Festtage rüstete sich die ganze Gegend, das Dorf und auch das Schloß. Doch hatte Frau Johanna den alten Dorfpfarrer ersucht, daß Konrad während seiner Anwesenheit im Pfarrhofe wohnen dürfe. Diesen Wunsch hörte der alte Herr mit einigem Befremden, sagte ihn aber gerne zu. Am Vorabende des Festes erschien Konrad. Er war im Gewande des Priesters, allein in dem schwarzen Talare war sein schönes Angesicht noch blasser, sein Auge noch thauiger, neben der Tonsur kräuselte sein braunes Haar noch reicher und lockender. Als er hörte, daß seine Wohnung im Pfarrhofe war, stutzte er. Noch am dunkelnden Abende ging er zum Schlosse hinauf und fand Frau Johanna im Baumgarten einsam an einem Tische sitzend, in ihrer Hand einen frisch geflochtenen Kranz aus weißen Rosen.

„Mutter," sagte er, ohne anders zu grüßen, „ich muß Dich schwer beleidigt haben, daß Du mich verstoßen hast!" Er fiel vor ihr auf die Knie, und sein ganzer Körper bebte in Schluchzen.

„Konrad!" rief sie, der Schrei war gellend, sie beugte sich, suchte ihn aufzurichten. Er haschte nach ihrer Hand und drückte diese heftig an seinen Mund.

„Kind!" sagte sie und entzog ihm die Hand rasch, fast zornig. „Du bist ja mein Kind!" hauchte sie, riß ihn mit beiden Armen an sich, bedeckte seine Stirn, seine Augen,



Digitized by Google

ſeinen Mund mit Küſſen. — Frau von Martenſtein! — Frau Johanna von Martenſtein! Küßt ſo eine Mutter? Ja wohl, er war feſtgeſchmiegt an das ſchöne Weib, wie der Säugling ſich feſtſchmiegt an die Mutterbruſt ... Aus dem Thale klangen die Kirchenglocken, da ſchleuderte Frau Johanna ihn mit einem Fluche von ſich, und ehrfurchtsgebietend wie eine Siegerin ſchritt ſie dahin unter den Bäumen. In der darauffolgenden Nacht ſchloß ſie kein Auge. Ihr Herz blutete und blutete, ſie wimmerte unter der Laſt des einſamen, freudloſen Lebens, ſie wollte beten um Kraft, um Ergebung, aber ihr Gebet rief: Lieben oder ſterben!

Am nächſten Tage, als Konrad, angethan mit prunkendem Ornat, am reichgeſchmückten Altare ſtand, auf dem Haupte eine Krone aus weißen Roſen, umgeben, bedient von einer Prieſterſchaar, umklungen, umjubelt von Muſik, wie ein Heiliger verehrt von der verſammelten Menſchenmenge, da ſaß Frau Johanna in ihrem Kirchenſtuhl, und geruhigt dankte ſie Gott, daß rein das Opfer am Altare ſtand. Konrad war anzuſehen wie eine aufrechtſtehende Leiche, ſo fahl war ſein Angeſicht, ſo ſeelenlos ſeine Bewegung, ſo erloſchen ſein Auge.

Bei der Abreiſe Konrad's war Frau von Martenſtein gefaßt, beinahe heiter. Seine Züge blieben blaß und kalt, als wären ſie zu Marmor geworden ſeit zwei Tagen. Kein heller Blick, kein warmes Wort mehr, ernſt und ſtill fuhr er davon und der Stadt zu, in welchem das Prieſterhaus ſtand.

Frau Johanna hatte ſich ſehr getäuſcht mit ihrer Siegesfreudigkeit. Als alles vorüber war, und wieder der Alltag herrſchte auf Martenſtein, als ſie ſich vorſtellte, daß das nun in unabſehbaren Zeiten ſo bleiben müſſe, daß nie mehr ein lieber Menſch das Schloß, den Baumgarten beleben würde, da krampfte es in ihrem Herzen wie hölliſche Pein.

Digitized by Google

Und in den Nächten kam es über sie wie Anklage, wie Vorwurf — eine herbe Gewissensqual. Mit welchem Rechte hatte sie den Knaben aus der Armuth gerissen, um ihn ins Elend eines Standes zu verbannen, zu dem er nicht geboren ist, wo er kein Glück finden kann? Das fahrende Leben von handwerkenden, bettelnden Dörchersleuten, ist es nicht besser als ein Lebendigbegrabensein in der Soutane? Wie liebesdurstig er ist! Etwas, das nicht ihr Eigenthum war, hat sie sich angeeignet, um es dem Vortheil ihres Seelenfriedens zu opfern. Und nun muß sie etwas, das ihr Eigenthum ist, hingeben und hinwelken sehen. Ihren Bräutigam hat sie der Kirche überantwortet, einer Braut, die ihren Gespons zur himmlischen Seligkeit erhebt oder schon auf Erden verdammt macht. — So deutlich hatte Frau Johanna noch nie gesehen, als jetzt, da es zu spät war.

Zu spät? Wann ist's zu spät? Er lebt noch, sie kann ihren Irrthum noch sühnen, ihm noch Genugthuung geben ... Das wäre die Stimme des Gewissens, meinte sie, es war aber die Stimme der Leidenschaft. Wie man auch tüfteln und deuteln mag, das Herz will seine Rechte, und Lieb' läßt sich nicht lumpen.

Und eines Tages besuchte Frau von Martenstein wieder einmal den alten Pfarrer ihres Ortes, um ihn zu fragen, ob das landwirthschaftliche Erträgniß des Jahres auf seinen Feldern wohl für die Bedürfnisse reiche, oder ob sie ihm mit etwas beispringen dürfe. Der Greis dankte, was er habe, das genüge reichlich für seinen Bedarf. Hierauf brachte die Schloßfrau Folgendes vor: Sie werde von Tag zu Tag älter, es falle ihr manchmal beschwerlich, zur Pfarrkirche herabzusteigen, besonders zur Winterszeit. Also beabsichtige sie, die alte Schloßkapelle wieder in Stand setzen zu lassen,

Digitized by Google

der Altarstein besitze urkundlich ohnehin die vorgeschriebenen Weihen, und so wolle sie täglich die heilige Messe im Schlosse lesen lassen.

„Wie alt seid Ihr denn?" fragte hierauf der Pfarrer.

„Wohl schon ziemlich in den Dreißigern," antwortete Frau Johanna.

„Und weil Ihr, die ziemlich in den Dreißigern stehende Frau, nicht herabgehen könnet zur Pfarrkirche, soll ich, der ziemlich in den Achtzigern stehende Mann, täglich zu Euch hinaufsteigen, um die Messe zu lesen?" fragte der Greis.

„Das könnte kein Christenmensch begehren," antwortete die Frau von Martenstein, „natürlich muß ich mir selbst einen Schloßkaplan halten. Und in dieser Angelegenheit wollte ich um Eurer Hochwürden Vermittelung gebeten haben. Ich dachte nämlich an Konrad, der, so viel ich weiß, noch keinen Seelsorgerposten hat, und der mit mir ohnehin in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht."

Auf solche Eröffnung versetzte der Pfarrer: „Frau, warum habt Ihr es nicht früher gesagt, daß Ihr mit dem jungen Manne zusammen leben wollet? Jetzt ist es zu spät, er hat die Weihen des katholischen Priesters, und Ihr wisset, was das heißt."

Frau Johanna stutzte, als sie ihre Gedanken also errathen sah; zwar stellte sie sich anfangs höchst überrascht wegen solcher „die gute Absicht gröblich mißkennender Deutung", machte eine schlaue Schwenkung und sagte, es müsse ja nicht gerade Konrad sein, er sei ihr nur eingefallen, sie wolle sich für einen älteren Herrn entscheiden, damit böse Zungen kein Aergerniß fänden. Allein den alten Herzenskenner täuschte sie nicht. Es war ihm ja schon früher die Neigung nicht ganz verborgen geblieben, die in dem jungen Priester für seine

Digitized by Google

Gönnerin keimte; und gerade seine plötzliche Kälte und Versunkenheit machte ihn nachdenklich. Der alte Pfarrer, in der Absicht, Schlimmes zu verhüten, schrieb an das Consistorium und sprach diesem die Meinung aus, daß es bei dem schwärmerischen Temperamente Konrad's, bei seiner weltmännischen Befähigung und der unternehmenden Thätigkeit desselben gerathen sein dürfte, den jungen Priester nicht in eine ruhige Seelsorge seiner Heimatsgegend zu setzen, sondern diese schätzbaren Eigenschaften vielmehr auszunützen etwa für Bekehrungsmissionen bei fremden Völkern. Mehr sagte der Alte nicht, das Consistorium verstand ihn vollkommen.

Mittlerweile hatte Frau Johanna auf Mittel und Wege gesonnen, Konrad wenigstens als Leutpriester auf eine der Pfarreien zu bekommen, über welche sie vermöge alter Schloßrechte das Patronat inne hatte. Es war ihr unmöglich zu denken, daß sie fürder dem lieben Menschen fern sein sollte. In einer Nacht träumte ihr, daß eine Stimme rief: Johanna, wozu verlangest du dir den jungen Priester? zum Beichten oder zum Sündigen? — Noch im Halbschlaf rief sie laut: Er ist mein Herzensfreund!

Also waren seit dem Fest der ersten Messe an sechs Monate verflossen, da erhielt Frau Johanna ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Theure Mutter!

Im Rathe der göttlichen Vorsehung ist es bestimmt, daß Menschen, die sich allzulieb haben, weit auseinander müssen. Du kannst Dich verstellen, wie Du willst, ich weiß, daß Du mich liebst. Aber wir sehen uns nicht mehr auf dieser Welt. Ueber mich ist beschlossen worden, daß ich nach Ostindien reisen muß als Missionär. Heiden

Digitized by Google

bekehren, ohne selbst bekehrt zu sein. Ich bin kein Mensch mehr, sondern ein willenloses Werkzeug, es ist alles aus, in zwei Tagen reisen wir, unser sieben, mit dem Orientzuge ab. Anders hätte es kommen können. Wie gut Du es mit mir gemeint hast! Habe Dank, Du in Ewigkeit meine Lieb' und Pein. Gedenke, dieses Leben ist bald vorbei. Vielleicht in jenem Dein Konrad."

Als Frau Johanna den Brief gelesen hatte, war ihr gar nicht so zumuthe, als müsse sie verzweifeln oder verzichten. Im Gegentheil, sie fühlte plötzlich eine bisher ungekannte Kraft und Kampflust in sich. Der Brief war voll blutigen Schmerzes und voll herber Vorwürfe. „Ich bin kein Mensch mehr!" Wer hat sein Menschenthum ihm genommen, wer muß es ihm wieder geben? — Durch des Weibes Gehirn wogten frische Pläne. — Abreise in zwei Tagen mit dem Orientzuge! Alle Dazwischenkunft in der Stadt ist zu spät. Doch zieht die Eisenbahn nicht über die Heiden? nicht durch die Dohlenschluchten, welche nur wenige Meilen von Martenstein entfernt sind? Die Station Dohlau liegt in wüster, einsamer Gegend, muß dort nicht jeder Zug stehen bleiben, um Wasser zu schöpfen? — Die Frau war entschlossen.

Konrad's Gemüth glich am Tage der Abreise einem ausgebrannten Vulcan. O, wie hatte es getobt, geloht! — jetzt war es still. Man sagte ihm, er gehe in einen fremden Welttheil, und willenlos gab er sich drein. Von seinen Genossen waren mehrere voll heller Verzückung, sprachen von den Flammenzungen des göttlichen Geistes, die niedergefallen wären auf ihre Häupter, um welche sie bereits den Heiligenschein erblickten. Fast frevelhaft hochgemuth verließen

Digitized by Google

sie die Heimat. Konrad saß ähnlich einem Marmorbildnisse einsam an einem Fenster des bereits hinrollenden Zuges und war vertieft in sein Brevier. Aber an das Gebet dachte er nicht, an nichts dachte er, der Stumpfsinn des Wehrlosen war über ihn gekommen, der Stumpfsinn des Gefesselten. Manchmal blickte er müde hinaus auf die Landschaft, und wie Wälder und Wiesen, Berge und Thäler versanken von diesem schönen Lande. Es dämmerte der Abend; wenn neuer Tag erwacht, wird Fremde um ihn sein. Ihm gleichgiltig, sein Herz ist ohnmächtig geworden. — Der Zug rollte über Heiden, rollte in einer Felswildniß, durch eine Waldschlucht. Nun stand er still. Auf dem Bahnhof brannten zuckend ein paar Laternen, gepeitscht vom Sturmwind. Niemand stieg aus, Niemand ein, an der Maschine rauschte das Wasser. Plötzlich schreckte Konrad auf, er hatte draußen seinen Namen rufen gehört. Dort an der Wand stand eine schwarze Gestalt, die rief laut, wenn in dem Zuge ein hochwürdiger Herr Namens Konrad sei, so möge er auf einen Augenblick ins Freie kommen.

Fast unwillkürlich erhob sich der Genannte und stieg aus. Die schwarze Gestalt faßte ihn an der Hand, zerrte ihn heftig in den Hintergrund durch das Thor, stieß ihn in einen bereitstehenden Wagen, die Thür schlug zu, und die Rosse trabten dahin durch Nacht und Sturm.

Als Konrad zu sich kam, merkte er wohl, daß er an Seite der Frau Johanna von Martenstein saß.

„Schon das zweitemal," sagte diese, „führe ich Dich so im Wagen heim. Du bist mein."

„Ich bin verloren," hauchte Konrad.

Von den Füßen der Pferde sprühten Funken, aus den Nüstern der Pferde stoben Flammen, fast so war es bei den grellleuchtenden Blitzen zu sehen.

Digitized by Google

„Wir fahren in die Hölle!" ſtöhnte Konrad.

„Drein geſauſt, Kutſcher!" rief Frau Johanna, ihre Arme ungeduldig in die Luft hinausſtoßend: da flohen die Felſen, die Bäume, die fahlen Strünke vorüber wie Nebelgebilde im Sturm. Aufrecht ſtand der Kutſcher und ſtach mit den Augen auf den wilden Pfad hin. Ein blendender Blitz, ein Knall, daß die Grundfeſten bebten, da ſprang, von einem Steine geſchnellt, der Wagen empor, der Kutſcher war weithin geſchleudert, und die wilden Pferde raſten entfeſſelt dahin.

„Sterben!" ſagte Konrad.

„Leben!" rief Frau Johanna, aber das wüſte Gefährte toſte leitlos, weglos hin und einem Abgrunde zu, in deſſen Tiefe gelbe Nebel wallten. Bei dem rothen Scheine einer in den Himmel emporwabernden Fichte ſahen ſie das Verderben, dem ſie in gräßlicher Eile nahten.

„Sterben!" wimmerte jetzt Frau Johanna.

„Leben!" ſchrie der Jüngling, ſprang jäh auf den Bock, erfaßte den Leitriemen und riß mit übermenſchlicher Kraft die Roſſe zurück. Dieſe ſtanden.

Mit einem Tone, in welchem Entzücken und Ehrfurcht lag, ſagte Frau Johanna zu Konrad: „Mich gereut es nicht, daß ich Dich hole, Du biſt ein Mann."

Endlich kam der Kutſcher nachgehinkt, um ſeinen Platz wieder zu beſteigen. Vom Himmel goß unendlicher Regen.

Zur Stunde des Morgengrauens, als der Wagen in den Burghof von Martenſtein gerollt war, als Konrad in ſeinem wohlbekannten, trauten Zimmer ſaß, belehrte ihn die gluthvolle Umarmung der Schloßfrau, welch eine Wendung ſein Leben genommen hatte. Und nun zeigte es ſich auch,

Digitized by Google

daß dieser junge Mensch nichts weniger war als ein Marmorbildniß, nichts weniger als ein ausgebrannter Vulcan.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Frau Johanna von Martenstein in ihre Gemächer wankte, dort in die Kissen sank und weinte. — Also mußte es geschehen! Seit Jahren hatte es in ihr gerufen: Laß ihn nicht von dir! Und seit Jahren hatte sie die Frömmigkeit gemahnt: Weihe ihn dem Herrn! Sie hatte sich beherrscht, hatte ihn hingegeben. Und nun, als er dem Herrn geweiht war, raubte sie ihn aus seinem Tempel. Was einst ein Vergehen gewesen wäre, das hatte sie reifen lassen zur schweren Sünde. — Was soll jetzt werden? Wird dieser Frevel Gottes Gnade finden? Vielleicht. Nie aber die der Kirche, nie die der Gesellschaft.

Zur späten Stunde desselben Tages trat Frau Johanna von Martenstein vor den jungen Mann und sagte: „Konrad, wir haben unser Geschick beschlossen und den Schlüssel ins Meer geworfen. — Vor einiger Zeit hat Jemand angefragt, ob Martenstein verkäuflich sei. Wohl, ich verkaufe alles, hier ist nicht mehr unseres Bleibens. Du solltest nach dem Osten, nun gehe mit mir nach dem Westen. In einer vorurtheilsloseren Welt wollen wir unser Haus gründen. Ist es Dir also recht?"

„Wie kannst Du fragen?" versetzte Konrad.

„Weil Du nun der Herr bist," antwortete sie.

Er sagte nichts mehr, um so mehr sprach sein erwachter Blick. Ein ernster Stolz, eine frisch auflodernde Daseinslust war in dem Wesen des jungen Mannes, dem die Frau in der Vollreife des Lebens sich gern unterwarf für alle ihre Zukunft.

Digitized by Google

Wenige Wochen ſpäter befand das Paar ſich auf dem großen Oceandampfer „Poſeidon". Wir überlaſſen es ſeinem guten Sterne und hoffen, daß es nach ſo abenteuerlichem Uebergange in ein gutes Geleiſe gelangen werde.

Digitized by Google

# Das Mädchen unter dem Fichtenbaum.

Ein Märchen für große Kinder.

---

Dort, wo eine Weidenau zu Ende geht und eine Steppe beginnt, ſteht ein kleiner dunkler Fichtenwald, und unter einer der uralten Fichten ſtand vor nicht langer Zeit ein ſchönes ſchlankes Mädchen und wartete.

Die Eltern des Mädchens waren kurz hintereinander auf den Kirchhof getragen worden, der Bruder war in die weite Welt gegangen, und es war Niemand vorhanden als eine alte Muhme mit wirrem Haupthaar und langem ſpitzen Kinn. Dieſe Muhme ſagte eines Tages zum Mädchen: „Dora! das Haus, in dem Du wohneſt, gehört nicht mehr Dein, das Gewand, in dem Du gehſt, iſt nicht erworben, das Brot, welches Du iſſeſt, iſt gewürzt mit herber Nachred', und das Lamm, welches wir heute ſchlachten wollten, hat in dieſer Nacht der Stöſſel-Zerg geholt. Wir haben nichts mehr Dora, Du mußt fortgehen."

Da ſagte das Mädchen: „Wohin ſoll ich gehen? Ich habe nicht gelernt, ein Haus zu bauen, ich habe nicht gelernt,

Digitized by Google

ein Tuch zu weben, ich habe nicht gelernt, das Brot zu erwerben."

„Nicht mit dem, was Du kannſt, verdiene Dir Dein Leben, ſondern mit dem, was Du biſt," alſo die Muhme. „Du biſt ein ſchönes Kind, Dora, Du biſt ein ungeheures Glück für Den, der Dich erkennt, und er wird Dir all ſein Hab und Gut zu Füßen legen."

Das Mädchen hub an zu weinen, denn es verſtand nicht, was die Muhme meinte.

„Warum biſt Du betrübt?" fragte es dieſe, „Du mußt ja munter ſein wie die Lerche im Kornfeld. Gehe nur hinaus an die ſchöne breite Straße, die ſo ſchneeweiß daliegt über das Land hin, wie ein aufgeſpanntes Leinwandfach. Dort, wo die Straße durch den dunklen Fichtenwald geht, ſtelle Dich unter einen Baum und warte, bis er kommt."

„Wer ſoll denn kommen?" fragte das Mädchen.

„Dein Bräutigam wird kommen."

„Mein Bräutigam!" alſo jauchzte das Mädchen auf. Und dann lachte es ſtill und heiter, wie ein Maiglöcklein.

„Er wird kommen und um Dich werben und Dich mit ſich führen. Aber Du mußt Dich nicht an ihm irren, denn es werden Viele vorübergehen und Dich anſchauen mit wohlgefälligen Augen und ſich ſo benehmen, als wären ſie Dein Bräutigam. Gieb acht, Kind, der Rechte iſt nur Einer! Aber mit dem geh' und dem vertrau'."

Alſo hatte das ſchöne ſchlanke Mädchen ſeine Sachen in ein Handbündel gethan, war damit auf die weiße Straße gegangen und an derſelben dahin bis zum dunklen Wald. Dort hatte es ſich unter eine uralte Fichte geſtellt und dort wartete es nun auf den Bräutigam. — Sein ſchlichtes Kleid hatte die Farbe von blaſſen Roſen, um den runden lilien-

Digitized by Google

weißen Hals hatte es ein blaues Bändchen, an welchem ein elfenbeinernes Kreuz hing — das die Mutter im Sterben ihm umgehangen als Vermächtniß. Das lichtleuchtende Haar war kraus und flaumlockig und umfloß gleichsam wie ein Heiligenschein das runde blühende Gesichtchen. Der kleine rothe Mund war nicht ganz geschlossen, es schimmerte ein weißes Zähnchen durch; die wie ein Kirschlein gewölbte Oberlippe zuckte ein wenig. Die runden tiefblauen Augen standen weit offen, denn sie schauten ja nach dem Bräutigam aus.

Am Morgen war der Thau gehangen an den Zweigen des Baumes, und in jedem Tropfen loderten Himmel und Erde in all ihren Farben und Feuern. Und zu dieser Morgenstunde schritt die Straße entlang ein junger Wanderbursche. Der hatte eine schöne geschmeidige Gestalt und einen hellen Blick, in welchem Frohsinn und Klugheit war. Auf seiner Oberlippe schattete ein braunes Bärtchen. Das Gewand, welches er trug, war ärmlich und hatte Flicken an den Ellbogen und an den Knien, und doch saß es durchaus gut auf dem ebenmäßigen Leibe. Bei sich trug er nichts als einen kleinen Korb mit Handwerkszeug und ein feines Spazierstöckchen.

Als er das Mädchen unter dem Baume erblickte, blieb er stehen, lüftete sein graues Hütchen und fragte freundlich: „Was stehst Du denn da?"

„Ich warte auf meinen Bruder, der Jäger ist und Fasanen schießt dort unten auf der Au," so log das Mädchen, denn das begriff es wohl, die Wahrheit durfte er nicht merken.

Der Bursche aber sprach: „Ich bin auch ein Jäger, der nach Arbeit jagt, habe aber keine liebe Schwester, die auf mich wartet. Darum kann ich weilen und Dir die Zeit vertreiben helfen."

Digitized by Google

„Es ist gut gemeint," antwortete sie, „doch ich vertreibe mir die Zeit und die Leut', die mir nicht gefallen, schon allein."

Der Wanderbursche wußte recht gut, wie das gemeint war, dachte aber bei sich: die Straße ist unser aller Heimat, da kann sie mich nicht hinausschaffen, und der grüne Wald ist unser aller Hütte. Er setzte sich neben sie auf den Rasen und sagte: „Die Sonne steht schon hoch über der Au. Wir wollen frühstücken miteinander."

Er zog aus dem Sacke ein schwarzes Stück Brot, brach es mitten auseinander, hielt den einen Theil dem stehenden Mädchen hinauf und sagte: „Nimm. So nimm doch. Ich habe es erst selber zu schenken bekommen und ich meine, es schmeckt doppelt, wenn gleichzeitig Zwei daran essen."

Das Mädchen ließ ein wenig das Augenlid sinken und antwortete: „Schwarzbrot! Ich bin Backwerk gewohnt zum Frühstück."

Der Bursche schwieg und aß sein Brot allein. Nach einem Weilchen jedoch fragte er sie, ob er ihr einen frischen Trunk Wasser bringen dürfe; dort am Waldrand sei eine Quelle und besseres Wasser bekäme sie auf der ganzen Welt nicht.

„Brot und Wasser!" lachte sie auf, „o Du armer Schlucker!"

Darauf sagte der Bursche nichts mehr. Er stand auf, lüftete sein Hütlein und schritt davon.

Das Mädchen blickte ihm nach. — Warum er nur schon geht? fragte sie sich, warum er es so eilig hat? Was es für ein schöner Knabe ist! Einen so schönen Menschen habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Am Ende — ist es der Bräutigam gewesen! Nein, das kann nimmer sein, es war ein Bettelmann.

Digitized by Google

Sie ſtand unter dem Fichtenbaum und wartete.

Ein mildes Lüftchen rieſelte manchmal in den Wipfeln, und in den Aeſten jubilirten die Finken und die Amſeln. Die Schatten der Bäume waren kürzer geworden und legten ſich nicht mehr hin auf die weiße Straße. Auf dieſer kam jetzt eine Staubwolke heran, in der Staubwolke rollte ein zierlicher zweiräderiger Wagen, in welchem ein blaubefrackter und hochbehuteter Kutſcher ſaß. Auf dem Bocke ritt ein junger Herr, welcher zwei Paar flinker Pferde leitete. Drohte es ſchief zu gehen, ſo griff der Kutſcher ein, und flog das Gefährte glatt dahin, ſo wies der junge Herr den aufmerkſam auf etwelche Gefahren lauernden Kutſcher zurück: „Schweig'! Das verſtehſt Du nicht."

Als ſolcher Paſſagier unter dem alten Fichtenbaum das Mädchen ſah, riß er ſo heftig an dem Leitriemen, daß die Pferde plötzlich ſtehen blieben und faſt aufbäumten. Er ſprang vom Kutſchbock, trat mit kleinen eiligen Schritten hin und rief: „He, ſchöne Maid! Unter dem Baum! und es regnet gar nicht! Ueber die Steppe? Höflichſt eingeladen, mitzufahren!"

Vier Röſſer wären ihr zu wenig, gab das Mädchen zur Antwort, und zwei Wagenräder zu viel. Ihr Vater habe zehn Pferde und keinen Wagen, denn er weide ſie auf der Steppe und verkaufe ſie an vornehme Cavaliere.

Der junge Herr hatte in der Fauſt ein Ding, mit dem er ſich den Backenbart ſtrich und in das er jetzt ein wenig hineinguckte; das Mädchen erkannte es als einen Taſchenkamm mit Spiegelchen.

„Möchte die Pferde ſehen!" ſchnarrte er nun. „Vornehmer Cavalier! Vater geadelt worden. — A propos, Kleine, ich liebe Dich."



Digitized by Google

„Und ich warte eben auf meinen Bräutigam," ſagte das Mädchen.

„Oh fatal!" näſelte er, „übrigens — thut nichts. Holt uns nicht ein. Vollblut!"

„Ich bin zwar," ſagte nun das Mädchen, „all meiner Tag in keiner ſo fürnehmen Kutſche gefahren. Möchte es aber wohl einmal. Bei Euch hätte ich es gewiß gar nicht ſchlecht, nur hat's halt einen Haken. Der Herr kommt mir etwas dumm vor, und ſo was mag ich nicht."

Der Cavalier ſtieß ein paar kurz gebrochene Laute aus und that, was in dieſem Falle ſehr klug war, er ſprang auf den Bock und ließ es davongehen. Das Mädchen blickte der Staubwolke ſchmunzelnd nach und dachte: Der war es nicht.

Es blieb ſtehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Bald war die Schwüle und die Stille des hohen Mittags. Kein Blatt regte ſich und kein Flügel. Schwerfällig und ächzend kam ein Bauernkarren herangezogen. Zwei klobige Ochſen zogen eine Ladung Getreide; auf dem oberſten Sacke ſaß ein hagerer Mann und leitete mit trägem Hi und Hottah das Gefährte. In den Wald gekommen, ſpannte er die Ochſen aus, führte ſie zwiſchen das Geſtämme hin, daß ſie ruhen konnten und Gras freſſen. Er ſelber wollte ſich in den Schatten ſeines Karrens legen, da bemerkte er am Baume das Mädchen.

„Iſt das nicht die Dora?" fragte er. „Was machſt denn Du hier ganz allein?"

Sie gab keine Antwort. Er trat hin zu ihr in den Schatten, nahm der Kühlung wegen den großen Filzhut vom Kopf, da ſah man ſein graues Haar.

„Haſt Du ſchon zu Mittag gegeſſen?" fragte er und hub an, einen kleinen Pack auseinander zu thun. „Sieh, das

Digitized by Google

langt für Zwei." Brot und Rauchfleisch und Käse. Das Mädchen schielte ein wenig so darauf hin. Es hätte schon Neigung zum Essen, und der Klaus — er war es, der wohlhabende Bauer — hatte immer eine väterliche Gesinnung für sie bewiesen, da konnte sie ja etwas annehmen. Sie setzte sich daher ein paar Schritte von ihm entfernt auf das Moos und langte bescheidentlich hinüber, als der Klaus ihr ein saftiges Stück entgegenhielt.

„Wie geht es Dir denn, seit Dir Vater und Mutter gestorben sind?" fragte er sie dann freundlich. „Verlassen wirst sein, ich glaube Dir's. An Dich denke ich oft, Dora," setzte er leise bei. Das Mädchen blickte ihn betrübt an und biß dann tapfer in das Geräucherte.

„Ich komme mir auch verlassen vor, seit mein Weib gestorben ist," fuhr er fort. „Muß mich auch wieder um was Liebes umschauen. Allein geht's nicht auf der Welt. Meinst Du auch so, Dora?"

„Freilich," antwortete das Mädchen.

„Auf meinem Hof ist kein schlechter Ort," sagte der Klaus. „Wir lassen uns nichts fehlen und das da" — er deutete auf die Getreidefuhr, „das ist wieder übrig geworden. Der dumme Stössel-Zerg wollte in der vergangenen Nacht ein Bündel davon stehlen, hat aber statt des Kornsackes einen Sack mit Scheuersand erwischt. Also habe ich gottlob immer Glück und dieses Korn führe ich auf den Markt, giebt gutes Geld. Aber jetzt zu was brauche ich denn Geld, wenn ich Dir kein seidenes Jöpplein kaufen will, Dora! Schon lange kenne ich Dich, und wie Du schön und sittsam bist, habe ich mir oft gedacht, wärest nicht zu schlecht zur Hauswirthin für meinen Hof. — Du sagst nichts. Warum sagst Du denn nichts, Dora? Korn ausführen und ein Weib heim-



Digitized by Google

bringen, das wäre mir ein glücklicher Tag. Ja, Mädel, es wäre mein heiliger Ernst. Warum sagst Du denn heute nichts zu mir?"

„Ich bedank' mich schön, Vater Klaus," flüsterte das Mädchen. Das verstand er. Vater Klaus! Freilich war er nicht mehr jung. Seit einem Menschenalter hieß es immer von ihm, er wäre ein Mann in den besten Jahren.

Trotzdem er abgewiesen war, trug er dem Mädchen noch Käse an; das dankte aber, es sei schon satt.

„Willst noch bleiben da? Oder willst mitfahren auf den Markt?" fragte er.

„Ich will noch bleiben da," antwortete das Mädchen.

Vater Klaus spannte seine Ochsen ein und fuhr langsam davon. Dora schaute ihm nach und murmelte: „Es wäre kein schlechter Ort, aber das graue Haar! Das graue Haar!"

Das Mädchen blieb stehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Es wartete, bis dem Himmel das Auge überging. Die Schatten dehnten sich wieder, an dem Fichtenstamme kletterte ein Eichkätzchen auf und ab, von der Steppe her hallte das Bellen eines Thieres. Ueber das Firmament zogen Wolken heran, theils von der Sonne beschienen, so daß sie wie Goldscheiben leuchteten, theils trübe und rostbraun, als wären sie gewitterschwer. Das Mädchen blickte unverwandt auf die Straße hin. — Jetzt könnte er doch schon bald kommen.

Und er kam. Ein stämmiger Mann mit braunem Haar und rothem Bart und mit scharfem gebieterischen Auge. Er hatte um die Lenden eine weiße Schürze geschlungen, er führte am Strick ein falbes Kälbchen, und ein großer Hund bellte hetzend um das geängstigte Thier. Dem Kalbe knickten die Vorderfüße ein, als ob es kniend um Gnade flehen

Digitized by Google

wollte, aber der Hund biß es in die Schenkel und der Mann riß es mit dem Stricke empor.

Da rief das Mädchen auf die Straße hin: „Seid doch nicht so grausam!"

Der Fleischerknecht sah hin und sagte: „Du hast recht, schönes Waldfräulein. Das Kalb ist schon müde, ich will es rasten lassen unter den Bäumen und mich zu Dir setzen."

Und als er den Strick an den Baumast gebunden hatte und zu ihren Füßen saß, sagte er: „Du bist ja die schöne Dora, die ich heiraten möchte."

„So einen, der Kälber schlachtet, nehme ich nicht," war ihre Antwort.

„Warum?" fragte er, „so Einer ist gesund und stark und hat Geld. Aber ich will Dir dieses Kalb schenken, Du kannst es aufziehen, daß es Milch und Junge giebt und Du einen schönen Viehstand bekommst."

„Ich will keinen Mann, der grausam ist," gab sie kurz zurück.

„Wenn Du mich nicht willst, so werde ich noch grausamer sein und das Thier vor Deinen Augen zu Tode hetzen lassen."

„Das könnt Ihr thun," versetzte sie noch und dann schwieg sie beharrlich auf alles, was er sagte, bis er verdrossen und roh mit Kalb und Hund seines Weges zog.

Gott behüte mich vor einem Solchen! dachte sich Dora, blieb aber stehen unter dem Baume und blieb stehen.

Nun begann der Abend zu dämmern. Das Mädchen wußte, daß es auf der Steppe Wölfe gab. Wo ist der Bräutigam? Keiner von Allen, die an diesem Tage vorübergekommen waren, konnte es gewesen sein, Jeder hatte einen so großen Fehler gehabt. Der Eine war arm gewesen, der

Digitized by Google

Andere dumm, der Dritte alt, der Vierte roh. Der Fünfte wird recht sein. Wenn er nur käme! — Es finsterte die Nacht. Lange standen die Fichtenwipfel noch schwarz in den Himmel hinein, endlich sah man sie nicht mehr und es war rabenschwarz um und um. Ueber das Mädchen war eine große Angst gekommen, aber nun konnte es gar nicht mehr weiter, weil es nicht Weg, nicht Steg fand. Und wie es über den langen Tag unter dem Fichtenbaum gestanden war, so stand es auch in der Nacht unter demselben, und ihr einziges Denken und Fühlen und Beten war: Wenn er nur käme!

Da hörte sie Schritte. Heftig pochte ihr junges Herz, vor Furcht und vor Hoffnung pochte es, und als die schweren Schritte näher kamen, that sie einen Angstruf.

„Wer ist da?" fragte eine Männerstimme.

Das Mädchen hielt den Athem ein, aber der Mann stand schon vor ihr und nahm sie an der Hand. Er hielt sie fest und als er sie an sich, mit sich zog, war der Widerstand nicht groß. Er führte sie durch den Wald, er führte sie über die Steppe, es war, als stiegen sie nieder in eine Schlucht und traten in einen unterirdischen Raum. Auf eine Schicht von Moos sank das erschöpfte Mädchen nieder und schlief.

Die Steinwand war schon grau, als es immer noch schlief und genau in derselben Lage, wie es hingesunken. So müde war sie gewesen. Am Eingange auf einem Haufen Sand saß ein Greis, der hatte ein Auge verbunden, mit dem anderen blickte er trübselig auf die Schlummernde und erwog, was da zu machen wäre. — Ein ganz einzig feiner Fang! Aber wie ihn ausnützen? Das schöne Kind verkaufen?

Endlich erwachte das Mädchen, rieb sich die Augen und sah verwundert umher. In einer Felsenhöhle war sie, von

Digitized by Google

den Wänden fielen Waſſertropfen auf das Moos herab. Die Spalte, welche den Eingang bildete, war faſt verwachſen von wuchernden Sträuchern, durch welche das Tageslicht ſpärlich hereinkam. Am Eingange, neben einem träge gloſenden Feuer, in welchem Pilze brieten, hockte ein widerlich häßlicher alter Mann in feuchte Lumpen gehüllt. Es war Stöſſel-Zerg, der Dieb. — Der bewachte ſie. Der alſo hatte ſie hierhergeführt, dem war ſie gefolgt als ihrem Bräutigam ....

Nach dem erſten Schreck lachte ſie laut auf. Ein Verzweiflungsſchrei war dieſes Lachen. Alle Anderen hatte ſie abgewieſen, weil Jeder einen Fehler gehabt. Sie wollte nur einen Fehlerloſen nehmen. Jetzt hatte ſie Einen, der alle Fehler zuſammen hatte, er war arm und dumm und alt und ſchlecht.

* * *

Darum hatte ſie ſo wild aufgelacht.

„Du lächelſt, mein Schatz," ſagte der Stöſſel-Zerg. „Ich will Dir etwas ſagen. Ein Weibsbild kann ich nicht brauchen. Einen Kameraden will ich haben in meinem Geſchäft, denn mich verlaſſen die Kräfte ſchon. Darum mußt Du jetzt in dieſen Männeranzug ſteigen und ein kecker Burſche werden, daß Du in Dachfenſter kannſt kriechen, Schlöſſer kannſt öffnen und Schätze kannſt ſammeln für mich, Deinen Herrn. Ich werde Dich ſchon unterweiſen."

Das Mädchen war klug und dachte, Männerkleider wären ein ſicherer Hort. Es zog daher das Gewand eines Bauernknechtes an, welches der Stöſſel-Zerg einſt heimlich aus einem Hofe geholt hatte, und als Dora in der Hoſe ſtak, empfand ſie auch ſchon Mannesmuth. Wohlgemuth aß ſie mit dem Greiſe die gebratenen Morcheln, dann machte

Digitized by Google

sie sich bereit, auf Beute auszugehen, und der Stössel-Zerg nickte beifällig mit dem Kopfe.

Also eilte über die Steppe ein flinker Bauernknabe dahin, und als er zur Straße kam, begegnete er zwei Landwächtern. Denen verrieth er das Nest des Stössel-Zerg. Dann lief er die Straße entlang, unermüdlich bis Mittag. Um dieselbe Zeit war es, daß er einen jungen Wanderburschen einholte, welcher ein Gewand mit Flicken trug, eine geschmeidige Gestalt hatte, an der Oberlippe ein braunes Bärtchen, und im frischen Gesicht ein betrübtes Auge.

Der Bauernknabe drückte den Filzhut tief über die Stirn herab und fragte: „Wohin gehst Du denn?"

„Das ist einerlei," antwortete der Wanderbursche.

„Gehst Du nach Arbeit aus?"

„Es ist einerlei. Im nächsten Dorfe beim Schmied ist mir Arbeit zugesagt, ich nehme sie nicht."

„Warum nimmst Du sie nicht?"

„Mich freut nichts mehr."

„Wenn Du nicht arbeitest, kannst Du nicht heiraten."

„Es ist einerlei. Gestern habe ich sie das erstemal gesehen und das letztemal. Sie will mich nicht. Ich gehe sterben."

„Willst so ganz allein sterben gehen?"

„Es ist einerlei."

„Willst Du nicht auch mich mitnehmen? Ich will auch sterben gehen."

„Was thut denn Dir weh?"

„Daß mir mein Schatz ist davongegangen. Und daß mein Schatz so traurig ist. Und daß mein Schatz will sterben gehen."

Als der Wanderbursche solches Wort gehört hatte, blieb er stehen und schaute seinen Weggenossen an. Das Mädchen schleuderte den Hut in die Lüfte und lachte.

Digitized by Google

„Gehen wir Zwei miteinander?“ fragte ſie wie ein lieber Schelm. „Ich gehe recht gern mit Dir — ſterben oder leben mit Dir, iſt mir einerlei.“

„Leben!“ jauchzte der junge Wanderburſche, ſein Auge leuchtete in lauter Frohſinn. Und hierauf ſchritten ſie ſelbander dem nächſten Dorfe zu, wo Arbeit war und wo ihre Zukunft lag. Hurtig ging der junge Schmiedgeſelle dran, ſeinen Fehler abzulegen. Und im Grunde gewöhnt ſich ein fleißiger Mann keinen Fehler ſo leicht ab, als den: arm zu ſein.

— Nehmt Euch inacht, Ihr hübſchen Dirnlein all! Nehmt Euch inacht beim Abweiſen und beim Zuſagen. Nicht Jede trifft es ſchließlich noch ſo gut wie das Mädchen, das unter dem Fichtenbaume ſtand.

§

Digitized by Google

## Wie Eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam.

Zum kleinen Moidei machen wir eine große Einleitung. Da war ein grünes, fruchtbares Thal. In demſelben lebten Weiber, lauter Weiber, und alles Uebrige war unbekannt. Außer dem bißchen gegenſeitiger Scheelſucht und außer dem bißchen Tratſch war keine Unterhaltlichkeit. Aber auch der Tratſch war ſehr mager, er hatte keinen rechten Stoff. Der Menſch muß zweiköpfig ſein, dann erſt iſt es ein Vergnügen, ſeine Sünden durchzuhecheln.

Eines war aber dabei, ein junges, kühnes Weib, das wollte nicht mitthun, ſondern trieb ſich einſam auf beſonderen Wegen um. Sie empfand, daß ſie einſam war, ohne zu wiſſen, daß ſie zweiſam ſein könnte. Gegen Sonnenaufgang des Thales war ein hohes Gebirge. Und weil jeden Morgen darüber eine Sonne aufging, ſo meinte das einſame Weib, es müſſe dort was Heißes dahinter ſtecken. Sie verſuchte daher mehrmals, das Gebirge zu beſteigen, aber ſie kam nicht hinauf. Wohl brachte ſie von ihren Ausflügen mancherlei ſeltſame Sachen mit. Einmal eine Alpenroſenknoſpe, die erſt an ihrer Bruſt ſich entfaltete, einmal das Horn eines Stein-

Digitized by Google

bockes, das sie sich an den Kopf setzte, wohin es aber nicht passen wollte. Ein andermal brachte sie ein länglich-rundes, gesprenkeltes Ding, das keines der Weiber kannte. Es ging von einer Hand in die andere, bis das Ding plötzlich barst und ein Vöglein herausſprang, daß sie anfangs erschraken, sich dann aber höchlich daran ergötzten.

Nun zogen die Weiber selbander in das Gebirge, um Vogelnester zu suchen und Eier auszuheben; aber der Einsamen wurde dieser Spaß bald langweilig, sie strebte von den Engthälern gegen die Höhen empor und immer weiter hinauf. Einmal blieb sie sehr lange aus, als sie wieder zurückkehrte, wußte sie aber auch was zu erzählen.

Sie sei so weit hinaufgekommen, bis der Boden unter ihren Füßen auf der anderen Seite wieder abwärts gegangen. Jenseits des Gebirges sei auch ein Thal, und aus demselben seien ganz eigenartige Wesen heraufgestiegen — große, knochige Menschen, und hätten Haare im Gesicht.

Ob sie gefährlich wären?

Für den ersten Augenblick schienen sie sehr gefährlich. Einer sei wie wüthend auf sie hergefahren, aber die Sache sei nicht sehr schlimm gewesen. Alsdann seien die absonderlichen Menschen in ihr Thal hinabgegangen, und sie — die Einsame — sei diesseits herabgestiegen.

Auf solche Mär wurden die Weiber höchst aufgeregt und sie stiegen höher und höher hinan in das Gebirge, muthvoll bereit, die Ungeheuer aufzusuchen.

Mittlerweile hatte sich auch im jenseitigen Thale unter den bärtigen Wesen das Gerücht verbreitet, daß sich hinter dem Gebirge Geschöpfe aufhielten, den Menschen höchst ähnlich und doch nicht mit ihnen vergleichbar. Sie seien ganz unheimlich glatt und zart und ihr Anblick könne wahnsinnig

Digitized by Google

machen. Alsogleich waren auch sie entschlossen, über so eine Nachbarschaft nähere Erfahrung einzuholen; sie stiegen ihrerseits das Gebirge hinan — und oben auf dem Rücken, wo liebliche Hochmatten waren, trafen sie sich.

Die neue Bekanntschaft fiel zur gegenseitigen Zufriedenheit aus, und bevor sie sich trennten und jeder Theil wieder in sein Thal stieg, verabredeten sie über Jahresfrist eine neue Zusammenkunft auf den Hochmatten des Gebirges.

Und so ward es, daß sie Jahr für Jahr oben zusammenkamen, die Weiber des diesseitigen und die bärtigen Wesen des jenseitigen Thales, und daß sie allemal einen Monat beisammen blieben auf dem Gebirge, um den milden Sonnenschein und den Wohlhauch der Alpenblumen zu genießen.

Allmählich erschienen im Thale der Weiber winzig kleine Geschöpfe, im Ganzen den großen ähnlich. Die Mädchen blieben bei den Weibern, die Knaben wurden in das Thal ihrer Väter geschickt. — Und es entwickelte sich ein großes Geschlecht, gewaltig an Körperkraft und an Seelengluth.

Diese tropische Sage von der Entdeckung der Männer und von dem jährlich nur einmal übersteigbaren Gebirge zwischen den beiden Geschlechtern kann uns nachdenklich machen. Wir haben es besser und sind schlimmer daran. Nichts entmannt den Mann mehr, als die beständige weibliche Gesellschaft. Die Leidenschaft und Gluth der ersten Liebe, welcher noch allerlei Hindernisse unter die Füße geworfen werden, wird lahm, sobald das Ziel ohne jeglichen Kampf täglich erreichbar ist. Wird lahm und matt und langweilig, und wie Mancher wünschte sich zwischen sich und seiner trauten Ehehälfte ein hohes Gebirge.

Zwar würde bei der heutigen Ausbildung der Touristik schließlich weder der eine noch der andere Theil den Jahreslauf

Digitized by Google

abwarten, sondern wöchentlich ein- oder gar zweimal eine Bergpartie machen. Oder es müßten die Mittel der Technik daran, um Tunnels zu schaffen durch das Gebirge, um so das Leben, welches unsere Vorfahren in seltenen, aber scharfen Dosen genossen, für den Alltagsgebrauch zu verdünnen und zu verwässern.

An die Sage der Entdeckung der Männer erinnere ich mich jedesmal, wenn ich in jene Gegend unseres Vaterlandes komme, in welcher die Weiber jährlich einmal auswandern, um, wie es heißt, sich Männer zu suchen.

In jener Gegend ist es herkömmlich, daß im Juni und Juli die Dienstmägde ihre Dienstorte verlassen, um in den „Schnitt" zu gehen. Sie haben sich das von ihren Dienstherren zum Vorbehalt gemacht und ziehen in den Sommermonaten, so lange zu Hause das Getreide noch nicht reif ist, ins Unter- oder Vorderland, wo die Wachtel lustig schlägt im Kornfeld, wo das Korn schon der vielen fleißigen Sicheln harrt, und wo sich die Schnitterinnen ein Stück Geld verdienen können.

„Sie gehen Männer suchen," ist der Spott, den man ihnen von daheim nachsendet. Und es geschieht in der That zuweilen, daß die Eine oder die Andere Einen mit heimbringt oder selber nicht mehr zurückkommt, oder wenigstens nach dem abgelaufenen Dienstjahre wieder ins Unterland zieht, wohin sie die Wachtel lockt. Bei Mancher freilich ist es nichts weiter, als daß sie nebst ihrem vollen Geldtäschchen nur noch ein anderes Andenken mit nach Hause bringt, das dann die Lust und das Leid — das Verhängniß ihres Lebens wird. — Derlei geschieht häufig — die Kornraden und die Mohnblumen, die in den Halmen wachsen, brennen gar so roth. Aeußerst selten aber geschieht es, daß Eine als Ehefrau

Digitized by Google

in den Schnitt zieht und als Jungfrau heimkehrt. Einmal ist das doch geschehen.

Der Schneidermeister Benjamin hatte seine dritte Frau genommen — ein kleines, jugendfrisches Weibchen — die Moidei. Selbstverständlich nahm er's heikel mit seiner Kleinen, und, wie er ein zwar nicht mehr junger, aber ein vierschrötiger Kerl war, so wußte er den übrigen Männern in solcher Sache Respect einzuflößen, und auch seiner Moidei. Diese ließ sich's mit dem eingeflößten Respect genug sein und hielt sich soweit brav. Das Schlimme jedoch war, daß der Meister erwerbshalber darauf angewiesen war, sein junges Weibchen zur Hochsommerszeit in den Schnitt zu schicken. Vier Wochen weg sein vom eheleiblich angetrauten Manne! Draußen im Land giebt's allerhand Leut, und so ein Weiberblut kann man nicht zwingen: Der muß Dir gefallen und Der darf Dir nicht gefallen, und Dem mußt Du eine auf die Backen versetzen, wenn er zuthunlich werden sollte. Oh, die Weiber, wenn sie fortgehen! Lassen sie ihre Treue beim Manne daheim, so gehen sie treulos fort, und nehmen sie die Treue mit sich, so kommen sie oft ohne dieselbe heim. Die Moidei nimmt sich selber mit, nimmt sich ganz mit! in ihrem Kopf wird freilich der Ehemann noch ein Weilchen hocken, aber bei ihren Augen werden andere Männer hineingucken, bei ihren Ohren werden kecke Burschе hineinsingen und flüstern, an ihre Nase werden vorwitzige Jungen duftende Rosen halten, und wenn sie in solcher Noth den heiligen Namen des Ehemannes anrufen will, da wird man ihr mit bärtiger Lippe den Mund verschließen, mit heißem Begehr umschlingt sie den Mann, der eben erst zehn Stunden weit weg war ....

So spintisirte der Meister Benjamin. Und wenn sie wenig Geld heimbringt vom Schnitt: Du mußt Dich nicht

Digitized by Google

gar viel verlegt haben aufs Schneiden! Haſt keine Zeit dazu gehabt? — Und wenn ſie viel Geld heimbringt: Iſt das alles fürs Kornſchneiden?

Die Moidei war nun draußen in Urlaufen und ſchnitt Korn auf den Dorfäckern; ihren Unterſtand hatte ſie beim Meßner genommen.

Warum juſt beim Meßner? fragte ſich der Meiſter Benjamin, warum nicht beim Wirth, beim Schuſter oder ſonſt wo? Was iſt der Meßner für ein Menſch? Ein alter Junggeſelle. Ein frommer Mann natürlich. Gott, dieſe Betbrüder, das ſind gerade die Aergſten. Man kennt dieſe Leute, wie ſie in der Kirche mit ihrem Klingelbeutel zwiſchen den Weibsbildern herumſchleifen und „Vergeltsgott" ſagen, ohne daß was hineingeworfen wird. Der Meßner von Urlaufen iſt noch nicht „fünfzig", hat — wie man hört — ſtets Backen und Kinn glatt raſirt und hat ſeinen Bartkranz hinten am Halſe wie die Schiffersleute. Die den Bart ſo tragen, das ſind allemal die Schlimmſten. Eine Glatze ſoll er haben, aber die rückwärtigen Haare nach vorn kämmen, damit man die Glatze nicht ſieht! Warum thut er das, als weil er noch jung ſein will? Und warum will er noch jung ausſchauen, als um Weiber zu bethören? — Und bei dieſem Gauch wohnt ſie, die Moidei! Einen Brief ſchreibt ſie an den Heimgeſpons: es ginge ihr ſoweit gut. Vergißt aber die Marke darauf zu kleben, daß er Strafporto zahlen muß.

Endlich iſt der Schnitt vorbei, die Moidei kehrt heim, ſpringt dem Meiſter Benjamin an die Bruſt und packt ihr Geld aus. Es iſt nicht zu viel und nicht zu wenig. Iſt verdächtig! Warum ſie's gar ſo genau macht! Wenn die Weiber ſo zärtlich ſind und ſo accurat, da haben ſie was zu verdecken. — Zudem wird gemunkelt, der Wind weht ſo

Digitized by Google

mancherlei Anspielungen hin und her vom Meßner in Urlaufen und seinem Stübel, er hatte nur eins; wohl auch einen Heuboden, aber auf den gingen die Leute nicht ein. Das ward dem guten Meister Benjamin endlich zu arg. Er kannte zwar den Meßner nicht, so wie er auch von diesem kaum gekannt sein konnte, aber eine gerade Verständigung ist zwischen Männern am besten. Der Meister schrieb dem Meßner einen Brief von wegen der kleinen Moidei, und was an der Leute Reden sei? und er, der Meßner, würde schon noch erfahren, mit wem er's zu thun habe! und unterstrich die Worte, weil man sie im Briefe nicht schreien kann.

Der Meßner in Urlaufen war bei Empfang des Briefes stark verblüfft. Was Der mit seinem Dirndel für Geschichten macht, da! dachte er. Soll's nicht schneiden ausschicken, wenn er nachher Angst hat, sie könnt' unters Stroh kommen. Das ist der „Geltsgott" dafür, daß ich sie aus Christenpflicht auf meinem Heuboden schlafen laß, daß das unerfahrene Ding nicht Schaden leidet. Soll ein andersmal der Alte selber mitgehen und sein Parasol halten übers Mädel, daß sie ja keine Sommersprossen heimbringt. — Und weil er ein gutes Gewissen hatte, wie es jedem Küster geziemt, so nahm er alsogleich ein Blatt Papier und schrieb an den Schneidermeister Benjamin:

„Ich unterzeichneder bestedige Mit mein Heiligen eid und bey der Meßner-Ehre son Urlaufen, daß die Schniderin Maria-Moidei mein Hauß als jungfrau verlassen hat.

Johann Sappel
Meßner zu Urlaufen."

Einen solchen Brief muß man sich doch hinter den Spiegel stecken. Meinst Du's nicht auch, Meister Benjamin?

---

Digitized by Google

# Wie sich der Gebirgsbauer sein Haus baut.

## Ein Sittenbild.

Wenn ich sage, daß alle über hundert Jahre alten Bauernhäuser im Gebirge aus Holz gebaut sind, so klingt das nicht besonders; auffallender, wenn ich behaupte, daß die meisten aus Holz gebauten Bauernhäuser über hundert und zweihundert Jahre stehen!

Dem Holz wäre es immerhin zuzutrauen; die alten Wälder waren aus anderem Holze, als die gegenwärtigen, degenerirten, verweichlichten. Aber dem Feuer ist es kaum zuzutrauen. Da steht das Gebäude, zunderdürr vom Fußboden bis an die Gipfel des Strohdaches, draußen fuchteln die Blitze, drinnen die Menschen mit den harzigen Leuchtspänen. Die niedrige Küche ist von Holz und mit glänzender Rußkruste überzogen, der Rauchfang aus Brettern zusammengenagelt, der Feuerhut über dem Herd aus Lehm und Stroh geflochten; schier wunderlich, daß sie nicht auch den Herd und den Ofen aus Holz gezimmert haben. Der Kranz um den Herd, der die Steine zusammenhält, ist wirklich auch hölzern, ebenso das Ofengeländer und die Thür des Ofenloches; dazu



Digitized by Google

das unvorsichtige Gebaren der Leute mit Feuer und Licht auf Dachböden, in Ställen und Scheunen, polizeiwidrig alles im höchsten Grade — und siehe, die meisten dieser Häuser müssen wegen Altersschwäche niedergerissen werden. Da muß Einer doch wahrhaftig Respect vor dem heiligen Florian bekommen, dem der Bauer den Feuerwehrdienst und zumeist auch die Feuerassecuranz anheimgestellt hat.

Kaum ein Fünftel solcher Häuser fällt dem Brande zum Opfer. Wenn die Flamme aber doch einmal anleckt dort, wo sie nicht hingehört, dann mögen die Bewohner nur eilig ihre nackten Glieder zusammenraffen und draußen von sicherer Stelle aus zusehen, wie das Schauspiel verläuft. Den Thätigsten schießt's allerdings in die Hände, als müßten sie Zuber schleppen und Wasser gegen das Feuer oder die bedrohten Theile hingießen; aber diese Sache hat lediglich nur die Bedeutung der Ceremonie.

Das Gebäude brennt zu Asche nieder mit Allem oft, was darin war. — Und aus der Asche erhebt sich noch vor Jahresfrist der Phönix.

Es ist für den Gebirgsbauern allerdings mitunter besser, er „brennt ab", als wenn er sein baufälliges Haus mit Mühe niederreißen und mit Mühe aufbauen muß, denn die Feuergarbe, die in einer Nacht das ganze Thal gluthroth beleuchtet, entflammt den Wohlthätigkeitssinn der Nachbarn weit mehr, als der staubige Moder der auseinandergerissenen Zimmerbäume.

Nichtsdestoweniger lassen sie Einen, der ein neues Haus oder auch nur ein anderes Wirthschaftsgebäude aufzuführen hat, allein. Es herrscht bei den Gebirgsbauern noch eine Zusammenhaltigkeit, von der jene Herren, die alle Humanität nur den Städtern zuschanzen, sich nichts träumen lassen.

Digitized by Google

Einen Zimmermeister, ein paar Maurer und einen Dachdecker muß sich der Bauer für seinen Hausbau bezahlen — denn diese Professionisten gehören zu jenen Leuten, die vom Unglücke Anderer leben müssen; und für ein Unglück hält es der Bauer auch, wenn's in der Reihe seiner Vorfahren und seiner Nachkommen just ihn trifft, den alten hinfälligen Bau erneuern zu müssen. Aber die Gehilfen des Zimmermeisters, ebenso die Holzknospser (Zimmerholzaushacker), die Steinbrecher, sowie das nöthige Fuhrwerk, insofern es der Bauende aus Eigenem nicht aufbringt, schicken ihm die Nachbarn, und betheiligt sich oft die ganze Gemeinde unentgeltlich daran, daß der neue Bau schöner und stattlicher ausfällt, als der alte war. Der Eine liefert die Zimmerbäume, welche, weil zumeist keine Sägemühle zur Verfügung steht, mit der Axt ausgeknospet, das heißt viereckig gehackt werden müssen. Ein Anderer führt von einer fernen Sägemühle das nöthige Bretterwerk herbei. Ein Dritter bringt den Strohschaub für die Dächer; dort oben für das Haus in der Einsamkeit erhebt die Bauordnung gegen Strohdächer keine Einsprache; nur eine steinerne Küche und ein gemauerter Schornstein ist alles, was sie heute etwa begehrt. Ein Vierter macht hölzerne Dachnägel und Thürklinken; der kostspielige Schlosser und Schmied wird so viel als möglich umgangen; selbst die Thürschlösser werden in manchen Häusern noch aus hölzernem Eisen gemacht, und von einem Sachverständigen, nämlich von einem Einbrecher habe ich einmal sagen gehört, daß er lieber drei Eisenschlösser breche, als einen hölzernen Thürriegel.

Wenn nun aber das Material da ist, und die Arbeiter an dem neuen Bau und auf demselben lustig heben und hämmern, so brauchen sie auch was zu essen. Das Ersparte



Digitized by Google

im Getreidekasten — wenn der nicht etwa niedergebrannt ist — kleckt nicht, die Arbeit ist schwer, die Leute wollen sogar gut und viel essen. Das wissen die Nachbarn recht wohl, sie schicken daher Weißbrot, sie schicken Speck und Milch, und vor Allem Butter.

An eine solche Buttersendung knüpft sich nun ein eigener, ein recht lustiger Brauch, den ich in meiner Heimat oft erlebt habe und der, wie ich höre, auch in anderen Gegenden der österreichischen Alpen herrschen soll. Das aber sage ich, wenn ich der Pfarrer wäre und in Religionssachen was d'reinzureden hätte, dieser Brauch müßte mir abkommen, selbst wenn die Butterträgerin gegen den Pfarrhof heranstiege, er müßte mir abkommen. Es ist ja eine leibhaftige Verspottung des Processionswesens, was sie da treiben!

Die Zimmerleute auf ihren hohen Gerüsten sind sehr fleißig, aber sie lauern in ihren Arbeiten fortwährend, ob nicht von irgend einer Seite eine Butterträgerin heranschleicht. Diese Butterträgerin ist gewöhnlich die dralle Kuhmagd, die Schwaigerin aus einem Nachbargehöfte. Sie trägt auf dem Kopfe einen breiten Korb oder großen Milchzuber, der mit weißem oder blumigem Tuche verbunden ist. Da drinnen in solch verdecktem Behälter ruhen denn auf breiten Schüsseln etliche gewaltig große Butterstriezel, Rahmtöpfe, Speck- oder Selchfleischklumpen. Die Magd geht gar behutsam, daß nicht etwa die schwere Last das Uebergewicht kriege. Daß sie den Kopfkorb etwa mit den Händen hielte, das gehört sich nicht, thut auch nicht noth; der Korb, oder Zuber, was es ist, ruht sicher auf dem Riegelkranz, wie ein ringartig gewundenes Tuch heißt, das die Magd als Unterlage auf dem Haupte trägt. Die Butterträgerin schleicht auf Um- und Abwegen dem Hause zu, von dem ihr das Tönen der

Digitized by Google

Zimmerbäume, das Klingen der Werkzeuge, das Lachen der Arbeiter entgegenhallt. Ihr pocht das Herz. Heimlich sucht sie die Nothhütte zu erreichen, um im Stillen der Bäuerin die Gabe ihres Dienstherrn zu übergeben.

Aber das Heimliche ist umsonst. Einer, hoch in den Dachsparren, hat sie schon bemerkt und schreit mit heller Stimme: „Geschwind, Leut', eine Buttertragerin kommt!"

Dieser Ruf ist das Signal zu einem großen Aufruhr; die Burschen springen von ihren Knospböcken, von ihren Gerüsten, von den Dächern, aus dem Innern des im Wiederhalle klingenden Baues hervor, erhaschen Bretter und Schlägel, stürzen in die Hütte um Töpfe, Pfannen, Hafendeckel, Blechschellen und was an Schrillendem und Lärmendem zu finden ist, und eilen damit der Butterträgerin entgegen. Sie klappern mit den Brettern, trommeln auf den Kübeln, schrillen und schellen mit Pfannen und Blech; sind Schußwaffen zur Hand, so werden sie abgeknallt; alte Hörner und Hirtenpfeifen gellen und schwirren auch mit; und eine solche Musikbande schreitet nun, feierlich den Zug eröffnend, der Butterträgerin voran gegen den neuen Bau. Unmittelbar vor der Trägerin kehrt ein Mann mit Besen den Weg glatt. Sacktücher und Schürzen wehen an hohen Stäben und schwingen sich und neigen sich fortwährend gegen die Priesterin, die mit ihrem Allerheiligsten da herankommt. Sie ist blaß und es zittern ihr die Füße vor Scham, vor Zorn oder auch vor Freude, je nachdem sie den Auftritt als Spott oder Ehre auslegt, was ganz von ihrem Temperament und ihrer Weltanschauung abhängt. Sie muß recht acht geben, daß ihr nicht die ganze Bescherung vom Kopfe stürzt, wie es einmal der Anbauern-Magd in Alpel passirt ist, worauf ein nichtsnutziger Junge, anspielend auf die vier Stationen

Digitized by Google

der Frohnleichnamsprocession ausrief: „Geht's her, da ist ein Evangeli mit Segen!" und sie Butter und Rahm vom Erdboden auffraßen. Mitunter thut die Magd auch wacker mit, schreit, schilt oder lacht, oder auch stellt sich hochfeierlich und läßt die Ehren mit Würde über sich ergehen, wie ein Bischof.

Was die Umgebung an Menschen hat, Alles ist um sie zusammengeeilt; die Einen streuen Gras und Blumen, die Anderen Säge- oder Hobelspäne; Andere johlen die Weisen alter Kirchenlieder; wieder Andere stellen sich hinten an und küssen den Boden, auf dem die Butterträgerin gewandelt ist.

Am Plan des Hauses, auf einem Schragen steht ein Prediger, welcher kirchliche Art und Sprüche parodirt und solche in witziger und derber Weise auf die Butterträgerin bezieht. Immer wieder ist es der kirchliche Cultus, an welchem der Bauer seinen Witz ausübt, und nicht fein springt er mit ihm um, gerade als hätte derselbe mit der Religion nichts zu schaffen. Mir liegt eine Predigt: „Auf den heiligen Einzug einer Butterin" vor, die zu derb ist, als daß ich mir sie hier wiederzugeben getraute. Dieselbe wird auch zumeist durch das Geklimper und Geschelle unterbrochen, doch später, wenn die Burschen unter sich allein sind, herumgetragen und auswendig gelernt von dem, der's noch nicht kann. Uebrigens schließt die Predigt mit einem ganz ernsthaften Dank und Lobe Gottes, der „die Kühe futtert und die Wiesen buttert".

Nach der Predigt mischt sich der Prediger wieder unter die Menge und stimmt mit ihr einen Lobgesang an, dessen Pointe sich aber nicht auf die Butterträgerin spitzt, sondern zumeist auf irgend ein paar unbeliebte Gesellen, die etwa

Digitized by Google

Hansel und Hiesel heißen mögen. Die Menge schreit im Gebettone:

Heilich, heilich, heilich,
Der Hansel ist abscheulich,
Der Hiesel, der ist ah nit schön,
Die mögen miteinandergehn.
Heilich, u. s. w.

So ist es ein übermüthiger, überaus lebendiger Zug, der sich dem Hause zu bewegt. Die Bäuerin kommt ihm schon lachend entgegen, um der Butterträgerin die Last abzunehmen.

„O lieber Narr!" ruft sie, ohne auf die Rotte weiter Rücksicht zu nehmen. „Das schickt der Tonibauer?" (Oder wie er heißen mag.) „Jesseles, Jesseles! Das ist aber schon gar alles zu viel, das! Und die Schwar'n, die's hat!"

„Um Gotteswillen, gieb Achting, Bäurin, es sind auch etlich Eier d'rin!" mahnt die Magd.

„Eier auch, sagst? Und gewiß recht große; aber so eine Gutheit vom Tonibauer! Laß vieltausendmal Vergeltsgott sagen, Deiner Bäurin! Leicht kann ich ihr's bald zurückerstatten."

„Wir bauen ja kein Haus nit!" sagt die Magd.

„Du Narrisch! Kann ja niederbrennen!" meint die Bäurin in ihren Freuden. „Aber jetzt mußt mitgehen. Geh nur mit; sei nit so gschamig. Viel kriegst eh nit. Geh' nur mit!"

Die Magd schlüpft hinter der Bäuerin in die Nothhütte; dort wird ausgepackt, bewundert und die Trägerin wird bewirthet mit Eierspeise oder Schmalzmus, während die Arbeiter draußen ihr Wesen weiter treiben.

Natürlich muß sich die Magd nun vor dem Essen und während desselben entsprechend zieren, als, sie wäre ja kein

Digitized by Google

Bröfel nix hungrig, es wäre eine rechte Grobheit, da eine Weil' essen hergehen! So sollt' die Bäurin doch wenigstens mitessen und kosten, wie sie wunders gut kochen könne — und derlei Sprüchlein mehr, auf welche die Bäuerin ihrerseits wieder etliche Redensarten in Bereitschaft hat. Wer da meint, bei den Bauern gäbe es keine Höflichkeiten, Formeln, Aeußerlichkeiten und Phrasen, der meint etwas sehr Unrichtiges. Die Bauernetikette ist die strengste und umständlichste und giebt der spanischen Hofsitte nichts nach.

Nach dem kleinen Mahle geht das „Vergeltsgottsagen", das „Dank Dir Gott der braven Nachbarin", das „Behütgottnehmen" an, und kaum ist die Butterträgerin mit dem leeren Korb aus der Hütte getreten, nimmt sie der tolle Zug wieder in seine Mitte und geleitet sie davon, wie er sie herbeigeleitet hatte. Jetzt kann man sich schon näher an sie machen und den Ehren freieren Lauf lassen. Mit Reseden und Nelken bekränzt man ihren Busen, was sie freilich nicht hindern kann, weil sie jetzt auf einmal den Kopfkorb mit beiden Händen halten muß, daß er nicht herabstürzt. Endlich rufen sie ihr zu, sie sollte bald wiederkommen! und kehren zurück zu ihrer Arbeit. Schon bei der nächsten Mahlzeit empfinden sie die Segnungen der Butterträgerin. Und am nächsten Tage kann wieder eine kommen. Es will keiner von den Nachbarn, Anrainern und Verwandten zurückbleiben und die Bauleute geben sich redlich Mühe, mit Pomp und Appetit die Gaben zu ehren.

Noch erheischt es die Sitte, daß jedem Bauernhofe, der eine Butterträgerin geschickt, etwas von dieser Butter Gebackenes zurückgesendet werde, und so sehen wir manchen Korb mit Krapfen aus der Nothhütte davontragen, woran die Arbeiter jedoch nicht Gelegenheit nehmen, ihre Freude klingend und

Digitized by Google

schrillend auszulassen. Jene Person, welche den Korb mit Krapfen trägt, wird bei der Nachbarin ebenfalls bewirthet, was wieder mit den üblichen Redensarten vor sich geht. Der Bauersmensch hat in seinem Sprachschatz nur wenige Hundert Wörter, aber um so öfter und fleißiger weiß er diese wenigen bei jeglicher Gelegenheit anzubringen.

Endlich steht das Haus fertig da und hat über der Thür einen schönen Spruch: „An Gottes Segen ist alles gelegen!" oder „Wer auf Gott vertraut, hat fest gebaut."

Indes vergißt der Eigenthümer nicht, daß er auch den Menschen was abzutragen hat und nimmt die Gelegenheit wahr, seinen Nachbarn zu beschicken mit Allem, was er hat und der Andere in der Drängniß braucht. So helfen sie sich gegenseitig und so bauen sie sich einander die Häuser. Dieselbe Zusammenhaltigkeit offenbart sich beim Gebirgsbauer auch, wenn Einer von ihnen durch verschiedene Elementarereignisse verunglückt, durch Krankheit an seinen Arbeiten verhindert wird oder irgendwie in Noth ist. Sie helfen sich gegenseitig, und das ist das Geheimniß, warum der Bauer trotz Allem so schwer umzubringen ist.

— Aber ich habe ein unseliges Postscriptum. Ich muß bekennen, daß ich's in meiner Jugend so fand, daß sich die Dinge aber geändert haben, weil die Weltkugel seither ein Stücklein weitergekugelt ist. In der Welt ist das Geld Mode geworden. Alles wird mit Geld gewogen, mit Geld bezahlt; alle Arbeitsleistungen werden nach Geld bemessen, alle Lebensmittel in Geld geschätzt. Die Wohlthätigkeit wird dabei mager; früher hat der alte Bettelmann ein Stücklein Rauchfleisch oder ein Klümplein Butter erhalten, heute bekommt er seinen Kreuzer. Manchem Bauer wäre es lieber, er dürfte seine Steuern mit Dienstleistung oder Feldfrüchten abstatten, wie

Digitized by Google

in den Zeiten der Robott und des Zehents, als mit Baargeld. Doch das Geld regiert die Welt! So brüllt der Ochs im Stall, so singen es die Vögel auf den Bäumen, so läuten es die Glocken auf dem Thurme, der Flachs auf dem Felde blüht es blau heraus und der Dünger stinkt es weit über die Aecker hin: „Geld regiert die Welt!" Da will es wohl auch der Bauer vorziehen, seinem bedrängten Nachbar die Beisteuer anstatt in Arbeitskräften und Lebensmitteln in Geld zu leisten. Und Geld hat er kein's.

Digitized by Google

# Der Meichelbumhof,

## oder wie es bei bäuerlichen Erbschaftsangelegenheiten zugeht.

So viel Leben war schon lange nicht mehr im Haus, als heute, da ein Todter drin liegt. In der Nacht ist der alte Meichelbum gestorben. Der Besitzer des Meichelbumhofes, der Vater von vier Kindern, die Gottlob schon erwachsen sind. Es wird heute noch viel geweint werden, denn Nachmittags werden sie kommen, die Schusterin von Bauschlag und die Jungdirn, die beim Vetter dient im Lackenhof, und der Holzknecht-Damel aus dem Sindelwald — lauter Kinder vom alten Meichelbum, nach denen der Wast hat schicken lassen. Der Wast ist der älteste Sohn des Hauses und dazu bestimmt, den Hof zu übernehmen. Er muß also jetzt die „ganze G'schicht" leiten, dorthin denken, daher denken, anschaffen, nachsehen überall und selber Hand anlegen. — Zum Traurigsein hat er nicht Zeit, das werdet Ihr wohl einsehen.

Das Testament hat er im Sack, und zwar im inwendigen Leibelsack, da mag er den Rock hin und her werfen, oder wechseln, wie er will. Sein erster Weg, nachdem der gute Vater todt war, ist zur großen Gewandtruhe gewesen; in

Digitized by Google

derſelben iſt ein geheimes Schubfach mit dem Baargeld. Das nimmt der älteſte Sohn zu ſich als theueres Andenken an den Verſtorbenen und verſteckt es hoch oben unter ein Dachbrett. Auch alte Silberthaler ſind noch da, von denen Niemand was weiß, ſie werden auch verſteckt. Mein Gott, wenn jetzt ſo viele fremde Leut' ins Haus kommen, man kann die Sachen nicht gut genug aufheben.

Die Erſte, die kommt, iſt die Schuſterin von Bauſchlag. Der Waſt geht ihr entgegen und ſagt betrübt: „Jetzt haben wir halt nit gut gehauſt, meine liebe Schweſter." Da hebt ſie ſchon zu weinen an, tritt an die Bahre. Der Waſt zieht das Tuch vom Haupte weg und ſagt leiſe: „Als wie wann er ſchlafen thät!" Die Schweſter, ſie denkt auch an ihren Mann, an ihre Kinder.

Bald darauf kommt die Jungdirn Seffel; ſie ſchreit auf und ſpringt ordentlich hin auf den Todten und iſt ſchier raſend vor Schmerz. Sie iſt noch jung und der Vater iſt ihr Alles geweſen. „Mein Vater! Mein Vater!" ruft ſie, „jetzt bin ich ganz verlaſſen!"

„Geſcheit ſein," ſagt ihr Bruder, „ich werd' ſchon auch auf Dich ſchauen!"

Mitten in der Nacht erſt kommt vom fernen Sindelwald herab der Damel. Er wird nur ein wenig blaß im Geſicht, als er den todten Vater ſieht, ſagt aber nichts und hält den Hut vor den Mund, daß man das Zucken der Lippen nicht ſollte merken.

„Der Damel macht ſich nicht viel daraus," ſagt der Waſt zur Schuſterin, „iſt auch ein Glück, wer's kann."

Hierauf ſetzen ſich die Geſchwiſter in dem kleinen Stübel zuſammen und berathen das Begräbniß. Sie werden alle mitzahlen, ſo ſollen ſie auch mitrathen. Die Jungdirn Seffel

Digitized by Google

will den großen Conduct haben mit allen Glocken und Muſikanten, auch Geiſtliche von der Nachbarſchaft und eine verſilberte Metalltruhen, wie der jüngſtverſtorbene Werksverwalter bekommen hat.

„Was hat er davon?“ meint der Waſt, „einfach und würdig. Fleißig beten für ihn, iſt beſſer als ſo eine herriſche Leich'.“

Derſelben Meinung ſind auch die Schuſterin und der Holzknecht. Die Schuſterin ſagt's gleich heraus, was ſie ſich denkt: „Uns geht's auch nit aufs Beſt'; dem Vater wird's lieber ſein, wenn ſeine Kinder und Enkel um das mehr zu theilen haben.“

„Iſt eh ſo,“ ſagt der Damel; er hat das Heiraten im Kopf, denn bei der letzten Beicht hat ihm der Pfarrer Anſtänd' gemacht von wegen der Liſerl.

„Was übrig bleibt,“ ſagt jetzt der Waſt, „das wird getheilt unter uns Vieren nach Recht und Gewiſſen. Ich verkürz' Euch um keinen Kreuzer, das könnt Ihr glauben. Ich möcht' keine Nachred' haben, ich nit, und brauch' auch den Segen Gottes in der Wirthſchaft. Iſt kein Spaß nit, jetzt zu übernehmen. Iſt hart anfangen für einen jungen Beſitzer. Iſt halt ein Unglück.“

Ob nicht ein Teſtament da wäre? fragt der Damel.

„Ich hab' nit nachgeſchaut,“ ſagt der Waſt ein wenig ſcharf, „wer denkt jetzt auf ſolche Sachen? Glaub's übrigens nit, daß er an ein Teſtament gedacht hat. Unter Geſchwiſtern wird das leicht wohl nit nöthig ſein, wird Eins das Andere nit drucken.“

Aehnliches wird geſprochen. Einfach und würdig wird das Begräbniß vollzogen. Die Schuſterin iſt mit ihrer ganzen Familie dabei; fünf Kinder von zwei bis acht Jahren hat

Digitized by Google

ſie, dieſe werden angeleitet, dem „Vetter Waſt ſchön die Hand zu buſſen.“ Der Holzknecht Damel ſtellt ihm ein etwa zwanzigjähriges Dirndel vor, das ſchier zu friſch iſt, um ſo viel Traurigkeit zuſammenzubringen, als für ein ordentliches Begräbniß nöthig iſt. „Ich denk', Bruder,“ ſagt der Damel, „die wirſt heut' nit das letztemal ſehen.“

„Gunn Dir's,“ antwortet der Waſt, „mir geht's dieweilen noch nit ſo gut, daß ich ans Heiraten kunnt denken.“ —

Als der Waſt von der Beſtattung des Vaters heimkommt, iſt ſchon ein Gerichtsbrief da. Für die nächſte Woche wird die gerichtliche Schätzung von Haus und Grund und allen Fahrniſſen angezeigt.

Da giebt's jetzt zu thun. Um die Uebernahms- und Erbſteuern zu verringern — „und wer wird den Herren das Geld einſpielen!“ — wird jetzt auf die Seite gebracht, was auf die Seite zu bringen iſt. Die Geſchwiſter ſollen unter der Hand entſchädigt werden; das hat ihm ſein Vater aufgetragen, und iſt auch ganz recht — denkt der Waſt. Ein Glück, daß zwei Kalben und ein junges Pferd gerade auf der Reidelalm ſind. Wenn nicht juſt darnach gefragt wird — und wer ſoll denn fragen nach der Reidelalm, die nicht zum Hof gehört? — ſo braucht man nichts zu ſagen. Von den dreißig Metzen Korn, die der Kleinmüllner ſchuldig iſt, und von etlichen ſonſtigen Poſten, die der Meichlbumhof einzubringen hat, braucht jetzt auch Niemand was zu wiſſen. Die Schuldner werden ſicherlich auch ſtill ſein, und davonlaufen können ſie nicht. Zum Nachbar Breitebner ſagt der Waſt im Vertrauen: „Sollſt an mir keinen ſchlechteren Nachbar haben, als an meinem Vater. Die Bauern müſſen ſich einander forthelfen heutzutag; gelt, Du biſt ſo gut und laßt mir ein paar Holzwägen und einen neuen Pflug in Dein

Digitized by Google

Wagenhütten herüberſtellen? Ich hab frei zu wenig Platz in meinem Hof."

Eingedenk ähnlicher Gefälligkeiten, die der Breitebner dem Meichelbum zu verdanken hat, ſtimmt er gerne bei: „Bring her, was Du willſt, ich hab' Platz genug."

„Haſt Du etwan auf der Alm nit ein feiles Paar Ochſen?" fragt der Waſt.

„Die Falchen, wenn Du ſie gut zahlſt."

„Aber borgen mußt ſie mir. Nach der Verlaßabhandlung werde ich ſchon zahlen und dieweilen laß mir die Ochſen auf Deiner Alm ſtehen, braucht Niemand vom Handel zu wiſſen."

Zur Nachtzeit geht der Waſt viel in ſeinem Hauſe herum, daß die Dienſtleute oft ſchier meinen, es poltert der Geiſt des verſtorbenen Bauers. Es iſt aber kein leeres Nachtwandeln, der junge Bauer hat zu thun. Vom Feldkaſten ſchleppt er eine dicke Speckhaut und Selchfleiſch in den Stadl und vergräbt die Sachen im Heu. Ein paar gefüllte Kornſäcke und einen ſchweren Schmalzkübel verbirgt er im Streuſchoppen, Pferdegeſchirr und Strickwerk, auch Eiſenwerkzeuge trägt er auf die Tenne und häuft Stroh darüber; den Kugelſtutzen bindet er ſogar ſorgfältig in einen Schaub, und wenn ihn etwa ein Knecht dabei erwiſcht, ſo ſagt er: „'s iſt nur, weil ich keinen Waffenpaß hab'."

Endlich iſt Haus und Hof hübſch ausgeräumt, da kommen die Schätzmänner. Es ſind beeidete Bauern aus der Gegend, Sachverſtändige ſelbſtverſtändlich, und eine Gerichtsperſon. Dieſe Gerichtsperſon hat aus Eigenem grundbücherliche Studien gemacht, hat geſehen, daß der vor Jahren erfolgte Tod der Meichelbumbäuerin keinen Nachlaß ergab, weil dem Weibe nichts verheiratet geweſen. Die Gerichtsperſon hat ſich ferner berechnet, daß der Meichelbumhof, wie er liegt und ſteht,

Digitized by Google

mit den hundertvierzig Jochen Grund und Boden an die acht oder neun Tausend Gulden werth sein kann. Jetzt sieht diese Person auch, daß der Wald stattlich dasteht und die Gebäude in gutem Zustand sind, sie beglückwünscht den jungen Besitzer zu seinem Anwesen.

„Wär' schon recht," lacht der auf, „ist halt nit alles Gold, was glänzt."

Ladet hierauf die Schätzmänner vor der Arbeit zu einer kleinen Jause, „der Weg ist weit daher und der Mensch wird hungrig und durstig. Wird für den Bauer eh bald eine Zeit kommen, wo er sich keinen Bissen Braten, keinen Tropfen Wein mehr wird gunnen können. In Gottesnamen! Sich nichts machen daraus, ist das Allerbeste. Nur zugreifen, was da ist!"

Hernach hat er mit den Vertrauensmännern zu sprechen, sie wüßten es vielleicht auch, was das heißt, ein Anwesen zu theuer zu übernehmen, man käme sein Lebtag nicht mehr heraus. „Und wenn man jetzt verkaufen möcht', was kriegt man denn für Grund und Boden, auf dem so schwere Steuern liegen? Auf die Felder schier alle Jahr Frost oder Hagel oder Trocknis, oder was Anderes. Die Dienstboten nit zu kriegen, das Vieh wohlfeil — kümmerlich geht's her, kümmerlich. Holz hat einen Werth, schon recht, aber bis man's vom Stock zur Eisenbahn bringt, das braucht auch was." So klagt er weiter, der Wast, und versichert: „Wann's nit just so der Willen von meinem seligen Vater wär', daß ich den Hof sollt' übernehmen, ich ging' davon wie die Dirn vom Tanz — heut' lieber wie morgen." Und bittet hernach um gnädige Rücksicht.

„Wird auch das Gericht nit wollen, daß wir Dir weh' thun," sagt einer der Schätzmänner so ein wenig gegen den Beamten hin, „die Steuerzahler darf man nit umbringen."

Digitized by Google

Die Gerichtsperſon ſagt nichts, ſondern thut einen erklecklichen Schluck.

Nun ſind auch die Geſchwiſter gekommen, weil ſie vom Gerichte eingeladen wurden, der Schätzung des väterlichen Nachlaſſes beizuwohnen. Nur die Jungdirn Seffel hat ſagen laſſen, ſie habe ſchon das Vertrauen zu ihrem Bruder Waſt und wolle jetzt von ſo Geldſachen nichts wiſſen. Die Schuſterin iſt bei der Schätzung mit Allem einverſtanden, ſie iſt ganz berauſcht von den vielen Zahlen und Geldbeträgen, die ſie da ausſprechen hört, ſie iſt das viele Zählen gar nicht gewohnt. Alles, was ringsum da iſt, wird aufgeſchrieben und geſchätzt, ſogar der alte Schweinstrog im Hof, und ſie berechnet von jedem heimlich jubelnd den Theil, der auf ſie und ihre arme Familie fällt.

Der Damel macht bisweilen einen gelinden Einwand. Dieſe Egge, das wiſſe er, ſei ſeinerzeit wohl auf zehn Gulden zu ſtehen gekommen, und jetzt ſolle ſie nur zwei Gulden vierzig Kreuzer werth ſein? — Korn, hätte er gedacht, müßte mehr vorhanden ſein nach der guten Fechſung im vorigen Jahr, und die Zeughütte ſei, ſo lange er noch daheim war, voller Werkzeug geweſen.

Verſetzt ihm der Waſt ganz kühl: „Wann Du etwan glaubſt, ich hab' etwas beiſeite geſchafft — überzeug' Dich, die Wege ſtehen Dir offen!"

„Aber Bruder, ich hab's ja ſo nit gemeint!" muß der Damel beſchwichtigen, und die Schätzung nimmt ihren ruhigen Verlauf.

„Die vorhandene Kücheneinrichtung auf fünfzehn Gulden!" ſchlägt der Schätzmann vor.

„Um das gehört ſie Dein," ſagt der Waſt, „ich nehm's nit dafür."



Digitized by Google

Sie ſtellen die Kücheneinrichtung auf ſieben Gulden. Aehnlich geht's weiter über Scheunen und Viehſtand und endlich über Haus und Grund.

Das hinterlaſſene Geſammtvermögen des verſtorbenen Meichelbum, als in dem Anweſen und den Mobilien beſtehend, beträgt, abzüglich der Schätzungskoſten, genau dreitauſendeinhundertachtundſiebzig Gulden und ſiebzig Kreuzer.

„Dieſe Summe," ſagt nun, als ob ſchon Verlaßabhandlung wäre, die Gerichtsperſon, „dieſe Summe in vier gleiche Hälften getheilt, bekommt einer der Erben ſiebenhundertvierundneunzig Gulden, ſiebenundſechzig einen halben Kreuzer."

„Uh, den halben Kreuzer!" ruft die Schuſterin aus.

„Den können wir ihm ſchenken," ſagt der Damel, „nachdem uns jetzt etliche Tauſender aus unſerem Säckel gezogen worden ſind."

„Wer hat aus dem Säckel gezogen?" fragt der Waſt ſcharf, „etwan dieſe Ehrenmänner?"

„Uns armen Leuten!"

„Wärſt daheim blieben! Hätteſt daheim gearbeitet, anſtatt im Holzſchlag für Deinen eigenen Säckel!" So der Waſt.

„Wer hat mich denn hinausgebiſſen?" fragt der Damel giftig. „Weißt damals —"

„Geduld haben beim Vater, krankenwarten, das hab' ich dürfen; erben wollen Andere."

„Ich verlang', was mir gebührt," ſagt der Damel, „und ausrauben laß ich mich nit!"

„Schau Deine Reden an, Holzknecht!" ruft einer der Schätzmänner, „und gieb acht, daß Du nicht eingeſperrt wirſt!"

„Das gehört dazu," ſagt die Gerichtsperſon gelaſſen, „geſtritten und geſchimpft wird bei jeder Schätzung."

Digitized by Google

Jawohl, so eine Erbschaft ist unter Brüdern ihre ewige Feindschaft werth.

„Es sind auch Schulden da," sagt der Wast, „die Krankenkosten für den Vater, die Leichenkosten, das liegt auf der Hand. Dem Breitebner ist der Vater noch ein paar Ochsen schuldig geblieben, dem Kirl-im-Graben—"

„Intabulirt?" fragt das Gericht dazwischen.

„Intabulirt oder nit, es wird wohl eine Ehrensache für die Kinder sein, die Schulden des Vaters zu zahlen, wenn sie sein Vermögen annehmen." So brav spricht er, der Wast, aber die Gerichtsperson macht Umstände und verweist auf die Verlaßabhandlung.

„Auch ein Testament ist da," sagt jetzt der Wast und bringt eine Urkunde herbei, die formrechtens giltig ist, dem ältesten Sohn das Hauswesen zuspricht mit der Bedingung, dasselbe brav zu verwalten. Dieses Testament setzt zu Gunsten des Uebernehmers die übrigen Kinder — auf den Pflichttheil.

Die Männer machen lange Gesichter. Die Schusterin fragt den Bruder Damel: „Was steht denn in diesem Brief? Ich hab's nit ausgenommen. Kriegen wir jetzt mehr?"

Der Damel sagt gar nichts. Wie ein finsteres Gewitter, das sich nicht ausgeschüttet hat, so geht er davon.

Jetzt heben aber die Laufereien zum Notar an. Die Advocatenstuben mit ihren Umstandmachereien, Vielschreibereien und ihrem Deutsch, das kaum ein geschulter Mensch, geschweige ein Bauer, und geschweige doppelt eine Schusterin von Bauschlag verstehen kann, sind wahre Folteranstalten, daß der Erbe am liebsten sagen möchte: „Laßt's mich aus, ich pfeif' (verzichte) auf den ganzen Bettel!"

Aber Leute, wie der Holzhauer Damel und die Schusterin stehen um jeden Groschen, den sie erhaschen können, sieben



Digitized by Google

Stunden lang im Fegfeuer. Es handelt ſich ja um ihre Exiſtenz, um ihre Familie, um das, worauf ſie gehofft und längſt gebaut haben. Da hocken ſie ſtunden-, tagelang in der ſtaubigen Kanzlei, ſimuliren vor ſich hin, denken ſich allerlei Finten aus, um trotzdem dann, wenn ſie vorkommen, entweder dumm wie ein Bund Stroh daher zu reden, mit ihren ſchiefen Beweisgründen Vorſtellungen zu machen, unterthänig zu jammern oder kotzengrob dreinzufahren. — Der Notar achtet weder Eins noch das Andere, ſchreibt wie eine Maſchine — die aber auch geölt werden kann — Ausſagen und Antworten auf, mißverſteht bisweilen auch den Bauersmenſchen und ſchreibt gelb, wenn jener grün meint. Jedes Gericht iſt dem Bauer ein Greuel, als wäre es das jüngſte, und es iſt wahrlich kein Wunder.

Aber wenn ſich's um eine Erbſchaft handelt, da muß man doch hingehen.

Die Verlaßabhandlung über die Hinterlaſſenſchaft des Meichelbum giebt ſich ganz einfach:

Kaufwerth und Schätzungswerth iſt bei Realitäten nicht ein und dasſelbe, darauf macht der Notar die drei Erben im Vorhinein aufmerkſam, falls ſie gegen den Uebernehmer des Hofes einen Proceß anſtrengen wollten. Der Kaufwerth kann hier möglicherweiſe an 9000 Gulden betragen. Aber jetzt kann nur vom Schätzwerth die Rede ſein, und der macht 3178 Gulden und 70 Kreuzer aus. Davon ab die Schulden, Auslagen und Gerichtskoſten, bleibt ein Reſt von 2008 Gulden $36\frac{1}{2}$ Kreuzern. Nach dem Erbſchaftsverhältniſſe wäre dieſe Summe in vier gleiche Theile zu theilen, ſo daß auf jedes der Geſchwiſter ein Betrag von 502 Gulden $9\frac{1}{8}$ Kreuzern käme.

„Uh, den Achtelkreuzer!" ruft die Schuſterin wieder aus.

Digitized by Google

„Wart' nur, Schweſter," ſagt der Damel, „wir ſind noch nit fertig, es wird viel ſein, wenn nit wir dem Bruder was draufzahlen müſſen, für das, daß er unſers Vaters Haus und Hof erbt."

Der Notar fährt fort: „Das eben Angedeutete wäre unter gewöhnlichen Umſtänden der Fall. Nun beſagt aber das Teſtament des Erblaſſers, daß die drei Kinder Damian, Juſtina und Joſefa zu Gunſten ihres älteſten Bruders Sebaſtian auf den Pflichttheil verwieſen ſein ſollen, damit es dem jungen Beſitzer möglich werde, das Anweſen aufrecht zu halten. Der Sebaſtian wird bei ſeinem guten Herzen gewiß nicht verſäumen, ſeinen Geſchwiſtern ſonſtwie manches Gute zu thun. Der Pflichttheil iſt die Hälfte der Erbſchaft und hat alſo" — mit ſtrenger Stimme — „der Sebaſtian an jedes ſeiner Geſchwiſter einen Baarbetrag von 251 Gulden $4^2/_3$ Kreuzern auszuzahlen, nebſt fünfprocentigen Zinſen vom Todestage des Vaters an."

„Wie doch das Gericht auf uns ſchaut!" ſagt der Damel mit bitterem Hohn.

Die Schuſterin iſt aber immer noch ganz glücklich. Sie hat ihr Lebtag noch nicht ſo viel Geld auf der Hand gehabt.

Anders iſt's freilich, als ſie mit dieſem Gelde zu ihrem Manne heimkommt. Der hat ſich in einfältiger Erwägung, daß der Meichelbumhof gegen die zehntauſend Gulden werth ſein könne, allermindeſtens zweitauſend Gulden verhofft und ſich damit im Geiſte ſchon eine ſaubere Werkſtatt gebaut und eine Auslage mit großem Glasfenſter auf dem Bauſchlager Kirchplatz. Vor lauter Denken und Bauen hat er ſchon die ganzen Nächte her nicht ſchlafen können. Und jetzt!

„Dieſe lumpigen paar hundert Gulden, das ſind Deine Erbſchaft? Und wo Muttersſach' noch dabei iſt, weil es dazumal

Digitized by Google

bei ihrem Tod geheißen hat, es wär' ihr nichts verheiratet geweſt! Das ſind die braven Leut! Ein Rind biſt, und Dein Bruder iſt ein Spitzbub und Dein Vater iſt ein —"

„Laß mir meinen Vater in Fried!" ruft die Schuſterin, da hat ſie ſchon ihr Theil auf der Wange. Und das iſt ihre Erbſchaft — nicht Pflichttheil, ſondern freigemeſſen.

Der Damel weiß nun, mit ſeinem Heiraten iſt's nichts. „Bettlerheirat," ſagt er, „will ich keine machen. Die Lieſerl, die werd' ich ſchon zu tröſten wiſſen und die Gemeinde, die will ich in Unköſten ſprengen, daß ihr noch darüber die Augen aufgehen werden: Man ſoll' armen Arbeitsleuten nit ſo groß Unrecht thun laſſen."

Jetzt geht er zu ſeiner jüngſten Schweſter, die beim Vetter Lackenhofer im Dienſt ſteht.

„Iſt mir frei recht," ſagt ſie, „daß ich mit Dir reden kann. Ich geb' ſchon auch was her dazu; ein Grabkreuz iſt mir eingefallen für unſern Vater."

„Ja freilich," verſetzt der Damel, „für den lieben Vater, der Dich enterbt hat!"

„Wieſo?" fragt das Dirndel, wieſo er jetzt wieder auf das zu reden käme?

„Auf den Pflichttheil ſind wir geſetzt."

„Ich verſteh' nichts davon."

„Du verſtehſt nichts davon. Ich will Dir's ſchon auslegen. Der Pflichttheil, das heißt, daß wir enterbt ſind. Den Pflichttheil *muß* er geben, und wenn er zehnmal nit will. Iſt windig genug, ein ſolcher Erſatz dafür, daß er Einen auf dieſe Welt geſetzt hat, auf dieſe Betrügerwelt, auf dieſe miſtige Welt!

„Was ſagt denn der Waſt dazu?" fragt das Dirndel „für *den* iſt's hart!"

Digitized by Google

Darauf verſetzt der Damel: „Es iſt eine Sünd' und Schand', wie Du dumm biſt, Schweſter! Aber ich ſag' das: So dumm ſein, daß man vom eigenen Bruder kreuzweis über den Löffel balbirt wird, obwohl man gar keinen Bart hat, das iſt ein Jammer; aber ſo dumm ſein, daß man's gar nicht merkt, wie Einem die Haut abgezogen wird, ſchau — das iſt eine Gnad' Gottes. — Was der Waſt dazu ſagt, fragſt! Der ſagt gar nichts, der lacht ſich ins Fäuſtel. Gut kann er's, der Lump! Zuerſt uns ausbeißen, daß wir unſer Brot fremderweis ſuchen müſſen. Uns noch glauben machen, daß wir freiwillig gehen, weil wir uns auswärts was verdienen mögen, was daheim nit hätt' ſein können, und dem Vater vormachen, es ginge uns eh gut und wir thäten gar nit mehr heimverlangen. Uns nichts zu wiſſen thun, wie der Vater krank wird. Und nachher ſich bei ihm einſchmieren, als wär' er's allein, der den Vater in den alten Tagen und in der Krankheit nit verlaßt. Und ihm ſo ein Teſtament abſchwatzen! Jetzt hat er allein wenigſtens ſiebenmal ſo viel, als wir Drei zuſammen, und doch beſchwert er ſich, daß er unſeren Bettel jetzt auszahlen ſoll."

„Laß ihm's," räth die Seffel, „laß ihm alles miteinander. Wir werden desweg' nit betteln gehen."

„Da haſt einmal recht, Schweſter. Aber das löbliche Gericht, das ja auf die armen Waiſen ſchaut, wie Du ſiehſt, das ſagt: Pflichttheil muß auf der Stell' ausgezahlt werden. Ja, das Gericht, das iſt ſo viel brav auf uns!"

Nach einer Weile hebt das Mädchen ſachte an zu weinen. — Nicht des Geldes wegen, an das hat ſie nie gedacht. Aber ſonſt! Sie muß ihrem Vater doch einmal hart weh gethan haben, daß er ſie enterbt hat....

Digitized by Google

Dieſes ſtille Hinweinen ſeines verlaſſenen Kindes hätte den alten Meichelbum noch im Grab erſchüttern müſſen, wenn ein Zuſammenſtimmen wäre in der Natur. —

Der Notar hat dem Damel gerathen, wenn ſie meinten, ſie wären verkürzt, ſo ſollten ſie klagen gehen, das Teſtament wäre freilich nicht zu ändern, aber der Hof könne noch einmal gerichtlich geſchätzt werden, da liege es! — Die Geſchwiſter einigen ſich jedoch dahin, ſie wollten auf alles miteinander pfeifen!

Und nun, meine lieben Leſer, ſage ich noch das: Dieſe Geſchichte iſt kein müßiges Zeug. Wie bei dieſem Meichelbumhof, ſo geht es auch bei hundert anderen Höfen und Häuſern zu im weiten Land — nicht minder auch in den Städten. Und ſelbſt wenn den abziehenden Waiſen nicht bloß der Pflichttheil, ſondern die ganze „Erbſchaft" zugeſchrieben wird, ſind dieſe Waiſen gegenüber dem Uebernehmer des Hofes faſt allemal noch weitaus die Geprellten. Es wird ja nöthig ſein, daß im Intereſſe der Bauernwirthſchaften und der Steuerzahler auf den jungen Beſitzer Rückſicht genommen werde, aber dann ſollen es die Herren offen ſagen, daß auch geſetzlich von einer Gleichtheilung keine Rede ſein könne, und ſollen nicht auf Schleichwegen Hand dazu bieten, oder ein Auge zudrücken, um des einen Erben Willen die anderen ſo ſchmählich zu betrügen.

Das geſchwiſterliche Verhältniß der Meichelbumleute iſt nun zerſtört. Auf das Fürnehmen, die benachtheilten Geſchwiſter gelegentlich anderwärtig zu entſchädigen, hat der Waſt längſt vergeſſen. Er hat niemals ſo viel übrig, es „klemmt" ihn alleweil ſelber, und die gereizte Stimmung gegenſeitig entfremdet und verfeindet die Blutsverwandten immer mehr. Die armen Schuſtersleute fallen fremden Leuten zur Laſt.

Digitized by Google

Der Damel macht ſich auch kein Gewiſſen daraus, ſeine Familie der Gemeinde an den Hals zu ſchicken, und wenn bisweilen von Recht und Gerechtigkeit die Rede iſt, da lacht dieſer Holzknecht allemal höchſt ungebührlich auf.

Nur die Dienſtmagd Seffel lebt ſtill und arbeitſam dahin, hat einen gutmüthigen Gruß für den Bruder Waſt, wenn ſie ihn begegnet, und alljährlich zu Allerſeelen zündet ſie eine Kerze an auf des Vaters Grab.

Digitized by Google

## Wie sich unser Landvolk bei drohenden Gefahren verhält.

In einer Hochsommernacht war's, als der Wettersturm mit rasender Wuth hinfuhr über das einsame Gehöfte in den Bergen, als der Hagel, das Feuer, das Wasser und die Lawinen zu gleicher Zeit drohten, da zündete der Bauer eine geweihte Wachskerze an, kniete hin an seinen Hausaltar und bat mit der Inbrunst eines angstvollen Herzens zu Gott und den Heiligen um Schutz. Und als er so betete, da geschah es, daß am kleinen Crucifix der Heiland sein dornengekröntes Haupt hob, den blassen Mund öffnete und die Worte sprach: „Mensch, hilf Dir selbst, dann will auch ich Dir helfen."

Der Bauer stutzte. Obwohl in festem Glauben an die Gegenwart des Allgewaltigen im Crucifixe, war er doch einigermaßen überrascht ob der Erscheinung und der Stimme, die ihn angesprochen. Aber noch mehr erstaunt war er über die Zumuthung, daß der ohnmächtige Mensch den Anfang machen müsse und dann erst der allmächtige Gott eingreifen wolle.

Digitized by Google

„O Herr!" rief er, „was kann ich thun? Kann ich die Schloßen aufhalten, daß sie meine Felder nicht verwüsten? Kann ich den Blitz bändigen, daß er mein Haus nicht anzündet? Kann ich die Wasser leiten, daß sie meinen Hof nicht zerstören? Kann ich die Lawinen festnageln, daß sie mich nicht begraben?"

Hierauf antwortete der Herr: „Das, was Du genannt, ist allerdings zum Theile meine Sache. Was die Deine ist, das soll Dir Dein Sohn sagen."

Das Gewitter ging glücklich vorüber.

Es verging eine lange Zeit, der Sohn des Bauers war erwachsen. Er war in die Schule gegangen, hatte sich auch sonst umgesehen in der Welt und machte es nun, als er den Hof übernommen, in vielen Dingen anders als sein Vater.

Wenn im Frühjahre die Nachtfröste drohten, so hatte der Alte geweihte Pflanzen und Kräuter in das Feuer gelegt, daß der solchermaßen geheiligte Rauch die böse Macht in den Lüften brechen sollte. Der Junge machte ebenfalls Feuer, aber im Freien, warf sehr viel feuchtes Laubwerk und Reisig darauf, so daß dichter Rauch die Luft erfüllte. Auch die Nachbarn thaten dasselbe, die rauchenden Feuer wurden in der Nacht unterhalten, der Rauch legte sich wie ein Pelz über das ganze Thal, und die Fröste vermochten den Reben, blühenden Obstbäumen und Gartenfrüchten nichts anzuhaben.

Der Alte hatte aus Weidenzweigen, die am Palmsonntag in der Kirche gesegnet worden waren, Kreuzlein geschnitzt und sie dann am Hange, wo Lawinen drohten, in den Rasen gesteckt. Der Junge hatte Strauchwerk und Bäume gepflanzt an den Hang, noch dazu lange Lärchenpfähle in die Erde getrieben und so die Lawinen thatsächlich festgenagelt.

Digitized by Google

Der Alte hatte in der Gewitternacht eine geweihte Kerze angezündet. Der Junge ließ ebenfalls das Licht brennen wegen der nächtlichen Gefahr, gab ſeinen Hausleuten Befehl, für alle Fälle in Bereitſchaft zu ſein. Jedem trug er genau auf, was bei plötzlichem Ausbruch eines Feuers oder Waſſers für ihn zu thun ſei. Die Stallthüren wurden geöffnet, das Vieh, ſoweit es thunlich, von den Ketten gelaſſen. Tragbare Werthgegenſtände wurden in Säcke und Kiſten gethan (daß alles bei guten Geſellſchaften verſichert war, verſteht ſich von ſelbſt), den Weibern und Kindern war eingeſchärft, im Falle eines Unglückes das verwirrende Jammergeſchrei und planloſe Umherſtürzen ſein zu laſſen, hingegen mit möglichſter Ruhe der Sicherheit zuzutrachten. Und als dergleichen Anordnungen getroffen waren, kniete auch der junge Bauer hin und betete.

Bei drohenden Seuchen hatte der Alte Bußtage angeordnet, Faſten, nächtliche Gebete in Kapellen, und Wallfahrten. Der Junge ſorgte nur, daß die gewohnte regelmäßige Lebensweiſe beachtet werde, Mäßigkeit in Nahrung, Arbeit und Ruhe, in der Kleidung und Stubenwärme, und daß übertriebene Angſt und Aufregung vermieden bleibe.

Derlei Verſchiedenheiten zwiſchen den Schutzmaßregeln des Alten und des Jungen gab es in vielen Stücken. Unglücksfälle kamen bei Letzterem freilich auch vor, aber ſie waren nicht ſo groß und vernichtend, als in früherer Zeit. Da wurde es dem Alten, der immer noch lebte, allmählich klar, was jener Traum vor dem Crucifixe zu bedeuten hatte: Menſch, hilf Du Dir, ſo helfe auch ich Dir.

Bei dem Gebirgsvolke, welches immer zwiſchen drohenden Gewalten leben muß, wie ſie im Flach- oder Hügellande unbekannt ſind, kann man ſehen, wie kaltblütig und gefaßt

Digitized by Google

die Leute zumeist bleiben, wenn das Unglück naht. Manchmal gilt es, Haus und Hof vor den heranwogenden Wildwässern zu schützen; mit ziemlicher Gelassenheit — kaum ein schnelleres Tempo als gewöhnlich einhaltend — arbeiten sie an den Schutzwerken, oft mit halbem Körper im Wasser stehend, und haben ihre Tabakspfeifen im Munde. Wenn schwerer Hagel niedergeht, daß die Dachschindelsplitter in den Lüften tanzen, die Zweige von den Bäumen fliegen und das reife Kornfeld hingemäht wird in wenigen Minuten, schmeckt dem Landmann freilich die Pfeife nicht, aber er steht ruhig an der Hausthür (wenn's der Sturm gestattet), schaut der Verheerung zu und sagt endlich seufzend: „So wäre jetzt wieder glücklich alles hin. In Gottesnamen." Was könnte er auch Anderes thun, als zuschauen? Unruh' und Verzweiflung faßt uns am sichersten dann, wenn wir uns selbst Schuld geben müssen. Elementarereignisse, die unserer Macht vollkommen entrückt sind, erwecken in uns weniger das Gefühl der Verzagtheit, als das der Andacht.

Im Allgemeinen machen Naturereignisse auf den für solche Dinge stumpfsinnigeren Landmann nicht den tiefen Eindruck, wie auf den Gebildeten; er sieht im Sommernachtsgewitter und im Schneesturm auch nicht die Schönheit, die darinnen ist.

Im Kainachthal war es bei einer Ueberschwemmung, daß in einer von Wasser eingeschlossenen Mühle der Mühlknecht und ein Bauer gefangen waren. Das Wasser hatte sie schon in das Dachgeschoß hinaufgetrieben, und von demselben aus blickten sie durch das Fenster über den weiten trüben See, in dessen Mitte die Mühle stand. An einer Seite war der nahe Bergrain, an welchem Leute umherstanden und beriethen, wie die beiden Männer aus der Mühle zu retten

Digitized by Google

wären. Es sollte erst ein Fahrzeug geschaffen werden, aber die Gefährdeten waren voll Ungeduld und riefen nach — Spielkarten! So wurde ihnen vom Raine aus ein Päckchen mit Spielkarten zugeworfen, sie erhaschten es am Fenster, gaben sich gemächlich der Unterhaltung hin und spielten mit aller Ruhe „Königrufen", bis sie gerettet werden konnten.

Im Fellachthale hatte der Dorfwirth bei einem nächtlichen Gewitter einmal ein Scheibenschießen veranstaltet. Die Scheibe war im Garten aufgestellt, der Schütze stand am Fenster und hielt den Finger am Hahn. Während der Blitzscheine zielte er, während des Blitzes drückte er los, und so geschah es, daß in einem und demselben Augenblicke der Donner, der Schuß und der Centrumpöller krachten.

Manchmal zeigt sich in den Stunden der Gefahr bei den kleinen Leuten eine große Seele.

Im Iselthal war es, zur Zeit, da die dortigen Bauernhöfe und Hütten durch Schneelawinen schwer bedroht wurden.

„Gehen wir halt in des lieben Gottes Namen schlafen," sagten die Leute am Abend, „wissen zwar nicht, ob wir wieder aufstehen werden." Da war ein altes Ehepaar, welches in einem besonders gefährdeten Häuschen lebte. Das ging jeden Abend vollständig angekleidet zu Bette. Man stellte ihm vor, daß — wenn die Lawine niederfahre — an eine Flucht aus dieser Hütte überhaupt nicht zu denken sei.

„Wohl eh' nit," antwortete der Häusler.

Warum sie hernach das Gewand anbehielten? Sagte das Weib: „Weil es halt gar so viel schiach ist, wenn man nur im Hemd oder gar mutternackt aus dem Schnee gegraben wird."

Die Schamhaftigkeit größer als die Furcht vor dem Tode.

Digitized by Google

Mit einer Art von Todesverachtung steht das Landvolk den Seuchen gegenüber. Mir ist kein Fall bekannt, daß bei heftigem Typhus oder den schwarzen Blattern, welchen besonders auf dem Lande viele Menschen zum Opfer fallen, ein Todter ohne Begleitung und den umständlichen Gebräuchen begraben worden wäre. Man pflegt sich im Hause des Todten — selbst wenn es ein verseuchtes ist — zu versammeln, Männer, Weiber, selbst Kinder, man hält die üblichen Leichenwachen ab, oft in überfüllten dunstigen Stuben, begleitet dann in langem Zuge den Sarg zur Kirche, zum Friedhof und geht hernach sorglos nach Hause. Es kann zugegeben werden, daß diese Dinge mehr aus Gedankenlosigkeit als aus Todesverachtung geschehen, allein sie würden nicht sein, wenn die Furcht vor Ansteckung so groß wäre, wie etwa bei den Städtern. Es geht bei solchen Leichenwachen manchmal gar nicht langweilig her, immer und immer wirbt das Leben um die Herzen, und so muß der Tod wohl einstweilen noch zurückstehen.

Noch erwähnt sei eine eigenthümliche Todesgefahr, in welcher jener Töpfermeister im Salzburgerland geschwebt ist. Der hatte eine vom Dorf entlegene Lehmstampfe, welche durch ein großes, sich sehr langsam bewegendes Wasserrad getrieben wurde. Das Rad ging in einer engen Radstube aus Brettern, die ein Fenster hatte gegen den Weg hinaus. Vom hochgelegenen Floße stürzte das Wasser nieder, welches durch eine Hebelvorrichtung an der Einmündung des Floßes auf das Rad oder von dem Rade abzuleiten war, je nachdem man dieses in Gang oder Stillstand haben wollte. War eines Tages der Töpfermeister beschäftigt, im Rade eine lose gewordene Taufel zu befestigen, und während er inmitten der zweifachen Radkreuze kauerte, begann von dem Holzfloß das

Digitized by Google

Wasser herabzugießen und das Rad hub an, sich langsam und schwerfällig zu bewegen. Der Mann klammerte sich an einen der Kreuzarme und begann nun mit dem Rade gedreht zu werden. Hinausspringen konnte er nicht, weil in der engen Radstube eine Zermalmung unvermeidlich gewesen wäre, auch war das Fenster zu enge, um durch rasche Wendung unversehrt ins Freie zu kommen. Anfangs meinte der Töpfer, das Rad hätte nur die Ueberschwere bekommen, würde sich einmal umdrehen und dann wieder stehen bleiben. Aber es drehte sich bei beständigem Niederströmen des Wassers immer um, der im Rade sich Festklammernde hatte den Kopf einmal oben, einmal unten, so daß er schwindelig zu werden begann. Auf seinen Hilferuf kam ein Hirtenknabe herbei, diesen bat der Mann im gehenden Rade, er möge zum Floße hinaufsteigen und den Hebel verschieben. Der Knabe lief, es zu thun, aber das Wasser strömte ungehemmt nieder, das Ungeheuer drehte sich und der Mann, der sich mit Händen und Füßen förmlich ins Rad geflochten hatte, lief schon Gefahr, das Bewußtsein zu verlieren. Nun kam der Knabe wieder zurück und berichtete weinend, er vermöge den Hebel nicht zu bewegen, es müsse etwas gebrochen sein.

„Na, gute Nacht!" sagte der Mann im Rad, „so ist's jetzt zum Sterben." Und während ihm das Wasser manchmal den Mund verlegen wollte, fuhr er fort, die Worte herauszustoßen, so oft er ans Fenster kam: „Sei so gut, Kind, und gehe ins Dorf und sag's. Und meinem Weib richte aus: Nicht verkaufen das Geschäft, Geschäftsführer nehmen und fortführen. Sie kann besser davon leben als vom Geld. Im Kleiderkasten unterhalb ist ein Sparcassabüchel. Meiner Schwester dreihundert Gulden. Für mich Jahrmessen. Ich bereue meine Sünden. Jesus, hilf mir!"

Digitized by Google

So hörte der Knabe den Mann rufen in der Radstube, da ging das Rauschen des Wassers allmählich in ein Plätschern über, versiegte endlich und das Rad stand still.

Ein vorübergehender Salinenarbeiter hatte die Gefahr erkannt und mit Einschiebung eines Brettes das Wasser abgeleitet. So kroch nun der Töpfermeister, naß wie ein Schwamm, aus dem Rade, aus dem Fenster und schaute die schöne Welt an.

Schreiber dieses hatte später Gelegenheit, den Mann zu befragen, wie ihm damals in der Todesgefahr zumuthe gewesen sei?

„Ja," meinte er, „hab' mir halt gedacht: Aus ist's, und einmal muß es auch sein. Wenn der Kopf unterhalb war, da hab' ich gar nichts denken können, war er obenauf, ist mir allemal das Weib und das Geschäft und meine Seel' eingefallen." Im Uebrigen soll ihn der Tod gar nicht einmal arg erschreckt haben.

Bei Spital am Semmering war mir eines jener thörichten Weibsbilder bekannt, die des Nachts, wenn's finster ist, sich vor Geistern fürchten. Es war ein Elend, die Magd soll unter der Decke zusammengekauert die halben Nächte lang vor Angst gebetet und gewimmert haben, bis sie in Schweiß gebadet endlich eingeschlafen. Es giebt auf der Welt — die Todesangst nicht ausgenommen — keine peinigendere Angst, als die vor Geistern. Sonst ängstigt man sich nur in Anwesenheit einer Gefahr, hier schwitzt man Blut auch in der Abwesenheit einer solchen, und die Einbildung weckt eine Welt von grauenhaften Gespenstern auf; man kann die Furcht vor ihnen nicht einmal Feigheit nennen, denn selbst die Muthigsten unterliegen dem Wahne. Feig war jene Magd nicht, denn eines Tages ließ sie sich in den Kampf mit einem Erzräuber



Digitized by Google

ein und schoß ihn todt. An einem Sonntag Vormittag, während die anderen Leute in der Kirche waren, mußte sie das einschichtige Bauernhaus hüten. Da sah sie den berüchtigten Schinder-Franz um den Hof schleichen. Die Hausthüre hatte sie versperrt, als er an derselben rüttelte, rief sie schneidig zum Fenster hinaus: Wenn er lebendig bleiben wolle, so solle er sich eilends davon machen, sie habe ein doppelläufiges Gewehr in der Hand! — Ein Weibsbild und ein Gewehr! mochte sich der Räuber gedacht haben, aber in dem Augenblick, als er mit einem schweren Holzblock die Thür einstieß, krachte der Schuß, der Einbrecher lief etliche Schritte dahin, fiel zu Boden und gab seinen Geist auf. Wenn nur auch die anderen bösen Geister so zu verjagen gewesen wären!

Einst fuhr ich auf der Rudolfs-Bahn, die damals ganz jung war und das Mißtrauen der Landleute noch nicht überwunden hatte. Neben mir saßen mehrere Bauern, wovon einer einen Korb mit lebendigen Hühnern hatte. Der Zug war in vollem Gange thalwärts, und an einer Felswand vorüber rauschte und brauste es ganz gewaltig. Plötzlich sprang einer der Bauern auf, rief um Hilfe, es seien die Bremsen gebrochen und der Zug werde im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen. Das Pfeifen der Maschine machte es noch ärger, die Bauern rangen ihre Hände und machten Miene, zum Fenster hinauszuspringen. Nur der Mann mit dem Hühnerkorb blieb ruhig. „Feierabend ist's," murmelte er und begann das Garnnetz zu öffnen, unter welchem die Thiere wogten und gackerten. „Vieherln, ihr habt es gut," sagte er zu den Hühnern, „ihr könnt zur Noth so viel fliegen, daß ein Davonkommen ist. Nur hinaus beim Fenster! Nur hinaus in die schöne Welt!" — Einzig

Digitized by Google

auf seine Hühner bedacht, ließ er sie davonflattern. Der Zug aber stürzte nicht in den Abgrund, sondern fuhr sachte in einen Bahnhof ein. Jetzt mußte der Mann aussteigen, um seine Hühner wieder einzufangen. Er erwischte sie zwar alle wieder, wurde aber höllisch ausgelacht und die anderen Bauern behaupteten nun, sie hätten ihn mit ihrem Angstgeschrei nur schrecken wollen. Mich dünkt, er hat sich bei der Geschichte tapferer benommen, als irgend Einer.

Nicht selten begiebt sich der Bauer freiwillig in Gefahr. Besonders oft ist das der Fall bei dem in den Alpenländern üblichen sogenannten Graßschneiteln. Da schnallt sich so ein Bursche scharfe Eisenzacken an die Füße und steigt vermittelst derselben auf die höchsten Fichtenbäume, um die Aeste herabzuhacken, die man als Stallstreu zu verwenden pflegt. Ist er auf dem Wipfel angelangt, so beginnt er sich damit zu schaukeln, und wenn der Baum in den richtigen Schwung gebracht ist, so versucht er es wohl manchmal, sich von dem einen Wipfel auf den Wipfel eines Nachbarbaumes hinüberzuschwingen. Wer sich einen solchen Vorgang vergegenwärtigen kann, dem wird die Gefahr desselben einleuchten. Gelingt es nicht, in einem und demselben Augenblicke, wenn der schwingende Baumwipfel dem nachbarlichen in die Nähe kommt, den letzteren zu packen, von dem einen die Eisenzacken aus- und in den anderen sicher einzuhacken, so stürzt der Mann in die Tiefe. Dem Simon Wasserhofer in Fischbach passirte es einmal, daß er sich bei einem solchen Ueberschwingen auf zwei hohen Wipfeln fest in den einen verhackte, ohne von dem anderen loskommen zu können. Jetzt hing er mit seinen zwei Beinen auf zwei verschiedenen Baumwipfeln, welche am Boden etwa sechs Schritte weit auseinanderstanden und auch mit den Wipfeln dementsprechend auseinanderzogen, so daß



Digitized by Google

der arme Simon, der sich weder von dem einen noch von dem anderen losmachen konnte, Gefahr lief, zerrissen zu werden. Da schwebte er wie ein Kreuz hoch zwischen den beiden Wipfeln, immer fruchtlos bemüht, sich zu retten — stieß aber keinen Laut aus. Die Genossen, welche auf anderen Bäumen waren, eilten herbei, und Einer stieg mit Stricken zum Simon hinauf, um ihm — er wußte selbst nicht recht wie — zu Hilfe zu kommen. Aber noch bevor dieses möglich war, verließ den Simon die Kraft, er ließ mit den Händen, die an den Aesten festgehalten hatten, los, stürzte kopfüber, ein paar Augenblicke hing er noch mit dem Fuße an einem Baum, während der andere Baum rauschend zurückwich, dann fiel er zur Erde und brach sich das Genick.

Wesentlich verringert hat sich seit einiger Zeit im Landvolke die Furcht vor den Gefahren des Soldatenlebens. Jener humane Bauernbursche kommt nicht leicht mehr vor, der auf dem Schlachtfelde dem gegenüberstehenden Feinde zurief: „Nit herschießen, es stehen Leut' da!"

Wenn man so einen Soldaten fragt, wie ihm vor dem Feinde zumuthe gewesen sei, so antwortet er: „Wie der Pulverdampf ist aufgestiegen, bin ich in eine höllische Wuth gekommen." Oder: „Wie ich die Kugeln sausen hör', hab' ich halt auch tüchtig dreingeschossen und gedacht: Bist hin oder nit, ist schon einerlei!" So schwer dem Gebirgsbewohner der Abschied von der Heimat ankommt, so sehr er oft an Heimweh zu leiden hat: auf dem Schlachtfelde ist von Rührseligkeit keine Rede mehr, mit heldenhafter Kaltblütigkeit blickt er dem Tod ins Auge, und der Fähnrich Leutegger aus dem Gurkthale rief in der Schlacht bei Magenta: „Vorwärts, Kameraden! Werden wir derschossen, so brauchen wir kein Todtenbett und kein Kerzelweib!"

Digitized by Google

Mit vorstehenden Beispielen möge der Muth unseres Landvolkes und sein Verhalten in Gefahren beiläufig gekennzeichnet sein. Die Leute meiden vielleicht möglichst alles, was mit Schlimmem droht oder rufen dagegen Gott zum Schützer und Helfer; doch in den Stunden wirklicher Noth stellen sie ihren Mann.

Digitized by Google

# Der Pfingſtkoller.

## Ein Sittenbild.

Warum ſie ſich doch gar ſo feind waren, die zwei jungen Leute! Sie lebten nicht beiſammen, ſie waren nicht miteinander verwandt, ſie hatten miteinander nichts zu thun, ſie waren ſich ganz fremd, ja miteinander nicht einmal verheiratet — und doch die große Feindſeligkeit! Er war der Jungbauer des Zeiſelhofes und ging ſie nichts an; ſie war Wieſendirn beim Teutbauer und ging ihn nichts an. — Daß Beide jung, ſauber und friſch, iſt denn das ein Urſach, ſich ſpinnefeind zu ſein?

Der Zeiſelhof und das Teutbauernhaus lagen weit voneinander ab, es zog ſich zwiſchen beiden eine tiefe Schlucht, in welcher Dornſträucher wuchſen, gleichſam, als wollte die Natur ſelbſt mit ſcharfen Ruthen winken: Jungleute! Bleibt Euch einander vom Leibe! Doch am Sonntage kamen die Leute zuſammen auf dem Dorfplatze und in der Kirche — und da war der Teufel los.

Das einemal drängte der Gregel, der Zeiſelſohn, ſich wie zufällig an der Suſi, der Teutbäueriſchen, vorüber und

Digitized by Google

trat ihr wie zufällig auf die Zehen. „Auweh!“ fühlte sie, „Auweh!“ dachte sie, aber „Auweh!“ schrie sie nicht. — Wart' nur, mein lieber Gregel, es kommt der zahlende Tag! — Einstweilen hing sie ihm Spottnamen an, und das sei ein jämmerlicher Zwerg, der den armen Mädeln auf die Zehen steigen müsse, um in die Welt gucken zu können. Ein anderesmal versetzte er ihr einen gelinden Ellbogenstoß, der zwar nicht wehthat und doch wieder wehthat, weil er höchstwahrscheinlich in der Absicht gegeben war, daß er wehethun sollte. Im Gedränge erwischte sie seinen Hut, that heimlich die Hahnenfeder herab und steckte dafür eine Brennessel hinauf. Der Gregel sah die Missethäterin nicht, ahnte sie aber, und bei einer nächsten Gelegenheit steckte er ihr meuchlings eine Handvoll Sägespäne am Nacken hinter das Kleid hinab.

„Zeiselbua! Zeiselbua!“ schrie sie ihm zornglühend ins Gesicht. — Zeiselbua! Zeiselbua! hallte es noch lange nach in ihrem bitteren Herzen. Und auf einmal wurde in der Gegend folgendes Liedchen gesungen:

„Zeiselbua! Zeiselbua!
Zeiselbua Gregel!
Er spannt drei Paar Ochsen zsamm',
Fahrt um zwei Vögel!“

Und wie nach solchen Tücken und Torten ihre Blicke sich begegneten! Herrgotts Kreuz! War das ein Feuer in den Augen! Wenn das nicht gut bewacht wird, wenn es jählings losbricht ....!

Einmal war im Sternstammhofe ein Brechelfest. Von der Nachbarschaft waren die jungen Leute zusammengeladen worden zum Flachsbrecheln und zu einem Tanz am Abende. Vor dem Tanz war eine Mahlzeit, bei welcher Weinbeersterz

Digitized by Google

aufgetragen wurde. Die Wiesendirne Susi war auch anwesend und der Zeiselhofer Gregel war ebenfalls vorhanden, und der Gregel wußte, daß die Susel den Weinbeersterz so gern esse. Vor dem Essen entwendete er ihr den Blechlöffel, feilte ihn heimlich am Halse zum größten Theile durch, und als sie nachher ihren Löffel zur Hand nahm und harmlos mit demselben in die Weinbeersterzschüssel fuhr, hatte sie auf einmal nur den Stiel in der Hand, und die Schaufel stak losgebrochen im Sterz. Das Gelächter war erschütternd, die Tischnachbarn wollten sie entschädigen und ihr mit den eigenen Löffeln Sterz in den Mund führen. Die Susi aber sagte trotzig, sie könnte sich schon selber ernähren, nahm einen anderen Löffel, that, als kümmerte sie sich nicht um den Spott, der ihren Schaden begleitete, aß tapfer drauf los und dachte: „Weiß es recht gut, wer mir's gethan hat. Wir wollen schon einmal abrechnen, falsches Bübel!"

Nicht lange hernach war Kirchweih. Der Gregel stand in Hemdärmeln, denn so einem Burschen ist immer warm, vor einer Bude und feilschte um eine Tabakspfeife; das Rauchen thut ihm zwar nicht gut, aber endlich wird es doch gelernt werden müssen, sonst glauben die Weibsbilder, er könne nichts vertragen. Das Gedränge war groß, und als der Bursche sich aus demselben hervorgewunden hatte, um ins Wirthshaus zu gehen, merkte er auf einmal, daß ihm sein Beinkleid niederwärts rutschte. Waren ihm unversehens die Hosenträger abgezwickt worden, und nun mußte er zum Gaudium der Leute das flüchtige Kleidungsstück mit den Händen halten, bis die Wirthin ihm mit frischen Banden zu Hilfe kam.

Der Gregel ahnte den Feind sofort. Und zum Ueberfluß rief ein Kamerad: „Du, das schaut der Teutbauerndirn

gleich! Willst Du Dir das gefallen lassen? Der wollen wir aber doch auch einmal etwas anthun, komm!"

„Was geht Dich die Teutbauerndirn an!" brauste der Gregel auf. Mit funkelndem Auge und mit geballten Fäusten stand er vor dem unternehmungslustigen Kameraden, daß dieser schwieg und sich verzog.

Wenige Monate später war Nicolausabend. Als die Susi in ihre Kammer ging und sich ins Bett legte, that sie einen Schreckruf. Im Bette raschelte es, Knoten und Knollen rollten durcheinander, und bei Lichte zeigte sich's, das Bett war voller Nüsse. Jetzt, das war eigentlich kein Unglück, Nüsse naschen, das that sie gerne, und den Nicolo, der ihr sie gebracht hatte, glaubte sie auch zu errathen. Sie untersuchte nur noch die Kammer, ob sich am Ende nicht auch etwas Anderes vorfinde — gottlob, das war nicht. Auch vor ihrem Dachfenster keine Leiter. Sie verschloß sorgfältig die Thür, begann Nüsse zu knuspern und schmiedete Rachepläne gegen den muthwilligen Störer ihrer nächtlichen Ruhe.

Die Leser bangen wohl nicht mit Unrecht davor, daß aus solchem Verhältnisse sich allmählich eine förmliche Blutrache herausbilden werde. Und in der That, die Susi wie der Gregel hatten kaum mehr einen anderen Gedanken, als den, was sie einander zufügen könnten. Den Winter über war wenig Gelegenheit, nur daß bei dem Faschingball der Gregel die Susi auf der Bank sitzen ließ und mit einem alten Weibe tanzte. Dafür schickte sie ihm nachher ein schön rothgefärbtes Osterei, dessen Inhalt aber schlotterte, weil es vom vorigen Jahr war. Am ersten Mai schickte ihr der Gregel einen großen Maibuschen; aber anstatt Bänder und Blumen waren dürre Besen dran.

Digitized by Google

Nun kamen die Pfingsten. Und da giebt es im Lande einen wunderlichen Brauch. Wer am Pfingstmorgen den Sonnenaufgang verschläft, dem setzen die Dirndeln einen Strohkranz aufs Haupt und rufen ihn als „Pfingstkönig" oder „Pfingstlucken" oder „Pfingstnudel" aus.

Die Susi, der keine Schwäche ihres Feindes entging, wußte auch, daß der Gregel an Sonn- und Feiertagen, wenn er sein eigener Herr war, gerne ein Stündchen über die Zeit im Bette duselte, um sich zu entschädigen für das Frühaufstehen an Werktagen. Also blieb die Susi in der Pfingstnacht wach und flocht einen schönen Strohkranz. Und als er fertig war, rief sie mehrere Genossinnen zusammen und ging mit ihnen im Morgengrauen hinüber zum Zeiselhof. Eine Dienstmagd dieses Hofes übte Hochverrath, und sie schlichen sich vorsichtig in das Gelaß, in welchem der Gregel thatsächlich noch süß schlief. Ganz sachte, sachte legte sie ihm den Strohkranz aufs Haupt und befestigte ihn noch mit einem Bändchen. Dann zog die Susi eine Schere hervor und schnitt dem schlummernden Burschen den Schnurrbart weg, aber nur auf der einen Seite, auf der anderen ließ sie ihn stehen.

Als solches vollbracht war, schlichen sie kichernd wieder davon. Und als sie vor dem Hause standen und die Sonne emporstieg über den waldzackigen Bergen, huben sie an zu rufen: „Pfingstlucken! Pfingstlucken!" Und um die Wette mit ihnen schrien, sangen die Vögel in den blühenden Kirschbäumen und auf den Giebeln des Hofes.

Jetzt erwachte der Gregel. Er richtete sich auf, da gewahrte er den Strohkranz; den riß er rasch vom Haupte, und sein erster Gedanke war: „Das hat sie mir gethan!" Wollte trotzig den Schnurrbart spitzen und fand nur mehr die eine Hälfte. — „Susi, Susi, diese Ernte wird Dir theuer

Digitized by Google

zu stehen kommen!" — Er schnitt sich die andere Hälfte seiner Manneszier weg, zog sein Feiertagsgewand an, ging in die Kirche und that, als ob nichts geschehen wäre.

Unter solchen und ähnlichen Begebenheiten verging die Zeit. Der Zeiselhofersohn aber hegte unheimliche Pläne. Was geschieht, wenn am Pfingstsonntage der Knab' zu lange schläft, das haben wir gesehen. Wie aber, wenn das Dirndel den Sonnenaufgang verduselt in seinen Kissen? Giebt es dafür kein Gericht? O ja, ein noch viel strengeres. Uralter Brauch in der Gegend ist folgender: Wenn am Pfingstsonntage das Dirndel den Sonnenaufgang verschläft, so kommen die Nachbarsburschen mit einer aus Stroh und Lappen hergestellten Puppe, die einem zerfetzten Vagabunden ähnlich sieht und lebensgroß ist. Diese Gestalt, der „Pfingstlotter" genannt (Lotter bedeutet auch so viel als wilder Liebhaber), hängen sie vor dem Fenster der Langschläferin an einen Baumast zum ewigen Spotte. Denn heilig ist die Morgenstunde der Pfingsten, sie ist voller Herrlichkeit und voll himmlischer Gnaden — kein Sterblicher sollte sie verschlafen! Und wer sie verschläft, für den hat das Volk Hohn und Spott, und der Gregel ergreift freudig diese Sitte, um an seiner so bösartigen Gegnerin die Schmach des Strohkranzes zu rächen.

Als wieder Pfingsten kam, trug sich Folgendes zu: In der Nacht ging der Gregel gegen das Teutbauernhaus, lehnte eine Leiter an das Dachfenster, hinter welchem die Susi schlief, und verhüllte das Fenster behutsam mit einem alten Lappen. Dann lud er mehrere Kameraden ein, ihm den „Pfingstlotter" herstellen zu helfen. Fleisch und Blut und Knochen aus Holzstangen und Stroh, Kleidung aus alten Lumpen, so erschufen sie den Lotter und hingen ihn an den Lindenbaum, der vor dem Fenster Susi's stand. Den Nachbarsburschen und Nachbars-

Digitized by Google

dirnen blieb das Unternehmen nicht unbekannt, ſie ſtanden früh auf und verſammelten ſich um den Teutbauernhof.

Die Suſi war zeitig erwacht und wunderte ſich, daß noch nicht der Tag hereinleuchtete zum Fenſter. Sie legte ſich auf die andere Seite und dachte, ſo könne man ja noch ein Schläfchen machen im ſüßen Frieden. Aber aus dieſem Schläfchen im ſüßen Frieden ward ſie grauſam geweckt. Plötzlich erhob ſich vor ihrem Fenſter ein ohrenzerreißendes Johlen: „Pfingſtlucken! Pfingſtlucken!" Sie ſprang aus dem Bette. Da wurde vom Fenſter auch ſchon mittelſt einer Stange der Lappen weggeriſſen und blendender Pfingſtſonnenglanz ſchlug in ihr zuckendes Auge. Und jetzt bemerkte ſie auch ſchon an dem Lindenaſt den Popanz baumeln, ſchauderhaft zu ſehen. Der Pfingſtlotter! — Das arme Dirndel brach am Bettſtufen zuſammen und hub an, herzzerreißend zu ſchluchzen.

Des befriedigten Rachegefühles voll, guckte der Zeiſelhoferſohn ſchon zur Kammerthür herein. Doch als er ſah, wie ſie im Winkel kauerte und weinte, da kehrte er zurück zu den anweſenden Burſchen und ſagte, des Uebermuthes wäre nun genug, ſie ſollten nach Hauſe gehen.

„Aha!" ſpotteten ſie, „jetzt will er ſie verſöhnen. Dabei ſind wir überflüſſig. Der Pfingſtlotter iſt halt doch auch zu etwas gut!" Sie begriffen die Wendung früher als er ſelbſt und verloren ſich.

Der Gregel hatte ſich ſchier artig zur Suſi geſchlichen, doch das erſte, was er nun erfuhr, war ein herber Ellbogenſtoß, und dabei hub die Suſi an, noch kläglicher zu weinen. Er ſtand eine Weile neben ihr und wußte weder was er ſagen, noch was er thun ſollte.

„Biſt harb auf mich?" war endlich das Wort, welches er an ſie richtete.

Digitized by Google

Sie antwortete nicht, ſondern weinte.

Ein echter Mann kann alles, nur ein Weib kann er nicht weinen ſehen, das heißt, wenn er glaubt, daß es wirklich und herzlich weint, und wenn er es — lieb hat.

Und in beinahe ſchrecklicher Klarheit ſtand es plötzlich vor dem Burſchen, daß er die Suſi lieb hatte. Aller Haß, den er bisher gegen ſie gefühlt, war eigentlich Liebe, alle Neckerei nur eine andere Art von Zärtlichkeit geweſen. Nun aber hatte es ſich herausgeſtellt, daß er mit ſeiner Zärtlichkeit ein wenig zu dick aufgetragen.

„Das haſt Du mir angethan!“ ſtieß das Dirndel endlich unter Schluchzen hervor.

Er legte ſeine Hand auf ihre Achſel, ſie ſtieß ihn nicht zurück.

„Suſanna,“ ſagte er, und ſeine Stimme war nicht ſo klingend wie ſonſt. „Suſanna, ſo ſchlimm war es nicht gemeint. Es iſt ja nur ein Scherz, den auch Andere erleben — ein Pfingſtlotter.“

„Mir liegt ja nichts an dem Pfingſtlotter,“ antwortete ſie; „aber daß Du, gerade Du . . .“

„Ja — liegt Dir denn an mir was?“ fragte er.

Ihr Weinen wurde noch heftiger. „So weh! So weh thut es mir,“ ſtammelte ſie nachher, „daß gerade Du mir alles Schlechte anthuſt!“

„Und Du?“ fragte er, „treibſt es Du anders mit mir?“

„Weil ich Dich gern hab'!“ ſtieß ſie hervor.

„Du haſt es arg mit mir getrieben,“ ſagte der Gregel, „der Pfingſtlotter wäre nicht gekommen, wenn Du mir nicht den Schnurrbart hätteſt abgeſchnitten!“

Digitized by Google

„Aber der iſt Dir ja längſt wieder gewachſen!“ rief ſie. „Die Schande, die Du mir heut' haſt angethan, wird nimmer aus.“

„Wär' nit übel!“ lachte der Burſche. „Die Schande iſt morgen ſchon aus, wenn wir Zwei zum Pfarrer gehen und uns miteinander verſprechen. Ja, Dirndel, ja, es iſt mein Ernſt! Immer hab' ich an Dich müſſen denken und nie hab' ich gewußt, wie ich mit Dir dran bin. Aber jetzt, wie ich Dich weinen ſehe, jetzt weiß ich's, jetzt ſpüre ich's, wie lieb ich Dich hab' — Dirndel, lieber als alle Leut' auf der ganzen Welt . . .“

Im Augenblick waren ihre Lippen beiſammen. Eine geraume Zeit währte es, bis ſie ſich wieder voneinander löſten.

Und am nächſten Tage waren ſie richtig beim Pfarrer. Zwei Wochen ſpäter zog die Suſanna mit Ehren ein in den Zeiſelhof.

Ob ſie ſich auch in der Ehe gegenſeitig ſo viel geneckt haben wie vor derſelben, wollt Ihr wiſſen? Mein Gott, nein! Jetzt hatten ſie andere Mittel, um einander ihre Liebe anzuzeigen. Doch das Eine muß der Gregel ſich gefallen laſſen — der Pfingſtlotter wird er genannt in der ganzen Gegend, und auch ſein Weib nennt ihn ſo in ihren zärtlichſten Stunden. Nur daß er nicht auf dem Lindenaſt hängt vor ihrem Fenſter, ſondern einen weſentlich beſſeren Platz inne hat.

Digitized by Google

# Der Schnee als Verkehrsstraße.

An einem schneienden Decembertage war's, als ich auf dem Eisenbahnzug durch ein oberländisches Gebirgsthal fuhr. Die Berghöhen in Nebel, die Wälder schwer mit Schnee belastet, in den Schluchten hie und da eine Hütte, ein Hof, halbvergraben im Schnee.

„Ach, mein Gott," sagte einer der Mitreisenden, der sehr behaglich in seinem Fauteuil lehnte und etwas geringschätzig gegen das Fenster blickte, „im Sommer mag's schön sein hier, aber im Winter muß es ein trauriges Leben sein in dieser Gegend, so ganz abgeschlossen von aller Welt, so ganz verloren!"

Ein Mann, der am Fenster saß und schon lange mit einer gewissen Sehnsucht hinausgeblickt hatte in die winterliche Gebirgsgegend, wandte sich jetzt zu dem, der obige mitleidige Bemerkungen gemacht, und sagte: „Es ist nicht so schlimm. Bei den Gebirgsbauern geht's im Winter lustiger und geselliger zu als im Sommer, und der Schnee ist wie das Meer: scheinbar trennt er, in der That verbindet er die Menschen miteinander."

Digitized by Google

„Wieso, wieso?" fragte der fremde Reisende, „Sie sehen doch, wie die Schneelasten Weg und Steg vermauern und alles unter sich begraben wollen!"

„Das ist nur heute so," sagte der Andere, „das ist nicht hier allein so; auch in den Städten muß jetzt ein Heer von Schneeschauflern thätig sein, soll der Verkehr fortbestehen, und ich bürge nicht dafür, daß wir heute auf der Eisenbahn nicht stecken bleiben. Den Landmann da drüben in seinem einsamen Hof ficht das nicht an. Mit allem Bedarf für den Winter versehen, bleiben an den stürmischesten Tagen die Leute hübsch in der Stube, vertreiben sich die Zeit mit Spänekliebien, Garnspinnen, mit Ausbessern von Geräthen oder mit Kartenspielen. Der Weg zu der gegenüberliegenden Tenne und Stallung muß freilich offen gehalten werden, weil man Stroh zu bereiten und Vieh zu füttern hat. Weiters kümmert man sich heute nicht um die Welt. Wird's in der warmen Stube finster, so zündet man den Leuchtspan an, trinkt Milch oder Most, unterhält sich mit Geschichtenerzählen oder Liedersingen, oder — wenn ein paar muntere Burschen und Mädeln da sind — mit Schwänkemachen. Jeder weiß eine Schnurre, ein Spiel, eine Posse, und es bleibt kaum Zeit für das Rosenkranzgebet, das der Hausvater am Abende anzustimmen pflegt. Von neun Uhr Abends bis fünf oder sechs Uhr Früh ist Zeit genug, um sich auszuschlafen, wenn es die fleißige Magd nicht etwa vorzieht, tief in die Nacht hinein bei ihrem Nähkorb zu sitzen und für sich oder ihren Schatz die Strümpfe zu stopfen, die Hemden zu flicken.

Der Bauer setzt auf den Schneefall schon seine Speculation. Das wird wieder einmal ein Schlittweg, Gottlob! Jetzt kann's nachher vorwärts gehen. — Und in der That, am nächsten Tage, wenn das Schneien aufgehört hat, da heißt's:

Digitized by Google

Hinaus! Der Schneemaſſen ſind ſtellenweiſe ganz gewaltige, aber man braucht ſie ja nicht überall wegzuſchaffen; zuerſt, ſo lange ſie noch locker ſind, geht man mit Schneereifen darüber; ein paar ſtarke Ochſen ziehen einen breiten Schlitten dahin, der Schnee ſetzt ſich feſt und giebt eine vortreffliche Bahn. Hoch an den Berghängen oder in den hinteren Schluchten hat man den Sommer über Brennholz, Bauholz, Kohlenholz zuſammengeſchleppt, dieſe Laſten werden jetzt über den Schnee mit geringer Mühe zu Thal, zur Kohlſtatt, ins Dorf, zur Eiſenbahn geſchafft. Ebenſo werden die Kohlen, die Streufuhren, von Steinbrüchen die Steine weiter befördert. Manche Häuſer, die hoch am Berge ſtehen, laſſen ihre Lebensmittel gerne erſt im Winter heimholen. Den Zugochſen werden, wie den Pferden, die Hufe beſchlagen, und ſo ziehen ſie auf Schlitten oft gewichtige Laſten den ſteilen Berg hinan, ohne beſondere Anſtrengung. Der Bauer wartet darum ſehnſüchtig auf Schnee, der die rauhen Wege glättet. Dann will er auch einmal eine luſtige Schlittenfahrt machen zum Kirchdorf, oder gar ins Kreisſtädtchen, und ſo ſind zur Winterszeit die Wege und Straßen belebter als im Sommer. Im Sommer kann's der Eſchbauer mit ſeinen flinken Rößlein nicht unternehmen, mit dem Eiſenbahnzug wettzulaufen, im Winter kann er's. Und ſo ein einmal feſtgebahnter Schlittweg hält wochenlang, monatelang; neuer Schneefall beſſert ihn immer von neuem aus. Erſt im März, wenn das Thauwetter kommt, wird's ungemüthlich im Gebirge, die Wege werden grundlos, die Stege und Brücken ſind gefährdet durch Lawinen und Hochwaſſer. Das Waſſer iſt dem Gebirgsbauer immer unangenehm, der Schnee ſelten. Nie ſind die Wege und Gaſſen ſo belebt als im Winter; auch das Stöbern und Schneetreiben vermag es nur ſelten, die Leute in ihre Schlupf-



Digitized by Google

winkel zu scheuchen. Wo das Schlittschuhlaufen nicht der Brauch ist, da ergötzen sich die Dorfburschen mit Eisschießen, die Knaben mit Schneeballenwerfen und Schandern (Schlittenrutschen von den Lehnen nieder); es ist ein munteres Lärmen und Schellen auf den Straßen, und von den hintersten Berghütten kommen die Leute zur Winterszeit heraus aus ihren fernen Winkeln. Ja man kann sagen, der Winter ist auf dem Lande dem geselligen Leben und Verkehr weitaus günstiger, als die übrigen Jahreszeiten. Von einem Abgeschlossensein der Einzelhöfe ist, mit Ausnahme bei etwa außerordentlichen Stürmen, schon gar keine Rede. In sturmvollen Tagen kann es ja wohl einmal geschehen, daß ein Kranker ohne Arzt und Priester versterben muß, weil des Unwetters wegen keiner zu erreichen ist, und daß der Leichnam länger auf seinem Bahrbrett liegen bleibt, als es das Gesetz vorschreibt und den Hinterbliebenen lieb ist. Aber derlei kommt selbst in den unwirthlichsten Gegenden, wo noch Menschen wohnen, alle zehn Jahre kaum einmal vor. Im Allgemeinen wirkt der Winter gesellschaftlich belebend und die Leute freuen sich stets auf ihn; da sind die Tage kürzer, die Nächte länger, die Arbeiten weniger anstrengend, und die Wirthshäuser bestellen Musikanten und der Kaufmann Spielkarten, und zu Weihnachten wie in den Faschingtagen wimmelt es im Kirchdorf trotz Schneegestöbers von munteren Menschen aus allen Höhen und Engthälern, und selbst auf ihren Heimgängen zu spätnächtiger Stunde finden sie ihren Weg."

Als der Mann am Fenster — der wohl selbst zu der Classe der Winterbären gehören mochte — so berichtet, stand der Eisenbahnzug still und der Schaffner erklärte, sie könnten nicht mehr weiter; das Schneetreiben habe die Bahn manns-hoch verlegt.

Digitized by Google

Trübselig blickten wir zu den Fenstern hinaus auf die Landstraße, wo die Bauernschlitten leicht und lustig hinglitten. Endlich verließen wir unsere Polstersitze im Wagen und mietheten bis zur nächsten Station einen Bauernschlitten, auf welchem der Fremde nun thatsächlich die Erfahrung machen konnte, daß der Winter die Leute im Gebirge nicht voneinander abschließt, vielmehr munter mitsammen verbindet.



Digitized by Google

# Die goldene Hochzeit.

Es giebt sehr viele Leute, welche auf dem Welttheater das Bauernthum für nichts weiter, als für einen decorativen Hintergrund halten. Und in der That, den Haupthandelnden gegenüber, welche sich einbilden, die Weltgeschichte zu machen, besorgt das Bauernvolk scheinbar nur die Statistenrollen. Es wirkt decorativ durch die Massen, Stimmung machend durch das Gewoge und den Chor und wird geleitet je nach dem Bedürfnisse des dramatisch Handelnden. Das ist scheinbar so. Welttheater! In Wirklichkeit lebt sich das tief und ewig Menschliche im Volke und vor Allem im Landvolke aus. Hier ist das ursprünglich Geniale, der himmelanflammende Idealismus, der heldenmüthige Opfermuth, die welterschütternde Leidenschaft, hier ist die Schaffensfreude, die Kraft und die Gewalt. Daß diese Kraft in gewöhnlichen Zeitläuften lenkbar ist, das bildet die Macht und Bedeutung der sogenannten großen Männer. Aber diese Lenkbarkeit des Volkes ist im Grunde eng begrenzt. Was wäre aus dem Bauernthume längst geworden bei der tollen Willkür der Parteien, wenn es wäre wie biegsames Wachs, wie ein

Digitized by Google

ſchwankendes Rohr! Auch das Bauernthum ändert ſich, aber nicht ſprunghaft, wie die von der Laune des „Zeitgeiſtes" hin und her geblaſenen Cultur- und Modemenſchen, es ändert ſich allmählich, organiſch wie ein Baum, und ſeine Jahresringe ſind die Generationen.

Wer das menſchlich Tüchtige und Beſtändige ſucht, wer die anſpruchsloſe Güte und den Takt des Herzens, den unberechneten und nicht eingelernten, kennen lernen will, nur im Landvolk wird er all das finden, und zwar in ſolcher Allgemeinheit, als es der Grundzug des Charakters iſt. Aber er muß nicht bei den Reichſten und nicht bei den Aermſten ſuchen, und er muß Brennpunkte ſuchen, in welchen das Volksthum in ſeiner Unverfälſchtheit zuſammenſtrömt und zum Ausdrucke kommt. Solche Brennpunkte ſind die bedeutungsvollen Tage und Ereigniſſe des menſchlichen Lebens: Taufen, Hochzeiten, Sterbefälle, große Elementarereigniſſe, und beſonders jene Vorkommniſſe, in welchen Luſt und Leid, Jugend und Alter, Weltſinn und Gottesglauben on mehreren Geſchlechtern auf einen Tag und eine Stelle concentrirt werden.

Ein ſolcher Brennpunkt iſt die goldene Hochzeit. Nicht jedes Dorf und nicht jedes Geſchlecht hat Gelegenheit, eine goldene Hochzeit zu feiern. Es kann ein Jahrhundert vergehen, ohne daß einmal ein greiſes Paar nach fünfzigjährigem Ehebunde mit den Pilgerſtäben vor dem Altare ſteht.

Eine ſilberne Hochzeit zu begehen fällt dem Bauer nicht ein. Die Jubiläenmanie kennt er nicht, und ſelbſt das greiſe Paar muß gewöhnlich von den Kindern und Kindeskindern, von der Pfarrgeiſtlichkeit und der Gemeinde gedrängt werden, daß es den höchſten Ehrentag ſeines Lebens öffentlich begehe — die goldene Hochzeit. In ſtiller Häuslichkeit alt geworden, ſtets nur der Familie und der Arbeit gelebt, widerſtrebt es

Digitized by Google

den Leuten, nun plötzlich der Mittelpunkt eines lauten Festes sein zu sollen, und was denn — meinen sie — für ein Verdienst dabei wäre, alt zu werden und den Ehestand gehalten zu haben, wie man es versprochen?

Ein altes Bauernhaus tief im Gebirge. Nie sind deren Besitzer in den Vordergrund getreten, Niemand, als das Pfarramt und die Steuer- und Militärbehörde, hatte sich um sie gekümmert. Auf einmal aber wird's laut, die alten Leutchen wären fünfzig Jahre verehelicht — eine goldene Hochzeit! Durch allerlei Ueberredungskünste wird ihnen die Einwilligung abgenöthigt, da rüstet sich die Gemeinde und blickt mit hochgestimmtem Gemüthe dem Tage entgegen.

Am Morgen des Festtages schon krachen die Böller. Die Dorfmusikanten gehen dem Hochzeitszuge entgegen, der aus dem Engthale kommt mit allen Kindern, Enkeln und Urenkeln des alten bräutlichen Paares. Dieses in seinem schlichten Sonntagsgewande sitzt auf einem Wäglein und schaut ganz erschrocken und hilflos drein, als die Trompeten und Pauken schmettern, als alle Kirchenglocken anheben zu läuten, wie wenn der Bischof einzöge, als es die hellen Fahnen wehen sieht über den Giebeln der Häuser, als es die Menschenmenge erblickt — woher nur so viele Leute kommen können! — welche still und ehrerbietig an beiden Seiten des Weges steht! Der greise Bräutigam schaut verblüfft drein, die greise Braut hält die Hände gefaltet und flüstert: „So viel Ehr' sind wir gar nicht werth."

Jetzt, am Eingange des Dorfes, wo ein Bogen aus Tannenreisern über die Straße gespannt ist, müssen sie aussteigen. Die Priester sind da in Chorröcken, um das goldene Paar zu empfangen. Die Hochzeitsgäste — heute möchte Jeder und Jede Hochzeitsgast sein — werden geschmückt mit

Digitized by Google

Blumen und Bändern. Der Hochzeitsleiter hat sich noch an die Männerwelt mit der Anrede gewendet: „Manner! Heut ist ein feierlicher Tag, heut' gehen wir nicht mit der brennenden Tabakspfeifen zur Kirchen!" Worauf ihm vielstimmig die Antwort gemurmelt wird: „Wir wissen's wohl eh!"

Nun geben sie dem Bräutigam und der Braut Pilgerstäbe in die Hand, die am Knauf mit rothen Rosen geziert sind. Der Bräutigam an Seite des Pfarrers, die Braut an Seite des Kaplans, voran die Musikanten, hinten drein der unabsehbare Hochzeitszug, so ziehen sie mit klingendem Spiel, unter Glockengeläute und Böllerknall in die Kirche ein. Diese ist festlich geschmückt und beleuchtet. Unter den Hochtönen der Orgel läßt sich das Paar, im Arm die aufragenden Pilgerstäbe, vor dem Altare nieder auf das Kniepult; der Pfarrer legt der Braut einen grünen Kranz auf das graue Haar und setzt dem Bräutigam eine Krone, kunstreich aus Rosen gewunden, auf das greise Haupt. Die alten Leutchen senken ihre Köpfe und zittern leise vor Erregung. Rings um sie ist der Kreis weißgekleideter Jungfrauen, schmucker Junggesellen bis herab ins Kindesalter. Das sind die Enkel und Urenkel. Hinter ihnen stehen betagte Männer und Weiber, bausbackige Knäblein und Säuglinge auf dem Arm. Großeltern halten die Enkelkinder, und halten sie empor, daß die jungen hellen Aeuglein das Urgroßelternpaar sollten sehen können, welches heute so herrlich angethan und doch in tiefster Demuth vor dem Altare kniet.

Die Orgel klingt aus, der Pfarrer erscheint und hält in tief empfundenen Worten einen Rückblick auf das leid- und freudvolle Leben des goldenen Paares. Er gedenkt des Trauungstages vor fünfzig Jahren, er gedenkt Derer, die, damals bei dem Hochzeitsfeste anwesend, längst in der Erde

Digitized by Google

ruhen. Er gedenkt der braven Kinder, die das Paar erzogen hat, und auch Jener, die Gott früh zu sich genommen. Des lieben Sohnes gedenkt er, der fürs Vaterland gefallen und ferne der heimatlichen Erde begraben ist. — Dann richtet er seine Betrachtung auf die Zukunft, auf den Pfad des Alters, der immer steiler werde und beschwerlicher, spricht die Hoffnung aus, daß die Gemeindegenossen so wie heute auch in Zukunft den Leutchen zur Seite stehen werden und befiehlt sie in den Schutz des Herrn.

Nach solchen Worten erneuert der Priester den Ehebund. Er fragt den Bräutigam, ob er mit seiner ihm vor fünfzig Jahren angetrauten Gattin auch in Hinkunft weiterleben wolle in Lieb und Treue? Der Greis nickt ein wenig mit dem Haupte. Desgleichen fragt der Priester die Braut, und desgleichen sagt sie: Ja. Nun legt er ihre Hände aneinander, die alten runzeligen, schwieligen Hände, die vor fünfzig Jahren von jungem Puls durchfluthet hier aneinandergelegt worden waren ....

Wer die Mienen der Versammelten — die Kirche ist überfüllt von Menschen — betrachten wollte: ganz gleichgiltig bleibt in diesem Augenblicke Keiner. Dort an der Wand sehe ich einen jungen Menschen stehen. Dem schüttert ein innerer Krampf den ganzen Körper, dicke Thränen rinnen über seine Wangen und fast gelingt es ihm nicht, seiner Seelenbewegung Herr zu werden, ohne daß die Umstehenden darauf aufmerksam würden. Dem Armen haben sie vor wenigen Monaten nach kaum zweijähriger Ehe seine junge, geliebte Gattin begraben. — In einem dunklen Winkel unterhalb der Kanzel sitzt ein Mann, der hat einen starren, finsteren Blick. Er hat mit seinem Weibe harte Sträuße und Kränkung jeden Tag. Wenn das Joch dauern soll bis zum fünfzigsten Ehejahre! — Ganz

Digitized by Google

hinten, wo die Glockenstricke niederhängen vom Thurm, steht ein blühender Bursche, und hellen Liebesglückes voll lugt er auf ein schönes Mädchen hin, das nicht weit davon in einem Stuhle sitzt. In wenigen Tagen wird er mit ihr Hochzeit halten — die eiserne, die Niemand biegen und Niemand brechen wird. Und so Gott will, in fünfzig Jahren die goldene. Wie schön ist doch die Welt! —

Nach der Trauung feierliches Amt. Der Bräutigam nimmt mit zitternden Händen die Krone von seinem Haupt; vor dem Sacramente geziemt ihm Demuth. Der hochfestlichen Musik am Chore aber hört man's an, daß sie heute mehr dem greisen Menschenpaare als dem Sacramente gilt. Nach der Messe tritt aus der Sacristei ein Mädchen im weißen Gewande und auf dem blonden Lockenhaupt einen Rosmarinzweig. Es trägt auf einer Tasse zwei Flaschen mit Wein, welcher nach dem Trunke des Priesters und des Brautpaares von den Hochzeitsgästen in der Kirche den zum zweitenmal Vermählten zugetrunken wird. Dann vollzieht sich der Zug aus der Kirche ins Wirthshaus, wo das sechs bis acht Stunden lang dauernde, mit Tänzen unterbrochene Festessen nach den gewohnten und bekannten Hochzeitsgebräuchen*) stattfindet.

Neben dem Ehrenplatz des goldenen Paares an der Wand lehnen die Pilgerstäbe. Diese pflegen hernach in der Kirche aufbewahrt, und dereinst den goldenen Hochzeitern in den Sarg mitgegeben zu werden. Nun, einstweilen wollen wir essen und trinken. Die zwei Leutchen aus dem Hintergebirge haben wohl in ihrem Leben so feine Sachen nicht gegessen, als ihnen heute vorgesetzt werden. Sie haben sich

*) Rosegger: Volksleben in Steiermark. Wien.

Digitized by Google

in ihr heutiges Schicksal schon ergeben und lassen sich's schmecken. Die Geistlichkeit, die Lehrerschaft, der Gemeindevorstand, der Doctor, der Kaufmann, der Gutsherr sind da, frohe Sänger sind da, und erst die schönen Frauen! Die vornehmsten Leute der ganzen Gegend drängen sich an das goldene Paar und sind ehrerbietig, wie vor einem Königsthron.

Es ist, als ob Jeder und Jede in dem greisen Brautpaare seine eigenen Eltern oder Großeltern sähe.

Der Hochzeitsleiter ist fortwährend thätig, um alles auf das Schönste zu ordnen und zu reimen, und die „Brautmutter" (die Hochzeitsmutter, wozu die allverehrte Frau Kaufmännin gewählt worden ist) wird nicht müde, in herzlichster Weise die alten Leutchen zu betreuen und für ihr Wohl zu sorgen.

Die Gedrücktheit der alten Leutchen hat sich verflüchtigt, sie werden ganz munter und zwischen den Speisegängen thut der Bräutigam sein Pfeifchen hervor und will Eins anstopfen. Jetzt kommt aber der Kaufmann mit feinen Cigarren, da ist's nichts mit dem Pfeifchen. Immer kommen und gehen Boten; sie bringen Blumensträuße, Seidentücher, silberne Kreuzlein und allerlei andere schöne und praktische Dinge, um mit solchen Geschenken das Brautpaar zu ehren. Die Braut schlägt ein- ums anderemal die Hände zusammen und meint, es wäre all zu viel und all zu schön für so alte Leut'! und freut sich. Worüber sie sich jedoch am meisten freut, mit einem Glücke freut, das sie nicht aufzeigt, sondern still in sich verhüllt trägt: die Enkel und Urenkel sind es, die sie an der Tafel umgeben und wovon die Kleinen an ihren Schoß, an ihren Busen herankriechen und ihr mit rosigen Gesichtlein ins Auge lächeln.

Digitized by Google

Als endlich der Abend zu dämmern beginnt und im Speisesaale die Lichter angezündet werden, schleicht sich durch die fröhlich hin und her wogende Menge ein unbekannter Mensch herein, so etwas wie ein fahrender Sänger. Im Gewande fahl und im Gesichte braun, in Haar und Bart verwildert, aber ein sanftes Auge und ein beredter Mund. Bescheiden und unverschämt zugleich drängt er sich vor bis zu dem Tisch, wo das Brautpaar sitzt. Dort macht er seine Verneigung und langt nach einem Glase Wein. Da die Leute auf ihn aufmerksam und ruhig geworden sind, hebt er an, leise und inniglich gegen das greise Paar gewendet, so zu sprechen:

„Mei liabs guldanas Brautpor!

Da heundigi Tog is sa schen, as wia wann er von Himel wa gfolln. Don und won laßt er oan ower, unser Herrgott, an glückselign Tog. Vor funfzg Johrn is ah oana gwen. Ees zwoa Leutl seids selm in unserer liabn Pforkirchn vorn Oldor gstondn, jung seids gwen und gern hobbs Enk ghobb, wir Odam und Ever in Poradeis. Ober Gott Lob und Donk, zan Enk is koan gstrenger Engl kema mitn glüatign Schwert, der Enk austriebn hät; a freundlicher Engl is keman und hot Enka Lebn und Liab beschützt. Schauts, und wo zwoa Ehleut guat mitanonda lebn, Glück und Freud mitanonda thoaln, Kreuz und Leidn mitanonda trogn und wia guati Kamerodn zsomholtn in olln Stuckn, schauts, nochher is de Welt jo ah a Poradeis.

Seit funfzg Johrn! Wos is Olls gschechn af da Welt! Selm hots noh koan Dompfwogn gebn, und z Fuas hobbs miassn za da Herschoft stiefeln und in Grosn,

oder in Omtmon — an ſtockfrembbn Menſchn — bittn, daß er Enk heiratn loßt! Wos hots ſeitdem Trüma gebn af da Welt! ober Ees hobbs in Sturm übadaurt und ſeids feſtgſtondn. Und derawegn ſog ih: Da Baurnſtond is ſtirka wia da Hernſtond, und des kimbb do her, weil der ehrnfeſti Baurnſtand von unſern Hergottn eingſetzt worn is, ſa guat wia da heiligi Eheſtond.

Seit funfzg Johrn! Wos is in unſern liabn Dörfel ſid der Zeit Olls vagonga! Wia viel Junggſelln und Jungfrauna, de ban Enker erſtn Hohzat friſch und luſti ſein gwen wir a Lercherl in Mai — kaum a hondvul Erdn is von eahna mehr afn Freidhof. Ober Ees Zwoa ſeids ſtehnbliebn, wir a Feichtnbam und a Lindnbam nebn anondaſtehn — da Blitz zuckt drüba hin und trifft nit, d Vögerla baun in Wipfeln eahna Neſt und ſingen. Bravi Kinda hobbs aufzücht, fürs Vodaland und fürn Baurnſtond; herzliabi Ehndlleut und Urehndlleut ſein nochgruckt, und daß da guadi Loi (die gute Gattung) nit ohkimbb, des gfreut ins.

. . . Imeramol woas eahm unſa Hergott nit viel Freud zmochn mitn Leutn af da Welt. Ungrecht ſeins und foiſch und thoan oanonda ſo viel gern peininga. Und wan er derawegn ima rechtſchoffn vadriaßler is gwen, unſa Hergott, do hot er ſih mit ſeini Ellbogn af an Wulknpulſta gloant, hot owagſchaut af Enker Haus und hot lacherlad gſogg: „De zwoa Leutl, de gfolln ma. De ſuln a guldani Hohzat dalebn . . . Und eppa gor a Deamantani ah noh. De zwoa Leut gfreun mih, de loß ih banonda. — Und a ſo hobbs in heundin Tog glückla dalebb. Gern ſchaut mar Enk on.

Mei liabi, ehrnreichi Braut! Da grean Kronz af Uichan ſilbaweißn Hor is a Zoachn, daß dar einweni

jung seid bliebn. Und Ihr, mei topferer hochongsechna Bräutigon, die Kron af Uichern Haupp is a Zoachn, daß da treu und monbor seid gwen in guatn und bösn Togn. Und da Pilgastob in Enkern Händn deudt uns on die longi Pilgaroas durchs irdischi Jomathol. In rechtn Weg seids gongan und hobbs ins Olln a guats Beispiel gebn, wia ma s ongehn muas, daß ma glückler und brav is und — wia s Gott will! — a hochs ehrnreichs Olta dalonga kon. Und deswegn thoan mar Enk heunt ehrerbieti grüassn. Und deswegn is da heuntigi Tog a Festtog fi die gonz Pfor. Und wan die Pöller krochn und die Gloggan klingen, sa is dos wir a Freudnschrei und wir a Donkgebet zan liabn Gott, daß er Enk beschützt hot bis zan heuntin Tog. Und is ah zgleich a deamiatigi Bitt, daß er unsa guldanas Brautpor noh long jung und gsund bleibn lossn sult af der schen Welt.

Ih heb mei Glaserl Wein und die gonz Pfor stimbb ein, wan ih ruaf: Unsern liabn guldanan Brautpor Glück und Segn!"

Mit tief gesenkten Häuptern hat das Greisenpaar den Spruch über sich ergehen lassen. Als er nun gesprochen ist, erhebt sich kein Hochgeschrei und kein Gläserschrillen, in fast feierlicher Stille stehen und sitzen die Leute da, als warteten sie darauf, daß nun der liebe Gott persönlich zur Thür hereintreten und „Glück und Segen" über das Greisenpaar ausstreuen müsse. Die Musikanten blasen ihm schon den Eintrittsmarsch. Die jungen Burschen und Dirndeln aber meinen, unsers Herrgotts Eintrittsmarsch sei eigentlich ein steirischer Walzer — und laden einander zum Reigen. Obzwar dieser Tag dem ehrwürdigen Alter gehört, so lassen sich die jungen Leute darob ihr Recht nicht verkümmern. Jener junge Mensch,

Digitized by Google

der nach so kurzer Ehe sein Weib verloren, irrt freilich allein draußen in der dunklen Nacht um. Der Andere steht heute wie alle Tage in herzversengendem Zweikampf mit seinem „Hausdrachen". Der junge Bursche jedoch, der demnächst an sein Dirndel geschmiedet werden soll, ist heute schon Arm in Arm mit ihr verflochten, und so fliegen sie durch den Tanzboden. Es wird an diesem Tage weder gejohlt noch gebrüllt, wie bei anderen Hochzeiten, denn die ernste Bedeutung des Festes liegt in Aller Herzen; allein des jungen Mannes Lust ist so unbändig, daß sie, gleichsam eine Liedesknospe, plötzlich aufspringt in einen gellenden Juchschrei. Und jetzt ist Sang und Klang entfesselt allerwärts. Tanzend singen sie, in Gruppen stehen sie beisammen und singen, und alte frohe Lieder, die Keiner eigentlich gelernt hat: Jeder kann sie, denn sie liegen in ihrer Natur. „Ja!" singt Einer und guckt dem Mädel in die Augen:

„Ja, Dirndl, die Liab
Is a gspoasiger Kauf:
Das Herzl verschenkt ma,
Den Kopf giebt ma drauf."

„Ist halt so," sagt sie und trällert dem Burschen das Liedel an die Brust:

„Ka Tag ohne Sunn
Und ka Nacht ohne Stern,
Und ka Herz auf der Welt,
Däs koan anders hätt gern."

Ein Zweiter singt:

„Wia höher die Alm
Und wia schärfer der Wind,
Wia schöner das Dirndl,
Wia kleaner die Sünd."

Digitized by Google

Darauf ein Mädel:

„Wia höher die Alm
Und wia frischer das Kraut,
A jeds Dirndl is a Narr,
Däs an Buabn z viel traut."

Das regt einen Anderen an, seinen Grundsatz zu offenbaren:

„A Jahr ohne Mai
Und a Zweig ohne Blatt,
Und a Liab ohne Treu
Is a Bild ohne Gnad."

Darüber giebt ein Jäger seine Erfahrung kund:

„Oft is halt die Treu
Wir an Hirschn sei Gweih,
Ma verliert's monchmol gschwind,
Daß ma s gor neama findt."

Nun hört man aus dem Hintergrund eine Stimme:

„Ih bin wohl ka Steirer,
Ih bin ka Krowat,
Ih bin nur dem Dirndl
Sei Schlafkamerad."

Diese gottverlassene Aeußerung wird zurückgewiesen. Ein strammer Bursche stellt sich mitten im Tanzboden auf und ruft laut: „Wer Sauglocken läuten will, der soll heut' daheim bleiben!"

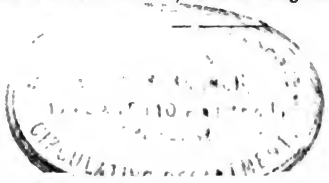
„So ist's!" stimmen andere Burschen bei. Und kein Anzügliches oder Zweideutiges wird mehr gehört.

So geht es fort in harmloser hochgemuther Heiterkeit. In allen Beinen, auch in den alten, beginnen die steirischen Ländler zu zucken, die Grauen rühren sich, geben mit den Schuhspitzen Takt, wiegen mit dem Oberkörper, erheben sich

Digitized by Google

langsam und beginnen sachte zu hopsen. Jetzt kommt ein blühender, lustiger Bursche zur greisen Braut heran, nimmt sie am Arm; ein dralles, flinkes Dirndel kommt, packt den greisen Bräutigam an der Hand, und trotz alles Sträubens müssen sie mit auf den Tanzboden. — „Jessas und Josef!" kichert die Braut, „seit dreißig Jahren hab' ich nimmer tanzt, thät ja ganz damisch (schwindelig) werden!" Da reigt sie unter allgemeinem Jubel schon mit dem Burschen dahin, und hinter ihr nach der Alte mit dem jungen Dirndel. — Nur eine einzige Runde, dann ist's freilich schon wieder aus, die Jungen begleiten das goldene Paar auf seinen Platz und machen einen schönen Knix. Den Schweiß wischen sich die alten Leutchen von dem Angesicht; weniger hat sie die Anstrengung erhitzt, als die innere Erregung. Und wie jetzt ihre kleinen Aeuglein leuchten! Es ist wie das kurze Aufdämmern einer längst vergangenen Zeit, da sie selbst jung und in blühender Lieb' sind gewesen. — Aber das Alter ist ein eifersüchtiger Patron, schon zupft und mahnt es das hochzeitliche Paar, seiner nicht zu vergessen. Mitternacht vorüber, es ist Zeit zur Heimfahrt. Von dem Hochzeitsleiter und der Brautmutter werden sie unter allgemeiner Begleitung mit Musikklängen hinausgeführt zum Wagen. — „Wir bedanken uns tausendmal, wir bedanken uns tausendmal!" sonst vermögen sie nichts zu sagen. Die Pferde ziehen an, das Paar fährt davon, und lange noch klingen ihm dihochzeitlichen Töne nach.

Endlich ist alles verklungen und versunken. Neben ihnen nichts als die dunklen vorübergleitenden Büsche und Bäume, über ihnen der funkelnde Sternenhimmel. So fahren sie heim in ihr stilles Haus, um in demselben die Mühsal des hohen Alters und die Todtentruhen mit Ergebung zu erwarten.



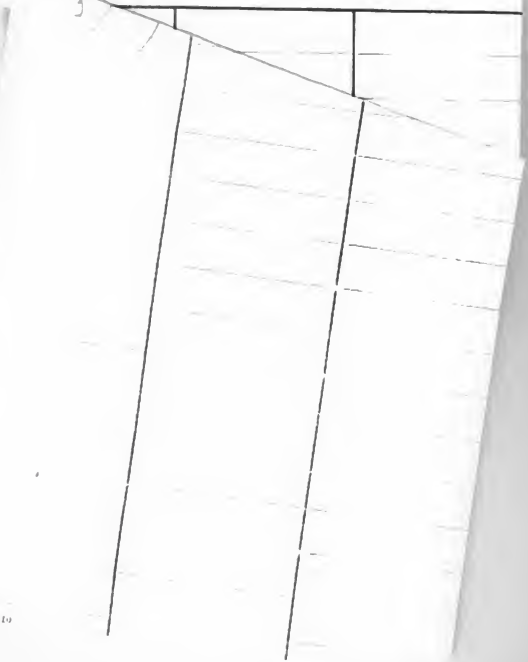
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building



Digitized by Google

Digitized by Google